Ex Electorali Bibliotheca
Serenis Vtriusq. Bauariæ
Ducum.

Bild 1846

<366334966100 18

<366334966100 18

Bayer. Staatsbibliothek

Bib: 1646. —

Ph. Pr. 379.

Duval Pyrau

Philos. Ethicae Instit. 2321.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

R

Catechismus

des

gesellschaftlichen Menschen

Aus dem Französischen

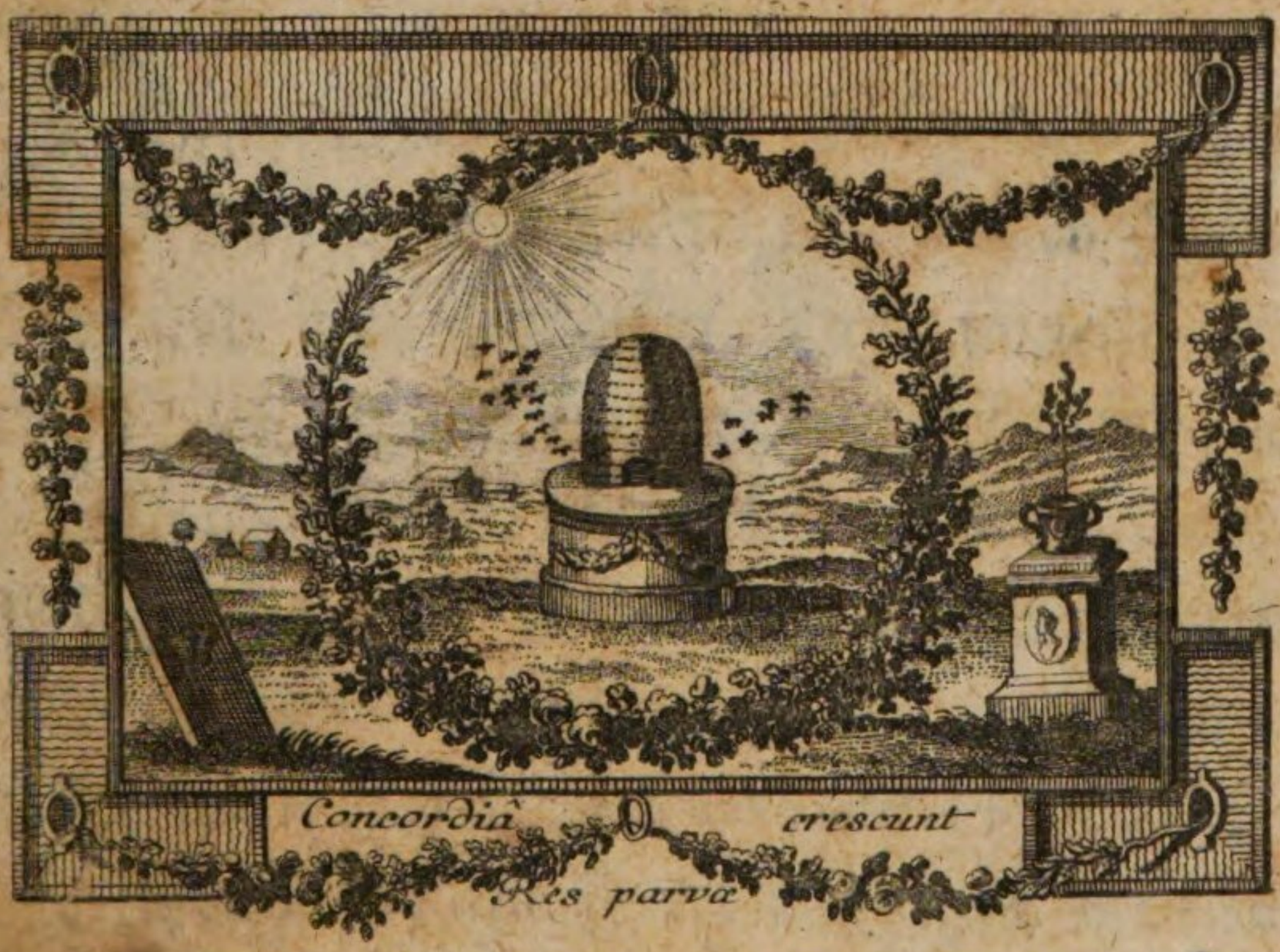
des

Hrn. Abbe Duval Pyrau

Hochfürstl. Hessen-Homburgischen Hofraths
und Mitglieds verschiedener Academien

übersetzt.

Hoc est
Viuere bis, vita posse priore frui.
MART.



Frankfurt und Leipzig 1776.
Bey den Gebrüderen van Düren.

An

Ihre Majestät

Catharina II.

Katserinn aller Reussen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Das Schicksal der Philosophie ist, daß sie ihre Entstehung wilden Menschen und ihre schönsten Tage ungesitteten Leuten zu verdanken hat. Kriechend in Aegypten, Indien und Persien, wo sie entstund; kühner in Griechenland, wo sie sich empor schwung, unfruchtbarer in Alexandrien und in Rom, wo sie kraftlos schmachtete, scheint sie, ihr Feuer und ihre Kräften

zweytausend Jahre lang nur in der Absicht zusammengezogen zu haben, um Europa zu erleuchten, zu den Nordischen Eisgebirgen überzugehen, die dasigen Einwohner zu entzünden und ihre Leuchte auf den Rußischen Tron zu stellen. Elisabeth (*) hatte sie an den Tron ihrer Väter berufen, Christina (**) hatte sie neben sich auf den ihrigen gesetzet; dieß war viel. Peter der Grosse fragte sie bey den Nationen, die sie ausübten, um Rath; dieß war mehr. Eure Kaiserliche Majestät breiten den Geist derselbigen in Dero weiten Staaten aus, lassen ihr Licht bey solchen Völkern, die vor wenig Jahren noch nicht einmal Menschen zu seyn wußten, überall leuchten und geben sie ihnen statt der Fessel; dieß heißt, sie so viel als möglich dem Himmel, von welchem sie herabgekommen ist, nähern und mehr als viertausend Jahre nach der Schöpfung den letzten Zug zur Aehnlichkeit des Schöpfers

zeich-

(*) von Böhmen, Friedrich V. Churfürsten von der Pfalz Tochter.

(**) Königinn in Schweden, Tochter des Gustav Adolph.

zeichnen. Die Sonne bestralet nicht mehr einsame und herumirrende Russen; wenn ihre Hand den Donnerkeil und das Schwerdt, so **Eure Majestät** ihnen anvertrauet, niedergelegt hat, so weiß sie den Pflug und den Griffel, das Seherohr und den Zirkel zu ergreifen, aus allem dem, was die Kunst nützliches hat, Nutzen zu ziehen und alles das, was sie gefährliches hat, anzufesseln. Schon wälzet er von einem Welttheile zum andern das Gold und die Reichthümer fort, welche er aus einer Erde zieht, die er fruchtbar machet und welche unermeßliche Wälder mit ihren drückenden Schatten bedeckten; schon dienet er dadurch den Nationen zum Muster, deren Tugenden er kaufet, und muntert jene herumstreifenden Horden von Menschen, welche die Wildheit noch der Gesellschaft versagt, auf, einen Ring zu der Kette der Liebe herzugeben, welche den Mensch an den Mensch und die Natur an GOtt verbinden soll. Er kündiget drey Welttheilen an, daß eine unzählige Menge von Einwohnern des vierten ihre gesellschaftliche Morgenröthe einem Regenten, der Staatsbürger war, und ihr Glück einer

Frau zu verdanken habe. Ich habe ihre Stimme gehöret und aus ihren Tönen zu bemerken geglaubt, daß man ihre Glückseligkeit vergrössern und ihnen in ihrer Dankbarkeit helfen könnte, und ich habe es gewagt, eine so edle Unternehmung zu versuchen. Wenn die Liebe gegen das menschliche Geschlecht, welche mich belebt, meinem Opfer einigen Werth beylegen kann, so öfne ich das geheiligte Buch ihrer Gesätze unter den Augen **Eurer Kaiserlichen Majestät** und spreche zu **Dero** Füssen die heiligen Grundsätze aus, welche einen Plato, Aristides und Titus bildeten. Ich habe mich vor den Vater der Natur hingestellet, um sie niederzuschreiben, und ich habe dasjenige abgeschrieben, was er in das menschliche Herz, welches er mir immerfort offen gehalten, eingegraben hat. Auf der Asche eines Socrates und Cato, eines Gerbert und Galilai, eines Baco und Ramus sollte man die Pflichten des Menschen und des Staatsbürgers aufzeichnen; wenn ich das Glück gehabt hätte, sie zusammenzusammeln, so würde ich fühlen, wie sie mich mit Freuden über sie erhöbe, um diese Schrift **Eurer Kaiser-**

ferlichen Majestät darzubieten. Vielleicht werden in dem nemlichen Augenblicke, da Eure Majestät dieß Buch aufzuschlagen würdigen wird, diese verehrungswürdigen Verstorbenen zu einander sagen: „Warum haben wir ihre Regierung „nicht gesehen! die Erde würde nicht „mit unserm Blute und mit unsern „Thränen befleckt seyn.“ Dieß wird der Augenblick seyn, da Marcus Aurelius von sich selbst an sich selbst schrieb (*) und da Julia (**), als sie an das Glück der Welt dachte, ausrief: „ich will ihr einen „tugendhaften Sohn hinterlassen.“ Möchten Eure Kaiserliche Majestät ihre Glückseligkeit vermehren, indem Dieselben Dero Thaten in Grundsätzen wieder finden und dasjenige wieder lesen, was Dieselben gethan haben, um Dero Trone

---

(*) Ein Werk dieses Kaisers.

(**) Julia Mammäa, Kaiserinn, Mutter des Alexander Severus, den sie tugendhaft und empfindsam bildete. Sie war für diesen Fürst, was Fenelon für den Herzog von Burgund war.

einen Dero Grösse gleichen Erben zu geben! Möchten Dieselben den Eifer eines Mannes nicht misbilligen, der zwar unberühmt, aber wahrhaft und frey ist, der keine andere Sprache, als die Sprache der Wahrheit, und keine andere Leidenschaft als die Liebe gegen die Menschen und gegen die wohlthätigen Regenten kennet.

Ich bin mit der tiefesten Ehrfurcht

Eurer Kaiserlichen Majestät

allerunterthänigster

Abbe Duval Pyrau.

Vorrede des Verfassers.

In der völligen Ueberzeugung, daß der Schwärmer und der Ruchlose die einzigen seyn werden, die nach der Durchlesung des Titels dieses Werk wegwerfen, biete ich es jedem Menschen an, der es aufschlagen will. Ich habe es für jeden geschrieben, der seines Gleichen zu ehren, einem Vaterlande zu dienen und einen GOtt zu lieben hat; und ich glaube, ihm damit ein nützliches Geschenk zu machen. Sein Herz zum Guten bereiten oder es dazu offen halten; es vor dem Bösen verschliessen oder noch weiter davon entfernen; vor seine Augen oder vor seine Handlungen die Fackel stellen, welche das Glück der Gesellschaft und den Ruhm der Staaten zeigt; ihn endlich in Ansehung der schwachen oder gefährlichen Mittel erleuchten, welche seine unsichern Hände anwenden möchten, um die Tugend zu erreichen oder sie zu vertheidigen; dieß ist die Arbeit, die ich mir vorgesetzt habe. Wir haben hundert Catechismen, welche den

Vorrede des Verfassers.

Glauben der Menschen nach ihren Lehrsätzen vestsetzen, und nicht einen, der sich in eine genaue und umständliche Abhandlung von ihren Sitten einläßt. Alle sind gut, um Menschen zu einer geheimnißvollen Frömmigkeit zu führen, und keiner ist hinreichend, sie zu einer frommen Geselligkeit zu führen. Ist denn der Mensch einzig und allein darum auf der Welt, daß er glauben und Geheimnisse anbeten solle? Wenn sich seine Seele oft gen Himmel emporheben soll, geschieht solches nicht eben sowohl, um den GOtt desselbigen nachzuahmen, als um seine Blicke niederzuschlagen und sich zu demüthigen? Seine Anbetung soll ihn eben so wenig einsam als unfruchtbar machen; wenn sie ihm die Freyheit in Ansehung seiner Neigungen benimmt, so erinnert sie ihn, daß er ein denkender Sklave sey, welcher dem Menschen von seinen Handlungen, der Gesellschaft von seiner Ruhe und der ganzen Welt von seinem Glücke Rechenschaft schuldig ist, und daß, wenn er die ganze Welt, an welche er auf einige Zeit lang angefesselt ist, in Bewegung setzt, diese Bewegung der Trieb der Tugend seyn solle. Wenn

ein

ein Mensch GOtt um dasjenige befragte, was er thun soll, um ihn anzubeten, und wenn GOtt ihn würdigte, ihn seine Stimme hören zu lassen, so würde er ihm unfehlbar antworten: thue das Gute; und wenn ein Regent ihn um die Mittel befragte, die er anwenden soll, um die Anbetung desselbigen zu bewirken, so würde er gewiß keine andere Antwort von ihm erhalten, als: deine Tugenden. Dieß ist die Schlußfolge, welche man aus den geheiligten Büchern zieht, in denen er seinen Willen aufbewahret hat, und dieß ist der Beweis, daß er die geheimnißvollen Wahrheiten gleichsam von der Kette der moralischen Pflichten losgemacht hat, um diejenigen, welche die Sitten betreffen, zu Empfindungswahrheiten und zu Leitungsregeln zu machen. Endlich ist schon seit langer Zeit nach einem moralischen Catechismus gefragt worden, in welchem gar nichts von Geheimnissen vorkäme, und in welchem man alles lesen könnte, was für oder gegen die Sitten streitet. Ich habe die Nothwendigkeit davon eingesehen uud die Feder ergriffen; da ich damit zufrieden bin, daß ich sie für das Beste

und

und die Wohlfarth meines Gleichen geführet habe, begehre ich von ihnen zur Belohnung meines Eifers nichts anders, als daß sie die Grundsätze in Ausübung bringen, welche ich Ihnen vor Augen lege; ganz gewiß werden sie dadurch besser werden und mir niemals etwas zu leide thun. Ich habe Hülfsquellen und Erläuterungen nöthig gehabt, und ich habe welche gefunden. Es thut meinem dankbaren Herzen wehe, daß ich den Verfassern, von welchen ich sie geschöpft habe, die Ehre der Anzeige nicht erweise; aber ausserdem, daß sie meine Feder zu ihrem Ruhme nicht nöthig haben, habe ich meine Ursachen gehabt, sie nicht zu nennen, und wenn ich hier gestehe, daß ich mich oft ihrer eigenen Ausdrücke bedienet habe, so habe ich mich genug in Ansehung meiner Erkenntlichkeit erkläret, und genug bewiesen, daß meine Gründe vernünftig sind. Da ich in Ansehung der Fähigkeiten allzuweit unter diesen grossen Männern stehe, so bestrebe ich mich nur, ihnen an Liebe zu den Tugenden gleich zu werden, und, wenn sie dem menschlichen Geschlechte durch ihr Genie Ehre machen, so habe ich mir Ehre erwerben wollen,

indem ich demselbigen diene. Uebrigens wenn meine Grundsätze wahr sind, was liegt daran, wer meine Wohlthäter und meine Wegweiser seyen? Ich darf behaupten, daß sie keinen Lehrsatz angreifen, daß sie alle der Natur der Menschen eigen sind, daß sie seit dem Ursprunge der Dinge immer irgend einem aus dem Menschengeschlechte bekannt waren, und daß sie niemals gänzlich werden von der Erde verbannet werden, solang es auf derselbigen noch eine Religion und denkende Wesen geben wird. Nach diesem Bekenntnisse wird mir der Leser ohne Zweifel weder eiteln Stolz noch gelehrten Diebstal schuld geben, und wenn er, nachdem er mich gelesen hat, gesteht, daß die Wahrheiten, welche ich in diesem Werke vorgetragen habe, der Natur und unserm Wesen eigen sind, so wird er sagen, daß, da sie jederman in der ganzen Welt zugehören, diejenigen, welche vor mir davon geredet haben, eben so wenig die Erfinder derselbigen gewesen sind.

Ich habe dieses Werk in zwey Theile getheilt. Der erste enthält die Pflichten des

Men-

Vorrede des Verfassers.

Menschen, der andere die Pflichten des Staatsbürgers. In jenem stelle ich den Mensch vor sich selbst, vor seines Gleichen und vor GOtt; in diesem betrachte ich ihn nach den verschiedenen Ständen der Gesellschaft, und in allen suche ich ihm seine vornehmsten Pflichten zu erklären. Hier ist weder vom beissenden Witze der Satyre noch von Tadelsucht die Frage; hier ist nur allein von einem Unterricht für alle Stände und für alle Menschen die Rede. Besonders wenn eine Nation wäre, in welcher die Sitten durch die Niederträchtigkeit der Seelen, die Gesätze durch die Misbräuche, und die Menschen durch die Weichlichkeit verdorben wären, so würde ich für diese schreiben. Jeder, der mich beschuldigt, als wollte ich mich zum Lehrer der Könige und des menschlichen Geschlechtes aufstellen, hat niemals die Stimme der Jahrhunderte und der Menschen gehöret; und sie ist meine Anwort. Diese haben Licht gebracht und dieses Licht hat die Sklaven befreyet und die Tyrannen gestürzt. Die Anarchie ist nicht mehr vorhanden; die ehedessen mit den Altären, den Schlachtopfern und den Grabmälern des Despotismus und des

Aber-

Vorrede des Verfassers.

Aberglaubens befleckte Erde wird bald weiter nichts mehr davon haben, als das Andenken und die Asche; die Verfassungen der Stände sind abgewogen und die Künste zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht worden; es ist darum zu thun, die Gesellschaft zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen. Dieß ist der Endzweck der Natur und dieß muß das Werk der Regenten seyn. Es ist jedem Menschen erlaubt, es ist sogar seine Pflicht, die Steine zum Gebäude zusammenzutragen; die Pflicht der Könige ist, dasselbige aufzuführen. Ich habe selbst einen Stein zu dem Haufen tragen wollen, den die Tugend alle Tage vergrössert. Warum kann ich nicht meine ganze Seele daran heften und meinen Gedanken darauf eingraben! Mit den glühenden Ausdrücken, welche die Sprache der Ueberzeugung und das Geschrey der Wahrheit sind, würde ich den strafbaren Mensch ermüden und plagen, die Vorwürfe der Reue in seinem Herzen in Bewegung bringen, so wie ich das Herz des Tugendhaften klopfen machen würde. Möchten sie alle beide, indem sie mich lesen, das entzücken-

zückende Vergnügen empfinden, welches mich tröstet, indem ich schreibe! Möchten endlich meine Bemühungen, indem sie die Macht der Tugend auf Erden erweitern, das Dankopfer entrichten, welches ich, als Mensch, den ewigen Denkmälern schuldig bin, die so viele majestätische Regenten der Menschenliebe errichten! Es giebt keinen Mensch, der ihnen nicht eines in seinem Herzen errichten sollte, und wenn ich einen einzigen dazu habe bewegen können, ihnen diese Pflicht abzustatten, so habe ich die meinige gethan, und ich danke segnend GOtt dafür, daß ich sie erfüllet habe.

Vorbericht des Ueberſetzers.

Die Wahrheit iſt die nothwendige Nahrung einer freyen Seele; aber die Menſchen ſind zuweilen ſo verderbt, daß eben ſo groſſer Muth dazu erfodert wird, ihnen ſolche zu ſagen, als es Mühe koſtet, ihrem Geſätze zu folgen. Ich will den Verfaſſer des gegenwärtigen Catechiſmus nicht deswegen loben, daß er ſich in dieſem Falle befunden hat; dieſes Lob würde auf Koſten der übrigen Menſchen ertheilt werden und man iſt keinem groſſen Dank dafür ſchuldig, daß er ſeine Pflicht gethan hat. Ich will nur ſagen, daß er ſie nahe genug geſehen hat, um ſie zu kennen und daß er ferne genug geblieben iſt, um nur allein unter den Augen und nach der Natur zu arbeiten. Er hat ſie nicht in den kleinen Geſtalten der Geſellſchaft, ſondern in ihrer urſprünglichen Gröſſe und in ihrer erſten und reinen Schönheit geſehen. Sein Werk enthält alles, was über die Sitten gedacht worden iſt und noch gewiſſer alles das, was in Ausübung zu bringen iſt. Vielleicht wird man ihm den Vorwurf machen, daß er weitläuftig und wenig Perſonen begreiflich iſt. Allein dieſer Vorwurf iſt weder vernünftig

noch gegründet. Er hat für alle Menschen und für alle Stände geschrieben und in diesem Falle hat er auch diese nur kurz erkläret und der kleinen Anzahl die Sorge überlassen, sein Werk den andern zu erläutern. Die Artikel, welche er für ausgebildete Menschen abgehandelt hat, sind nicht weniger nützlich, als diejenigen, welche er zur Erziehung und Unterweisung der Menschen angegeben hat. Man lehret übrigens die Wissenschaften, man erkläret die Lehrsätze und die Geschicktesten sind nur noch grosse Kinder in der Wissenschaft des Glaubens. Jeder, der das Lesen versteht, wird die nothwendigen Wahrheiten des gegenwärtigen Catechismus fühlbar machen. Der Verfasser hat sich endlich ohne Zweifel Leser verschaffen wollen und die Schreibart lockt heute zu Tage deren mehr, als die Materie der Schriften. Um der Tugend selbst willen, deren Grundsätze er mit muthigem Eifer vorträgt und um des Nutzens meiner Nation willen, wünsche ich, daß ich ihm durch diese Uebersetzung Leser verschafft hätte. Man kann dieses Werk nicht mit Aufmerksamkeit lesen, ohne seine Seele gleichsam von neuem umzuschaffen, um sich eine eigene zu bilden und seinem Regenten und seinen Mitstaatsbürgern unter mancherley Rücksichten nützlich zu werden.

Verzeichniß der Artikel.

		Seite.
1.	Vom Menschen	1
2.	Von der Seele	4
3.	Von dem Gewissen	8
4.	Von der Tugend	19
5.	Von dem Laster	25
6.	Von dem Leben	33
7.	Von den Leidenschaften	41
8.	Von den Widerwärtigkeiten	47
9.	Von dem Glücke	53
10.	Von den Pflichten des Menschen	59
11.	Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst	60
12.	Von der Eigenliebe	61
13.	Von dem Hochmuth	65
14.	Von der Ehre	70
15.	Von dem Ruhme	78
16.	Von den Glücksgütern	85
17.	Von dem hohen Range	92
18.	Von der vornehmen Geburt	96
19.	Von dem guten Namen und von den Fähigkeiten	99
20.	Von den Pflichten des Menschen gegen Gott	103
	Gottesdienst.	
	Frömmigkeit.	
	Besuchung der Tempel.	
	Schwärmer.	
	Atheist.	
	Nothwendigkeit der Religion.	
	Offenbarung.	
	Lehrsätze.	

21. Von den Pflichten des Menschen gegen den Mensch 132
22. Von dem Mitleiden 134
23. Von der Wohlthätigkeit 140
24. Von der Dankbarkeit 145
25. Von der Gerechtigkeit 149
Schulden.
Verläumdung.
Sittsames Wesen.
Gefälliges Wesen.
Ehrerbietung.
26. Von den Freunden 165
27. Von der Liebe 176
28. Von den Ehegatten 185
29. Von den Eltern 215
30. Von den Kindern 244
31. Von den Herrschaften 252
32. Von den Feinden der Gesellschaft . . 259
Glaubensbekenntniß des Menschen . 263

Zweyter Theil.

Von den Pflichten des Staatsbürgers.

1. Von dem Staatsbürger 265
2. Von den Gesätzen 283
3. Von den Regenten 296
4. Von den Grossen und Vornehmen . . 326
5. Von den Staatsbeamten 330
6. Von den obrigkeitlichen Personen . . 338
7. Von den Generals und Kriegsbeamten 362
8. Von den Kaufleuten und Handwerksleuten 386
9. Von den Dienern der Religion . . . 390
Glaubensbekenntniß des Staatsbürgers 399

Catechismus
des
gesellschaftlichen Menschen.

Frage.
Was ist der Mensch?

Antwort.
Er ist ein Wesen, dessen natürliche Beschaffenheit ist, schwach zu seyn, und dessen Pflicht ist, nicht zu fallen.

Fr. Was versteht man durch Schwachheit?

Antw. Den Hang, die Ordnung leicht zu vergessen.

Fr. Was heißt Fallen?

Antw. Sie wirklich vergessen.

Fr. Was ist die Ordnung?

Antw. Sie ist die in Thaten gesetzte Vernunft. — Von Seiten GOttes, ist sie die auf die Begebenheiten der Welt angewandte ewige Weisheit. — Von Seiten des Menschen ist sie der Gebrauch jenes Funkens von Weisheit, so er von der Gottheit erhält.

Diese Theilnehmung an der Weisheit GOttes unterscheidet ihn von allen Wesen der Erde, macht ihn über sein Gesätz nachdenken, die natürliche Beschaffenheit und den Umfang desselben in Erwägung ziehen und solches beobachten. Und dieß nennet man Vernunft.

Fr. Warum heißt es hier, sie unterscheidet ihn von allen Wesen der Erde?

Antw. Weil kein anders, als er, durch sich selbst wirket.

Fr. Was für einen Beweis haben wir davon, daß der Mensch allein durch sich selbst wirket.

Antw. Ich empfinde es. Und diese Empfindung, die zu mir redet, ist stärker, als die Vernunft, die dawider streitet.

Fr. Wie begreift man das?

Antw. Ich habe einen Körper, auf welchen die andern wirken, und der auf sie wirket. Diese gegenseitige thätige Wirkung ist augenscheinlich gewiß; allein, ich verlange, ohne gesehen noch gehöret zu haben, das heißt, mein Wille hängt nicht von meinen Sinnen ab. Ich willige in etwas, oder ich widerstehe, ich erliege oder ich bin Ueberwinder, und ich empfinde wohl in mir selbst, wenn ich dasjenige gethan habe, was ich verlangt und gewollt habe, oder wenn ich einer stärkern Ursache nachgegeben

gegeben habe; ich habe immer die Macht, zu wollen, aber nicht die Gewalt, zu vollziehen.

Fr. Dieß wäre also ein feines Mittel sich zu entschuldigen, wenn man einen Fehler begangen hat?

Antw. Gar nicht. Wenn ich fehle, so handle ich nach dem Triebe solcher Gegenstände, die meinem Willen fremd und von demselbigen unterschieden sind; dieser erliegt nur unter der Macht der Augen, der Ohren, des Geschmacks, des Gefühls, kurz, der Sinne, die ich durch die Vernunft unterdrücken und zurückhalten sollte. Wenn ich mir aber meine Schwachheit vorwerfe, so höre ich nur meinen Willen an; durch das Böse bin ich Sklave und besonders durch die Gewohnheit angefesselt, und durch meine Reue bin ich frey. Die Empfindung meiner Freyheit erlischt nur erst alsdann in mir, wenn ich in das Böse verfalle und die Stimme der Seele verhindere, sich wider das Gesätz meines Körpers aufzulehnen.

Fr. Wir sind also frey in unsern Handlungen?

Antw. Ja, und eben deswegen von einem Wesen belebt, das unser Körper nicht ist.

Fr. Wie heißt dieses Wesen?

Antw. Die Seele.

2. Von der Seele.

Fr. Was ist die Seele?

Antw. Sie ist ein Geist, und der Geist ein Wesen ohne Umfang, das unvergänglich ist und mit der Materie nichts gemein hat.

Fr. Du sagst hier Sachen von dem Geiste, die du selbst nicht begreifen kannst?

Antw. Ich gestehe, daß, da der Geist nicht in die Sinne fällt, ich von ihm keinen einfachen, richtigen und deutlichen Begriff habe; aber ich kann das Daseyn eines Dinges nicht läugnen, dessen Wirkungen ich augenscheinlich vor mir sehe. Eine Maschine denkt nicht; das Nachdenken kömmt weder von der Bewegung noch von der Gestalt her. Die ganze Welt schränkt mein Verlangen nicht ein; meine Empfindungen, meine Unruhe, sogar mein Stolz haben einen andern Urgrund, als diesen Köper, an welchen ich mich gefesselt fühle.

Fr. Es giebt aber viele Menschen, welche läugnen, daß die Seele etwas anders sey, als die Materie?

Antw. Dieß ist keine Ursache, um ihnen zu glauben. Sie urtheilen, so wie ein Tauber, welcher das Vorhandenseyn der Töne läugnen wollte, weil sie sein Ohr niemals gerühret haben. Ich sehe deutlich, daß dasjenige, was in mir denkt, mein Körper nicht ist, und ohne

die

die Art, wie es vorhanden ist, zu untersuchen, glaube ich es. Welchen Weg die Natur auch nehmen mag, um sich fühlbar zu machen, so hat die Vorsehung bey dem Weisen immer Recht und bey dem Thoren und dem Freygeiste immer Unrecht.

Fr. Deine Gründe sind richtig; aber wir sehen, daß die Natur jedem Thiere gebeut?

Antw. Ja; aber das unverständige Thier gehorcht nur; der Mensch hingegen, welcher mit demselbigen den nemlichen Eindruck erhält, empfindet sich, und erkennet seine Freyheit, zu genehmigen oder zu widerstehen, und besonders in dem Bewußtseyn dieser Freyheit zeigt sich die geistige Beschaffenheit der Seele.

Fr. Aus diesem Grundsatze würde erfolgen, daß die Seele den Körper überleben müsse?

Antw. Allerdings.

Fr. Die Vereinigung des Körpers mit der Seele kann also getrennet werden?

Antw. Ja.

Fr. Kann aber der eine zergehen und die andere bleiben?

Fr. Ganz gewiß. Die Zerstörung des einen zieht die Zerstörung der andern nicht als eine Folge nach sich. Ihre Vereinigung war hingegen vielmehr ein gezwungener Zustand; wenn diese aufhöret, so kehren sie alle beide

wieder in ihren natürlichen Zustand zurück. Der wirkende Theil oder Wesen erhält wieder alle Kraft, die es anwandte, um den leidenden und todten Theil oder Wesen in Bewegung zu setzen. Der Mensch lebt, so zu reden, nur zur Helfte während seinem Leben und der Tod des Körpers ist beynahe der Zeitpunct und der Anfang des Lebens der Seele.

Fr. Was ist denn die nothwendige Ursache, warum die Seele den Körper überleben muß.

Antw. Der Wille GOttes, welcher, indem er sie unvergänglich erschuf, ihr die Kraft der Unsterblichkeit mittheilte. Uebrigens zeigt seine Vorsehung, die wegen des Sieges des Bösen und der Unterdrückung des Gerechten, welche die von ihr eingesetzte allgemeine Uebereinstimmung stören, gerechtfertiget werden muß, daß nicht alles für uns sich mit dem Leben endige und daß mit dem Tode alles wieder in die Ordnung zurück kehre.

Fr. Die Seele ist also die Urquelle alles dessen, was in dem Menschen groß ist?

Antw. Ja; niemals wird der Mensch sie ernstlich zu Rath ziehen, ohne besser zu werden. Er wird von einem heftigen Eifer entzündet, wenn er auf dem Wege des Guten wandelt; er wird schamroth wenn er gefallen ist. Eine heilige Ehrfurcht aegen die Tugend feuert ihn an, so wie der Abscheu vor dem Laster ihn

er-

erschüttert. Wehe dem Boshaften, welcher nicht in seiner Seele diese für den Gerechten so trostvolle Worte geschrieben findet: Thu das Gute, so wirst du glücklich seyn! Aber noch weit mehr Wehe demjenigen, der ihre Stimme erstickt hat! Ihr Stillschweigen prophezeiht eine ewige Beschämung.

Fr. Wer kann aber das Glück, welches sie verspricht, erreichen?

Antw. Der Mensch, der unsträflich lebt.

Fr. Wer ist denn der Mensch, der unsträflich lebt?

Antw. Derjenige, der sein möglichstes thut, um gerecht zu seyn; der den Himmel um dasjenige bittet, was dazu nothwendig ist, um es zu werden, und ihm hernach segnend danket, wenn er es erhalten hat. Die Rechtschaffenheit steckt in dem Willen, den GOtt gegeben und gebilligt und den die Vernunft geheiliget hat.

Fr. Giebt es eine Regel, aus welcher wir wissen, wenn der Wille von GOtt gut geheissen wird?

Antw. Ja, und diese Regel ist das Gewissen. Auf die unveränderliche und unumstößliche Leitung dieser Regel müssen sich alle andere beziehen.

3. Von dem Gewissen.

Fr. Was ist das Gewissen?

Antw. Es ist jener göttliche Trieb, der uns in unsern Handlungen leitet. Es ist jene unsterbliche Stimme, die, als ein untrüglicher und unfehlbarer Richter des Guten und des Bösen, den Mensch Gott einigermassen ähnlich macht, wodurch seine Natur vortrefflich und erhaben und seine Handlungen sittlich werden.

Fr. Das Gewissen ist also das größte Geschenk, das Gott den Menschen hat geben können?

Antw. Ohne dasselbige empfindet der Mensch fast nichts in sich, das ihn über das unvernünftige Thier erhebe; nichts, als das traurige Vorrecht, von Irrthümern in Irrthümer zu stürzen, und vermittelst eines Verstandes ohne Regel und einer Vernunft ohne Grundsätze von einem Fehler zum andern herabzusinken. Der Mensch hat einen über das unvernünftige Thier erhabenen Verstand, als welches nur empfindsam ist; aber sein Gewissen muß ihn leiten. Es giebt Wesen, die nur verständig, andere, die nur empfindsam sind; das Vorrecht des Menschen besteht darinn, daß er beides ist, und daß er überdieß noch die Regel und das Maaß dieser beiden Charaktere besitzt.

Fr. Wenn diese himmlische Stimme zu allen Herzen spricht, warum giebt es deren so wenige, die sie anhören oder die ihr folgen?

Antw. Weil sie mit uns die Sprache der Natur redet, und alles macht uns diese vergessen. Das Gewissen ist furchtsam, es liebt die stille Ruhe und den Frieden; es wird von dem lärmenden Geräusche erschrecket und die Welt zwingt es entweder zum Stillschweigen oder zur Flucht, oder zum wenigsten verhindert sie es, sich hören zu lassen. Eine falsche Frömmigkeit, ein Eifer ohne Einsichten erkühnen sich, seine Stimme nachzumachen und oft das Verbrechen einzugeben; wenn es zu viele Hindernisse findet, so wird es überdrüßig, spricht oder antwortet nicht mehr, und wenn seine Stimme so lange Zeit verachtet worden ist, so kostet es eben so viele Mühe, es wieder zurück zu rufen, als es gekostet hatte, dasselbige zu verbannen.

Fr. Du sagst, das Gewissen rede mit uns die Sprache der Natur, und die Natur täuschet uns.

Antw Die Natur täuschet uns nicht. Wir glauben oft ihrem Triebe zu folgen und wir widerstehen demselbigen. Wenn wir dasjenige anhören, was sie unsern Sinnen sagt, so achten wir dessen nicht, was sie zu unsern Herzen redet, alsdann gehorchet das wirkende

Wesen und das leidende befiele. Das Gewissen ist die Stimme der Seele, die Sinne sind die Stimme des Körpers; natürlicher Weise müssen diese beiden Sprachen einander widersprechen.

Fr. Du hast gesagt, die Ordnung sey die in Thaten gesetzte Vernunft, diese ist also allein hinreichend, um uns zu leiten?

Antw. Das Gewissen ist der Maaßstaab und der Richter der Vernunft. Ohne jenes kann uns diese hintergehen, und nur allzuoft erhalten wir das Recht, sie nicht anzunehmen, sondern zu verwerfen; das Gewissen aber hintergeht niemals. Es ist der Wegweiser des Menschen; es ist der Seele, was der angebohrne Trieb dem Körper ist; wer ihm folgt, gehorcht der Natur und kann nicht auf Irrwege gerathen. Mit einem Worte: Die Vernunft ist das Licht und das Gewissen die Stütze; jene beleuchtet die Gegenstände, dieses prüfet, ob sie anzunehmen oder zu verwerfen sind.

Fr. Bring diese Grundsätze in einen ganz natürlichen Schluß.

Antw. Die Vernunft macht, daß wir das Gute erkennen, aber dadurch, daß wir es kennen, lieben wir es noch nicht. Die Kenntniß desselbigen ist dem Menschen nicht angebohren; aber sobald die Vernunft es ihm zeigt, so bewegt ihn das Gewissen dazu, es zu lieben. Diese Empfindung ist angebohren.

Fr.

Fr. Also könnte man durch die blosse Vernunft, ohne das Gewissen, gar kein Gesätz, nicht einmal das natürliche voraussetzen?

Antw. Nein. Das ganze Recht der Natur ist nur ein Hirngespinst, wenn es nicht auf ein dem menschlichen Herzen natürliches Bedürfniß gegründet ist. Sogar die Schuldigkeit, gegen andere so zu handeln, wie wir wollen, daß man gegen uns handle, hat keinen andern wahren Grund, als das Gewissen und die Empfindung.

Fr. Also beruhet dieser erste Grundsatz, die Stütze aller Gesellschaft und alles Guten: **Thu andern nicht, was du nicht willst, daß man dir selber thue**, ganz allein auf dem Gewissen?

Antw. Ja. Denn dasjenige, was mich eigentlich verpflichtet, als ich, so zu handeln, wie wenn ich ein anderer wäre (besonders, wenn ich gewiß bin, mich nicht in dem nemlichen Falle zu befinden), dieß ist die Empfindung. Wenn die Stärke meiner Seele mich in die Stelle meines Gleichen versetzet und ich mich, so zu reden, in ihm selbst empfinde, so will ich, daß er nicht leiden soll, nur damit ich selbst nicht leide; ich nehme mich seiner um meiner selbst willen an, und die Ursache der Pflicht liegt in der Natur selbst, als welche mir das Verlangen nach meiner Wohlfahrt

einflößt, an welchem Orte ich mich auch befinden mag.

Fr. Es ist also nicht wahr, daß die Vorschriften des Gesätzes der Natur sich auf die Vernunft allein gründen?

Antw. Nein, es ist nicht wahr. Sie haben eine noch weit gründlichere und sicherere Stütze. Die von der Liebe gegen sich selbst hergeleitete Liebe der Menschen ist der Grundsatz der menschlichen Gerechtigkeit.

Fr. Wo ist nach dieser Bedeutung der ganze Inbegriff und der Hauptinhalt der Sittenlehre zu finden?

Antw. Das Evangelium zeigt ihn durch den Satz des Gebotes an: Liebe.

Fr. Was für Folgen sind aus den bisher vestgesetzten Grundsätzen zu ziehen?

Antw. Daß die ewigen Gesätze der Natur und der Ordnung dem Weisen statt des ausdrücklichen Gesätzes dienen oder dienen können; daß das Gewissen und die Vernunft dieselbigen in dem Innersten seines Herzens aufgezeichnet haben; daß er sich diesen unterwerfen müsse, wenn er frey seyn will; daß nur derjenige ein Sklave sey, der das Böse thut, weil er es immer wider seinen Willen thut, und daß auf diese Art die Freyheit keinem Stande, keiner Verfassung, keinem Staate eigen sey, sondern daß sie sich in dem Herzen des freyen Menschen befinde,

befinde, daß dieser sie, so wie der niederträchtige Mensch die Sklaverey und seine Fessel, überall mit sich herum trage; daß endlich die Billigkeit und die Wahrheit die ersten Pflichten des Menschen seyen, so wie die Leutseligkeit und das Vaterland seine vornehmsten Neigungen sind.

Fr. Du schilderst den Mensch als ein von Natur gutes Wesen, und der Catechismus des Glaubens sagt, er sey von Natur zum Bösen geneigt?

Antw. Das heißt ein Verläumder des Menschen seyn, wenn man ihn böse nennet, und der Catechismus des Glaubens wird übel ausgelegt oder übel verstanden, wenn man ihn sagen läßt, daß derselbige von Natur böse sey. Wenn das Gute gut ist, so muß es in dem Innersten unserer Herzen, so wie in unsern Handlungen liegen. Die erste Belohnung der Gerechtigkeit ist, wenn sie uns empfinden läßt, daß man sie ausübt.

Fr. Ist denn die sittliche Güte unserer Natur gemäß?

Antw. Unstreitig. Nur in so weit der Mensch gut ist, kann er an Verstand gesund und von einer dauerhaften Beschaffenheit seyn. Wenn die Güte sich nicht zu unserer Natur schickte, so würde sie an dem Menschen ein blosser Fehler wider die Natur seyn, und wenn

der

der Mensch von Natur böse wäre, so würde der leutselige Mensch ein eben so ausgeartetes Thier seyn, als ein mitleidiger Tiger, und die Tugend allein würde Reue nach sich lassen. Wenn Nero gewollt hätte, so würde er wie Titus regiert haben. Das ungestümme Verfahren, welches an dem Catilina Abscheu erregt, entzückt an dem Decius und ist an dem Curtius beynahe göttlich.

Fr. Das, was du hier sagst, streitet sehr wider die Lehrsätze vieler Gelehrten?

Antw. Gelehrten! meintwegen, aber ihre Wissenschaft erstreckt sich gewiß nicht auf die Grundsätze, welche wider meine Gründe streiten; und der Beweis, daß sie an meine Lehre glauben, ohne sie zu lehren, ist, daß sie öfters den Boshaften dazu bewegen, daß er in sich selbst kehre. Sie erweisen ihm also die Ehre, ihn für gut zu halten, wenn er in sich selbst gekehret ist, oder sie spotten seiner, wenn sie ihn zu demjenigen zurückrufen, was ihn nicht besser machen soll. Eine wohlthätige Handlung ist uns weit angenehmer zu thun und hinterläßt uns nach vollbrachter That einen weit sanftern Eindruck zurück, als eine boshafte Handlung. Sogar bis auf dem Schauplatze, wo wir uns an Zeiten erinnern, die niemals vorhanden waren, oder die schon vor ganzen Jahrhunderten verflossen sind, bezeugen wir einen Abscheu

gegen

gegen Frevelthaten, die entweder ihr Daseyn nur in unserer Einbildungskraft haben, oder doch schon längstens vollbracht sind.

Fr. Ist der Mensch nicht gleichgültig gegen alles, ausgenommen gegen seinen Vortheil?

Antw. Nein. Seine heftige Bewunderung grosser Thaten, seine entzückende Liebe gegen grosse Seelen, sein enthusiastischer Hang zur Tugend, haben gar keine Beziehung auf seinen Privatvortheil, und beweisen, daß etwas Moralisches in seinem Herzen wohne. Der Mensch, der nur sich sähe, würde zu einsam, zu allein seyn. Nichts ist abgesondert vorhanden; eine Kette der Liebe bringt alles zusammen und vereiniget alles, sie geht immer weiter fort, ob wir gleich nicht wissen, wo sie ein Ende nimmt.

Fr. Indessen giebt es doch Weise, die nur für sich handeln. Cato sticht sich den Dolch ins Herz und Cäsar sieht im Triumphe nichts als seinen Ruhm?

Antw. Der Tod des Cato war der Tod eines Weisen, es ist zu bedauren, daß er es für seine Pflicht gehalten habe, sich selbst das Leben zu nehmen. Er steckte das Ziel seiner Tage erst, da er dachte, daß er seinem Vaterlande nicht mehr dienen könnte. Die Siege des Cäsars sind die Wirkungen einer frevelhaften Verwegenheit, die man noch mehr

tadeln

tadeln würde, wenn sie weniger glücklich gewesen wäre. Man nehme die Liebe des Schönen aus dem Herzen des Menschen weg, so wird man ihn alles dessen berauben, was sein Leben reizendes hat.

Fr. Also würde derjenige Mensch, welcher diese angenehme Empfindung in seiner Seele erstickt hätte und nur sich selbst liebte, zu bedauren seyn?

Antw. Ich sage noch mehr; er würde unglücklich seyn. Sein eiskaltes Herz würde keine Freude mehr haben und seine alles zärtlichen Gefühls unfähige Seele alles fernern Genusses beraubt seyn. Er würde nicht mehr empfinden uud nicht mehr leben, er würde schon todt seyn.

Fr. Aber zählest du nicht allzuwenig boshafte Menschen, zu einer Zeit, da sich jederman über die Bosheit des größten Theils derselben beklagt?

Antw. Ist es nothwendig, daß es deren so viele gebe? Wenn sich in einer Stadt nur eine solcher todtenartigen Seelen befände, die gegen alles, was gut und gerecht ist, unempfindlich geworden wäre, so würde dieß zum Nachtheil der Ehre des Menschengeschlechtes noch zu viel seyn.

Fr. Wir reden hier nicht von demjenigen, was dazu erfodert wird, um das menschliche Geschlecht schamroth zu machen; hier ist die Frage von dem, was wirklich ist?

Antw. Nu denn. So unmenschlich man unser Geschlecht vermuthen läßt, und wer auch diejenigen immer seyn mögen, welche die Unmenschlichkeit zu verewigen suchen, so ist doch die Anzahl noch kleiner, als man wohl denkt. Es ist nicht unmöglich, noch vielleicht so selten, einen Räuber zu sehen, der die Reisenden auszieht und einen nackenden Armen kleidet; oder einen Meuchelmörder zu sehen, welcher einem Menschen, der in Ohnmacht sinkt, zu Hülfe eilet.

Fr. Was mag wohl die Ursache davon seyn?

Antw. Das kömmt daher, weil die Ungerechtigkeit nur in so weit gefällt, als man Nutzen davon zieht; in allen übrigen Fällen liebt man den Unschuldigen und sucht ihn zu beschützen. Wir sehen einen Unbekannten auf der Strasse unter der Gewalt erliegen und wir werden wider den Unterdrücker aufgebracht. Ein Bösewicht oder ein Wohlthäter, die vor zwey tausend Jahren lebten, gehen uns wenig an, und indessen werden wir von ihren Geschichten doch eben so heftig gerührt, als wenn wir dieselbigen vor unsern Augen hätten. Die Laster des Caligula können uns eben so wenig

schaden, als uns Aurels Tugenden nützen können, und dennoch segnen wir den einen, und verabscheuen den andern. Man bewundert Peter den Grossen zu Paris, so wie man Heinrich den IV. in Petersburg liebt. Benedict der XIV. erregte die Ehrfurcht der Pforte und Alexander der IV. ist ein Greuel in Rom.

Fr. Sage in wenig Worten, was man in Ansehung des Gewissens glauben und thun soll?

Antw. Das Gewissen ist älter, als alle Meynungen der Menschen. GOtt hat ihm die unwiderstehliche Macht der augenscheinlichen Ueberzeugung verliehen, damit es die untrügliche Vorschrift unserer Handlungen sey; niemals darf man seiner heiligen Stimme zuwiderhandeln; wenn die Vernunft es erleuchtet, so ist es immer dem Willen GOttes gemäß. Es kündiget uns das Daseyn GOttes an, schreibt uns die Art, ihn zu verehren, vor, und lehret uns sein Gesätz. Die ganze Moralität unserer Handlungen liegt in dem Urtheile, welches wir selbst darüber fällen; endlich ist das Geständniß des Gewissens der Maaßstab unsers Eifers zu handeln, so wie unsere Vorwürfe der Maaßstaab unserer Reue seyn müssen. Ohne das Gewissen sind Lügen und Wahrheit, das Böse und das Gute nicht mehr von einander zu unterscheiden, ohne dasselbe wissen

wir

wir nicht mehr, ob wir unsere Pflicht erfüllt haben, wir wissen nicht einmal, ob es Pflichten giebt.

4. Von der Tugend.

Fr. Was ist die Tugend?

Antw. Sie ist die in Handlungen gebrachte Liebe zum Guten; sie ist die auf das, was rechtschaffen und nützlich ist, angewandte angebohrene Empfindung der Gerechtigkeit.

Fr. Was nennest du nützlich?

Antw. Den von der Vernunft geleiteten Vortheil.

Fr. Was nennest du rechtschaffen?

Antw. Jede von dem Gewissen gebilligte Handlung.

Fr. Und gerecht?

Antw. Alles, was die Ordnung und die Rechte meines gleichen in Ehren hält.

Fr. Also ist der Tugendhafte derjenige, welcher seine Neigungen zu überwinden weiß.

Antw. Ja; denn alsdann folgt er seiner Vernunft und seinem Gewissen, erfüllet seine Pflicht und bleibt in der Ordnung. Seinem Herzen gebieten, dieß heißt tugendhaft seyn.

Fr. Kann man gut seyn, ohne tugendhaft zu seyn?

Antw. Allerdings. Wenn man gut ist, so bleibt man es nur so lange, als man Freude daran hat, es zu seyn; wenn man aber tugendhaft ist, so höret man nicht auf, thätig zu seyn, bis der Nutzen, die Ehre und die Gerechtigkeit nichts mehr vorschreiben. Die Güte scheitert an den Klippen der Leidenschaften, die Tugend bringt die Stimme derselbigen zum Schweigen; der Mensch, der weiter nichts als gut ist, ist es nur für sich, der Tugendhafte ist immer nützlich.

Fr. Wenn der Tugendhafte immer seinesgleichen nützlich ist, so sind also diejenigen, welche die Rathschläge ausüben, nicht tugendhaft?

Antw. Die Rathschläge sind wenigstens denjenigen nützlich, welche sie ausüben, und setzen die Tugend voraus, weil sie die Erfüllung des Gesätzes voraussetzen. Wenn das Gesätz sich zu beklagen hätte, so würde die Ausübung der Rathschläge ein Betrug vor den Menschen und eine ruchlose Lüge gegen Gott seyn. Uebrigens kann ein Mensch durch nichts in der Welt von demjenigen durch eine Ausnahme befreyet werden, was die ewigen Gesätze allen vorschreiben.

Fr. Wenn die Tugend die Stimme der Leidenschaften zum Schweigen bringen soll, so ist sie also von Natur zum Kampfe bestimmt?

Antw. Es giebt keine Tugend ohne Kampf. Das Wort Tugend kömmt von dem Worte

Kraft

Kraft her. Der Muth ist die Grundveste aller Tugend. Die Tugend ist nur einem solchen Wesen eigen, welches seiner Natur nach schwach und seinem Willen nach stark ist. Hierinn besteht das Verdienst des gerechten Menschen.

Fr. Warum nennen wir GOtt gütig und warum nennen wir ihn nicht tugendhaft?

Antw. Wegen der Wahrheit, die ich so eben vest gesetzt habe. GOtt hat keine Anstrengung der Kräften nöthig, um Gutes zu thun. Das Gute ist der natürliche und nothwendige Gegenstand seiner Handlungen.

Fr. Wenn soll man die Tugend kennen?

Antw. Wenn die Leidenschaften aufwachen.

Fr. Und wenn soll man sie ausüben?

Antw. Hauptsächlich, wenn diese anfangen zu wirken, und immer, so oft sich die Gelegenheit dazu zeigt.

Fr. Ist die wahre Tugend furchtsam?

Antw. Ja, sie trauet ihren Kräften nicht. Die Furchtsamkeit errettet sie oft und beugt ihrem Falle vor. Mancher, der eine lange Laufbahne von allen Vorwürfen frey vollendet haben würde, hat einen Augenblick vernachlässigt, vorsichtig zu seyn, und dadurch die Frucht mehrerer Jahre eines untadelhaften Lebens verloren. Eine kleine Behutsamkeit hat oft vor

grossen Verbrechen verwahret und grosse Tugenden erhalten.

Fr. Ist die Tugend liebenswürdig?

Antw. Man würde sie anbeten, wenn sie zu einer Person gemacht werden könnte. Sie nähert uns Gott, von welchem sie herkömmt, und da er das Gute, welches ihm von Natur eigen ist, thut, so kämpfen wir, um ihn nachzuahmen.

Fr. Welches ist das sichere Mittel, die Tugend liebenswürdig zu finden?

Antw. Sie zu geniessen. Nachdem sie sich unter hundert verschiedenen und abschreckenden Gestalten gezeigt hat, so zeigt sie sich unter der ihrigen denjenigen, welche den Trieben der Leidenschaften nicht nachgegeben haben.

Fr. Warum zeigt sie sich nicht gleich anfangs so wie sie ist?

Antw. Weil sie von Natur zum Kämpfen bestimmt ist. Das Gute mit Freuden zu thun, ist die Belohnung für das Gute, das man bereits gethan hat, und diese Belohnung erhält niemand eher, als er sie verdient hat.

Fr. Wie ist das Vergnügen beschaffen, welches die Tugend verleiht?

Antw. Es ist ganz innerlich und niemand wird es gewahr, als derjenige, der es geniesst. Nichts ist seliger auf der Welt, als mit dem

Bewußtseyn des Guten einzuschlafen und mit der Seele des Gerechten zu erwachen.

Fr. Worinn bestehen die Wirkungen der Opfer, die man der Tugend bringt?

Antw. Wenn sie gleich schwer fallen, so ist es doch immer angenehm, daß man sie gebracht hat. Niemals hat man jemand gesehen, der eine gute That bereuet habe.

Fr. Ist es leicht, der Tugend zu entsagen?

Antw. Nein. Sie quälet diejenigen lang, die sie vergessen und ihre Reizungen, in welchen die Wollust einer reinen Seele besteht, sind die ersten strafenden Quaalen der Boshaften, als welche dieselbigen noch lieben, wenn sie auch schon solche nicht mehr geniessen können.

Fr. Welches ist der Beweis, daß die Tugend tröstet und demjenigen, der sie ausübt, Ehre machet?

Antw. Der Boshafte giebt diesen Beweis. Wenn der größte Bösewicht ein anderer, als er selbst, seyn könnte, so würde er wünschen, ein rechtschaffener Mann zu seyn, und jederman unterstützet diesen Beweis, indem niemand gegen die Gerechtigkeit noch gegen die Absichten des tugendhaften Menschen mistrauisch ist.

Fr. Kann man tugendhaft seyn und ein Verbrechen begehen?

Antw. In dem Augenblicke, da man das Verbrechen begeht, ist man nicht tugendhaft; aber der tugendhafte Mensch ist fähig, einen unvorsichtigen Fehler zu begehen, ob gleich das vorsezliche Böse immer ferne von ihm bleibt. Und eben dadurch unterscheidet sich der gebrechliche Mensch von dem Boshaften.

Fr. Ist es, um tugendhaft zu seyn, um GOtt zu gefallen und um seines gleichen nüzlich zu werden, schon genug, daß die Tugend die Grundveste unsers Betragens sey?

Antw. Es ist schon sehr viel; aber um es bis zum höchsten Gipfel des Ruhmes zu bringen, muß diese Grundveste dauerhaft und unbeweglich gebauet seyn; sonst ist man der Gefahr ausgesetzt, in Ansehung des Guten jene Indianer nachzuahmen, welche, da sie die Welt auf einen Elephant und den Elephant auf eine Schildkröte aufthürmen, nicht mehr wissen, was sie antworten sollen, wenn man sie fragt, auf was die Schildkröte ruhet.

Fr. Wenn man einen Fehler begangen hat, muß man alsdann unter seiner Reue erliegen?

Antw. Nein. Wenn die Verläumdung verführet, oder der äusserliche Schein getäuschet hat, muß man sich weder selbst entehren, noch sich in seinen eigenen Augen niederträchtig scheinen. Ein Augenblick, der uns überraschet

raschet hat, muß uns weder die Hochachtung gegen uns selbst, noch den Muth zur Tugend benehmen. Die beschämte und bestürzte Seele muß sich durch die Erinnerung an das vor dem unglücklichen Augenblicke des Falles gethane Gute und durch den vesten Entschluß der Rückkehr nach dem Falle, wieder aufrichten.

Fr. Worinn besteht das, was man von der Tugend zu beobachten hat?

Antw. Darinn, daß sie unsern Herzen nothwendig und von der Ordnung vorgeschrieben ist; daß sie aus dem Kampfe entsteht; daß sie dafür, daß man diesen Kampf ausgehalten hat, tröstet; daß sie die Ehre des Gerechten und die Schande des Boshaften ist; daß sie mit der gebrechlichen Schwäche beysammen wohnen, aber niemals mit dem vorbedächtlichen Verbrechen bestehen kann; daß sie ihre selbsteigene Belohnung ist; daß sie die Blicke GOttes an sich zieht, den Frieden giebt und die Ewigkeit verheißt.

---

5. Von dem Laster.

Fr. Was ist das Laster?

Antw. Es ist die Ausübung des Bösen, das wiederholte und vorsetzliche Vergessen desjenigen, was gerecht und rechtschaffen ist.

Fr. Giebt es einen Unterschied zwischen dem Laster und dem vergänglichen Fehler?

Antw. Einen grossen Unterschied. Dieser setzet nur die gebrechliche Schwachheit, jenes aber eine boshafte Seele voraus. Der Lasterhafte sieht das Böse, liebt und begeht es vorsetzlicher Weise; der blos Fehlende trifft es von ungefehr an und erliegt darunter. Der eine vergißt sich und fühlt Reue, der andere fällt und bleibt in seinem Falle ohne das Bewußtseyn des Verbrechens. Das Laster verdient unsere Verachtung, aber der Fehler unsere Nachsicht und unser Mitleiden.

Fr. Giebt es nicht eine gemeinschaftliche Quelle, aus welcher alle Laster herfliessen? oder vielmehr giebt es nicht ein Laster, welches der Vater aller anderer genannt werden könnte?

Antw. Ich glaube es, und zwar ist dieses die übermäßige Lust und Begierde. Man verstehe nun unter dieser Benennung das Verlangen, zusammenzuscharren oder zu genieſſen, so giebt es keine Schandthat und keine niederträchtige Handlung, die nicht von dieser übermäßigen Begierde herstammete. Die harte Unempfindlichkeit, der Undank, die Untreue, die Falschheit, der Neid und so gar die Grausamkeit sind gleichsam die Zweige dieses abscheulichen und schändlichen Lasters. Mit seiner Beute nähret es noch die Weichlichkeit, die

Wol-

Wollust, das unordentliche Leben und jenen feigen Müssiggang, der sie in seinem Busen ausbrütet.

Fr. Durch die übermäßige Begierde wird also die ganze Masse der Sitten verdorben?

Antw. Ja. Wenn sie den Ehrgeitz anfachet, so macht sie ihn treulos und grausam; wenn sie sich mit dem Muthe vereinigt, so entehret sie ihn durch übertriebene Ausschweifungen; wenn sie sich mit den Naturgaben und Fähigkeiten verbindet, so drücket sie den schändlichen Flecken des Feilseyns darauf. Diejenige Seele, die ihr als Sklavinn dienet, wird zum Verkaufe ausgestellet, um sich dem Meistbietenden zu überlassen.

Fr. Welches ist der erste Schritt zum Laster?

Antw. Rechtschaffene Handlungen in ein Geheimniß einzuhüllen. Derjenige, der sich gern verbirgt, hat früh oder spät Ursache, sich zu verbergen.

Fr. Welches sind die Lieblingswaffen des Lasters?

Antw. Das Lächerliche. Dadurch greift man die der Tugend schuldige Ehrfurcht in dem Innersten des Herzens an und erstickt die Liebe zu ihr.

Fr. Du giebst einen sehr allgemeinen Grund des Lasters an?

Antw.

Antw. Er ist indessen nichts desto weniger wahr. Mancher wird über seine Bescheidenheit schamroth und wird aus Schamhaftigkeit frech und unverschämt; und da diese falsche Schamhaftigkeit zur wahren Schande führet, verderbt sie mehr rechtschaffene Herzen, als die bösen Neigungen.

Fr. Wie sollte diese Schamhaftigkeit dem Laster den Eingang in ein edeldenkendes Herz verschaffen? wie sollte sie fähig seyn, die Stimme des Gewissens zu ersticken? und wie könnte wohl die Furcht vor dem Tadel den Eifer zum Wohlthun vertilgen?

Antw. Nichts ist gewisser. Unvermerkt läßt man sich von der Furcht vor dem Lächerlichen beherrschen und man würde eher hundert Gefahren, als einem beissenden Spotte Trotz bieten. Wenn man hinter sich sieht, aus Furcht, bemerkt zu werden, indem man das Gut thut, so ist das Laster nicht mehr ferne. Es geht der Nachlässigkeit, welche eine Folge der Furcht vor dem Lächerlichen ist, auf dem Fusse nach.

Fr. Worinn bestehen die Vortheile des Lasters?

Antw. Kann es wohl welche haben? wenn es welche hat, so bestehen sie blos in der träumerischen Einbildung und sind das vollkommene Gegentheil von den Vortheilen der Tugend.

Der-

Derjenige, welcher die Tugend ausübt, genießt sein Vergnügen allein; das Laster hingegen fällt andern in die Augen und der Lasterhafte, der seine vermeynte Vortheile genießt, weiß allein, wie viel sie ihn kosten.

Fr. Wie theuer kommen denn diese vermeynten Vortheile zu stehen?

Antw. Sie kosten das wahre Glück, den Frieden des Gewissens und die Hochachtung gegen sich selbst.

Fr. Kann der Lasterhafte keine Hochachtung gegen sich selbst hegen?

Antw. Nein. Der Genuß der Seele liegt in der anschauenden Betrachtung des Schönen und der Lasterhafte kann es nicht an einem andern lieben, ohne zum Hasse gegen sich selbst gezwungen zu werden.

Fr. Ist denn aber das Laster so abscheulich?

Antw. Es ist ein so garstiges Ungeheuer, daß man es nur sehen darf, um es zu hassen.

Fr. Warum giebt es denn so viele, die es nicht verabscheuen?

Antw. Weil es, wenn man es oft sieht, vertraulich wird; anfangs verträgt man es, hernach bedaurt man es und endlich umarmt man es.

Fr. Worinn besteht das ärgste Uebel des Lasters.

Antw. Darinn, daß niemand es gesteht. Norden setzt an den Orcadischen Inseln die Grenze für Schottland, Grönland für Deutschland, Neu Zembla für irgend ein anders Land. Ein edeldenkendes Herz schauert davor, daß der verhärtete Lasterhafte behauptet, das Laster sey ein Gut. Diejenigen, welche unter der Zone des Lasters wohnen, fühlen entweder seine Wuth nicht oder gestehen sie nicht. Ueberhaupt muß der Umfang des Lasters nach der Gewissensruhe des Lasterhaften berechnet werden; je weniger Vorwürfe er leidet, desto weiter ist er von der Tugend entfernt.

Fr. Was haben der Lasterhafte und der Tugendhafte mit einander gemein?

Antw. Nichts, als das Elend und das Leben. Streiten und Leiden ist das Schicksal des Rechtschaffenen; Uebels thun und Leiden ist das Schicksal des Boshaften. Der erstere verläßt jene Kette nie, welche den Himmel und die Erde zusammenfügt, das Sterbliche und das Göttliche; der letztere zerreißt sie, entehret die Erde, trotzet dem Himmel und macht aus dem Bilde der Gottheit ein Wesen, das die Natur nicht erkennet. Der eine liebt in der Vereinigung aller Dinge den Grundsatz und den Endzweck des Glaubens, der Gesätze und der Sittenlehre, die Liebe Gottes, die Liebe des Menschen; der andere gräbt auf die

Träu-

Trümmer dieser Vereinigung die übertriebene und unmäßige Liebe seiner selbst und die ewige Schande der Vernunft.

Fr. Es ist also ein Unglück, wenn man sich dem Laster blos giebt?

Antw. Es ist das wesentlichste und wahrhafteste Unglück, so dem Menschen widerfahren kann. Der Verlust der Glücksgüter, einer Gattinn, eines Freundes, kömmt dem Verluste der Tugend nicht gleich. Die Zeit und deren abwechselnde Veränderungen können den erstern vergessen machen; der letztere wird oft durch die Ungewißheit und die Schwierigkeit der Rückkehr unsicher ersetzt, wenn er nicht gar unersetzlich ist.

Fr. Giebt es ein sichers Mittel, das Laster zu vermeiden?

Antw. Es giebt dazu ein unfehlbares Mittel. Ein stilles und arbeitsames Leben führen, die eiteln und leeren Freuden fliehen, die das Herz auszehren, sich mit demjenigen begnügen, was man sich aus redlichen Absichten verschaffet hat; eher arm seyn, als sein Glück niederträchtigen und listigen Ränken zu verdanken haben, mit lauter solchen Personen umgehen, welche die Tugend verehren und ausüben; dieß ist die sichere Regel, um zu verhindern, daß das Laster in unsern Herzen oder in unsern Wohnungen den Platz nicht einnehme, den sich die Tugend darinn vorbehalten hat.

Fr.

Fr. Warum sollten die Arbeit, die Vermeidung der eiteln und leeren Freuden, der Mittelstand oder gerechter Weise erworbene Reichthümer vor dem Laster bewahren?

Antw. Weil die Beschäftigungen jenen gefährlichen Müssiggang verbannen, der alle Unordnungen zeuget; weil nur allein an den nützlichen Freuden jene verderbliche Schwelgerey, die alle Ausschweifungen rechtfertiget, und jene Absichten der Wollust, die sie entstehen machen, keinen Antheil haben; weil endlich von solchen Glücksgütern, die auf eine gerechte Art erworben und erhalten worden sind, jene verhaßte Pracht ausgeschlossen wird, die alle Stände verderbt, weil es keinen giebt, den sie nicht verächtlich machte.

Fr. Was macht das Laster aus dem Menschen?

Antw. Ein Ungeheuer. Der Lasterhafte ist ein Verläumder der Natur, er zieht sich die Abneigung GOttes und die Verachtung der Menschen zu. Er zerstöret in sich selbst das göttliche Muster, welches GOtt und die Natur seiner Seele eingeprägt hatten, den unbegreiflichen und unschätzbaren Reiz des Friedens; und wenn der Unglückliche, der den Regeln des Lasters folgt, noch den heiligen Namen des Menschen trägt, so geschieht es nicht sowohl dadurch, daß er wirklich vorhanden ist, sondern durch die Erinnerung an das, was er hätte seyn können und sollen.

6. Von dem Leben.

Fr. Was verstehst du hier durch Leben?

Antw. Es heißt hier nicht athmen, sondern handeln, thätig wirken, seine Kräften, seine Sinne und alles das, was die Empfindung des Daseyns verleiht, gebrauchen.

Fr. Nach dieser Bedeutung hat also derjenige nicht am längsten gelebt, der die meisten Jahre gezählet hat.

Antw. Nein, gewiß nicht. Derjenige hat am längsten gelebt, der sein Leben am meisten empfunden hat. Man kann sich in einem Alter von hundert Jahren begraben lassen und schon seit seiner Geburt gestorben seyn. Dazu braucht man weiter nichts, als nur seine Vernunft nicht zu üben, sein Herz nicht zu erwärmen und seine Sinne nicht zu bemeistern; kurz, man darf nur seine Seele in seinem Körper begraben und diesem nur so viel Triebkraft gestatten, als er nöthig hat, um nicht zu verfaulen, oder seinen Fall durch die Ausschweifungen, die er fodert, beschleunigen.

Fr. Ist das Leben ein Gut?

Antw. Ja. Es ist besser, zu seyn, als nicht zu seyn, und dieß ist genug zur Rechtfertigung unsers Daseyns, wenn wir auch keine Schadloshaltung für die Unglücksfälle, die wir zu leiden haben, zu erwarten hätten.

Fr. Warum giebt es denn so viele, die sich über das Leben beklagen?

Antw. Weil die einen den Werth desselbigen nicht kennen und die andern, die ihren Blick nicht weiter jenseit des Todes erstrecken, ihn als das größte Uebel ansehen. Die erstern vergessen in der Vergleichung, die sie zwischen dem Guten und dem Bösen anstellen, die so sanfte Empfindung des Daseyns; die andern sind Verächter des Todes aus eitelm Stolze und Verläumder des Lebens, ohne es zu kennen.

Fr. Aber das Leben ist so kurz?

Antw. Kurz, vielleicht in Ansehung der Freuden, die es schänden, und immer lang in Ansehung der Tugend, die ihm Ehre macht. Wenn man die Zeit anzuwenden weiß, so hat man sich über die schnelle Flucht derselbigen zu beklagen.

Fr. Wenn scheint denn das Leben so kurz zu seyn?

Antw. Wenn man sich zwingt, es abzukürzen.

Fr. Was verstehst du dadurch: sich zwingen, das Leben abzukürzen?

Antw. Ich verstehe dadurch, daß man selten mit dem Gegenwärtigen zufrieden ist. Man ist immer mit dem Gegenstande, nach welchem man sich sehnet, beschäftiget, und sieht

mit

mit Unwillen den Zwischenraum, der davon absondert. Der eine will auf morgen, ein anderer auf zween Monate, ein dritter auf ein, zwey bis drey Jahre hinaus; wenige wollen und wissen heute zu leben und sind mit dem gegenwärtigen Augenblicke zufrieden. Vielleicht giebt es keinen einzigen, der, wenn er in einem ziemlich hohen Alter stirbt, nicht seine Laufbahne auf sehr wenige Jahre eingeschränkt haben würde, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte, dieselbe nach der Willkühr seiner Langenweile oder seiner Ungedult abzukürzen. Sich über die Kürze der Tage beklagen, da man doch gern die Macht, sie zu beschleunigen, bezahlen würde, dieß heißt lügen oder in einen Widerspruch mit sich selbst verfallen.

Fr. Das Leben ist also nicht zu kurz?

Antw. Das Leben ist niemals kurz, als nur für den wohlthätigen Mensch, und auch sogar in diesem Falle ist es nicht in Ansehung seiner kurz, sondern in Rücksicht auf das Gute, welches er gethan haben würde. Kann man wohl solche Tage kurz nennen, die man dazu anwendet, das Geheimniß zu suchen, wie man sie verschwenden soll? sich aus der Stadt auf das Land schleppen lassen; sich von den Geschäften entfernen, um sie anderswo zu suchen, und glauben, man gewänne die Zeit, die man mehr dazu anwendet; laufen, um zu laufen, und die Post nehmen, um das Ziel der Tage,

über deren Kürze man sich beschweret, desto eher zu erreichen, dieß heißt nicht leben, noch weniger wenn man sie in Ausschweifungen und in dem Müssigange zubringt. Dieß ist die alberne Kunst zu sterben, um leben zu wollen.

Fr. Welches ist dann das Mittel, das Leben nicht kurz zu finden und lang in wenig Jahren zu leben?

Antw. Dieses: seine Begierden so sehr zu mässigen, daß man niemals den Abfluß der Zeit wünsche; alsdann ist leben und geniessen einerley, und, wenn man auch jung sterben sollte, so würde man doch satt an Tagen sterben.

Fr. Ist die Nothwendigkeit, zu sterben, nicht grausam? es scheint sehr hart zu seyn, daß man nach so vielem Kummer und Widerwärtigkeiten nichts anders finden solle, als den Tod?

Antw. Hart? Es ist nicht hart zu sterben, und sie geben den Beweis davon. Das Leben würde zuviel zu erhalten kosten, wenn man nicht gewiß versichert wäre, es zu verlieren, und die Gewißheit des Todes soll noch erst eine Ursache seyn, die Beschwerlichkeiten des Lebens zu ertragen.

Fr. Wäre es nicht besser, wenn wir unsterblich auf der Erde wären? und warum werden wir des Lebens beraubt?

Antw. Erstlich kömmt es uns nicht zu, GOtt und die Natur zu befragen; hernach

scheint es, daß wir elende Wesen seyn würden, wenn unser Daseyn hiernieden ewig dauren sollte. Wenn es auch hart zu sterben wäre, so ist es doch sanft, zu hoffen, daß man nicht immer leben und daß ein glücklichers Leben die Beschwerlichkeiten des gegenwärtigen endigen werde. Die Härte des Schicksals, die Ungerechtigkeit der Menschen finden ihr Ende in dem Grabe; der Tod ist der Trost und die Hoffnung eines zum Leiden bestimmten Wesens.

Fr. Wenigstens ist doch ein durch einen Unglückesfall verursachter Tod schrecklich?

Antw. Er ist schrecklich für den Bösewicht; und dieß ist noch eine Ursache mehr, warum man davor erzittern und es vermeiden solle, ein solcher zu werden.

Fr. Es ist doch grausam für alle, auf eine solche Art ums Leben zu kommen?

Antw. Gar nicht. Ein Mensch, der zufälliger Weise zerschmettert wird und umkömmt, leidet nicht stärker noch mehr, als wenn er den Tod in langwierigen Aengsten erwartet hätte. Es giebt kein traurigers Ende, als das Ende eines Sterbenden, den man mit unnützen Sorgen und mit beschwerlichen Fragen quälet, den ein oft unwissender Arzt mit aller Bequemlichkeit ermordet, den gierige Erben nicht athmen lassen, u. s. w.

Fr. Was macht das Leben gut oder böse?

Antw. Das Verhältniß mit seinem Gegenstande und in diesem Verstande ist das Leben ein Uebel für den Böswicht, dem es gut geht und ein Gut für den Rechtschaffenen, der unglücklich ist.

Fr. Wenn man die Unglücksfälle des Lebens gezählet hat, scheint es ein Uebel für alle zu seyn?

Antw. Ja, wenn man das, was seiner natürlichen Beschaffenheit nach Uebel ist, von demjenigen nicht unterscheidet, was das Uebel nur zufälliger weise leidet. Unsere Unglücksfälle kommen von unsern Bedürfnissen her, und wir haben eine unendliche Menge derselbigen, die nicht von der Natur herrühren, sondern ihr Daseyn von unsern übertriebenen Ausschweifungen erhalten. Wenn man Langeweile hat oder wenn man leidet, so sagt man, das Leben sey ein Uebel; wenn man Trost erhalten hat, so versichert man, es sey ein Gut. Indessen ist doch nichts verändert worden; wir sind es, die uns ändern. Es hängt also von uns ab, daß das Leben immer ein Gut sey.

Fr. Aber es ist oft ein Uebel, gelebt zu haben?

Antw. Sehr oft; und darinn steckt eine Ursache mehr, noch zu leben, und die Nothwendigkeit, seine Neigungen zu ändern und zu bessern.

Fr. Ist es uns niemals erlaubt zu sterben?

Antw. Das heißt eben so viel gefragt, als ob es erlaubt sey, nicht Mensch zu seyn, uns wider den Urheber unsers Wesens zu empören und unsere Bestimmung zu täuschen.

Fr. Es ist also ein grosses Verbrechen, sich selbst zu tödten?

Antw Es ist abscheulich. Der Selbstmord ist ein ruchloser eigenmächtiger Eingriff in die ausschliessenden Rechte Gottes und ein an dem menschlichen Geschlechte begangener Raub. Ehe man das Leben verläßt, muß man ihnen wieder erstatten, was sie für uns gethan haben.

Fr. Wenn man aber der Welt unnütz ist, so sollte es erlaubt seyn, sie zu verlassen?

Antw Unnütz? wie? man thut keinen Schritt auf der Erde, ohne eine Pflicht zu finden, die man zu erfüllen hat. Jeder Mensch ist dadurch allein, daß er vorhanden ist, nützlich.

Fr. Welches ist das Mittel, das Leben lieb zu gewinnen?

Antw. Der Wunsch, noch vor dem Sterben eine gute That zu begehen. Das Aufsuchen der Dürftigen, um ihnen zu Hülfe zu kommen, der Unglücklichen, um sie zu trösten, eines Unterdrückten, um ihn zu vertheidigen. Wehe dem, der nach solchen Handlungen noch überdrüssig wäre. Es würde uns leid seyn,

daß wir einem solchen nicht erlauben dürften, die Erde von der schändlichen Last eines Ungeheuers zu befreyen.

Fr. Welches ist die Regel, um das Leben recht zu gebrauchen?

Antw. Man muß denken, daß die Zeit zu Thaten bestimmt sey, und daß jede That in die Ewigkeit zerfalle. Die Nothwendigkeit der Anwendung der Zeit wird von unsern Bedürfnissen, von den Bedürfnissen unsers gleichen und von den Bedürfnissen des Vaterlandes angezeigt; und sie höret niemals anders auf, als um in die Hände des Richters zu sinken, welcher zu dem Menschen sagt: die Zeit wird für dich seyn, die Ewigkeit für mich.

Fr. Worinn bestehen ganz kurz alle Pflichten des Lebens?

Antw. Wir sind auf die Erde gesetzet worden, um thätig zu seyn; der Himmel giebt uns mit dem Leben die bestimmte Arbeit auf, um sie zu vollenden. Wir dürfen weder glauben noch hoffen, daß wir das Tagwerk vor dem Ende des Tages vollbracht haben werden. Ein höchster Richter wird Rechenschaft über die uns anvertraute Zeit fodern; endlich müssen wir von der Tugend die Regeln des Lebens entlehnen.

7. Von den Leidenschaften.

Fr. Was verstehst du durch Leidenschaften?

Antw. Jede heftige Begierde, welche übertrieben wird, wenn man sie nicht zurückhält.

Fr. Wo liegt der Ursprung der Leidenschaften?

Antw. In unsern Bedürfnissen.

Fr. Und was ist der Grund derselbigen?

Antw Die Empfindungskraft.

Fr. Woher erhalten sie ihr ferners Wachsthum?

Antw. Von unsern Kenntnissen.

Fr. Die Leidenschaften keimen also in dem Grunde des Herzens auf?

Antw. Ja, so wie der Blitz in dem Schoose der Ungewitter entsteht; sie sind die stürmischen Elementen des Irrthums und der Wahrheit.

Fr. Wenn sie die Elementen der Wahrheit seyn können, so sind sie also nicht alle böse?

Antw. Sie sind alle gut, wenn man Herr über sie bleibt, und sie sind alle böse, wenn man sich von ihnen unter das Joch bringen läßt. Der Zorn verleiht Eifer und Stärke; der Geiz vermehret die Klugheit; der Neid, welcher tyrannisch über eine niederträchtige Seele herrschet, ist Nacheiferung bey Gelehrten und Kriegeshelden. Die auf die Ehrbarkeit eingeschränkte Lust reizt und erhebt das

schöne Geschlecht; es giebt fast keine Tugend in dem Menschen, die nicht von dem Stolze und der Schande herkommen könne. Also hat der ewige Werkmeister, welcher das Gute aus dem Bösen zog, uns ein Muster zur Nachahmung hinterlassen; indem er auf unsere Leidenschaften unsere besten Grundsätze einimpfte.

Fr. Wie ist man Herr über sie?

Antw. Wenn man sie einander entgegensetzet. Mit ihrer eigenen Macht muß man ihre unumschränkte Beherrschung bestreiten. Nur feurige Seelen können kämpfen und überwinden; die kaltsinnige Vernunft hat niemals etwas grosses gethan.

Fr. Wenn man aber aus der Natur selbst die Mittel, um sie in Ordnung zu richten, herholen muß, warum sagt uns der Catechismus des Glaubens, daß wir der Gnade den über unsere Leidenschaften erhaltenen Sieg zu verdanken haben?

Antw. Der Catechismus des Glaubens hat Recht und ich habe nicht Unrecht. Wenn die Gnade uns verliehen ist, so ist sie ein Feuer, welches wieder ein anders entzündet. Die Begierde, aus der Ordnung zu treten, findet kein anders Gegengewicht, als in dem Verlangen, darinn zu bleiben, und wenn die Gnade solches verleiht, so ist es eine durch ein Feuer verstärkte Hitze. Der Glaube lehret,

daß

daß GOtt den Mensch nicht ohne den Mensch selig mache, und daß seine Gnade nicht alles thue. (*)

Fr. Die Tugend selbst kann also zur Leidenschaft werden?

Antw. Allerdings; und wenn sie sich erhebt, so hält sie alles im Gleichgewichte oder beherrschet alles.

Fr. Welche sind die fürchterlichsten Leidenschaften?

Antw. Diejenigen, deren täuschender Schein betrügt anstatt zu zwingen und die uns, ohne daß wir es wissen, dasjenige thun machen, was wir nicht wollten.

Fr. Sind diejenigen, welche einen offenbaren Krieg gegen uns führen, nicht schrecklicher?

Antw. Nein; denn sie warnen uns zur Gegenwehre und lassen uns das Bewußtseyn unserer Fehler.

Fr. Was für einen Nutzen können die Leidenschaften haben?

Antw. Davon kann man aus ihrer Abwesenheit urtheilen. Man setze den Mensch ohne

Lei-

(*) Es ist zum voraus erinnert worden, daß man hier nur die Sprache der Vernunft rede und alle Ehrfurcht gegen die Geheimnisse hege, ohne davon zu sprechen. Es ist hier der Catechismus des nach der Vernunft gottesfürchtigen Menschen.

Leidenschaften voraus, so schränket man ihn in jenen Zustand der Einsamkeit und der Unthätigkeit ein, dessen Gepräge man überall an seiner Gleichgültigkeit und an seiner Schwachheit bemerken wird. Seine Jahre werden in dem Schoose des Nichts verfliessen und die schnell aufeinander folgenden Jahrhunderte werden nur einen traurigen Beweis mit sich führen, daß das Leben des Menschen für ihn nur ein unfruchtbares anvertrautes Gut war, welches er ungebraucht verlassen hat oder verlassen wird. Endlich haben die Leidenschaften die Natur zum Urheber und diese GOtt zum Vater, der nichts unnützes machet.

Fr. Haben die Leidenschaften grosses Unheil angerichtet?

Antw. Sie haben noch vielmehr Gutes gestiftet. Sie sind es, die das Genie aus den Trümmern der Zeitalter emporgehoben und dasselbige vergrössert haben. Durch sie sinnet der Mensch unter dem rollenden Donner und bey dem Geräusche der brausenden Meereswogen nach; wenn Blitze sein Haupt umschlängeln und die Elemente unter seinen Füssen brüllen, so zerreißt er den Schleyer, der ihm die Natur verhüllet, betrachtet mit kühnem Auge den weiten Umfang der Himmel, erhaschet das fliehende Gestirn in der Tiefe des Raums und gebeut den Winden, seine Diener zu seyn. Das Meer führet das Gold und die

Güter

Güter der Erde mit sich fort, die Erde trägt Staaten und Könige, die ganze Natur erhält Fessel; der Mensch geräth für den Mensch in Feuer und nähert sich der Gottheit, indem er den Funken, welchen er von GOtt erhalten hat, thätiger wirken läßt.

Fr. Ist es nicht gefährlich, den Leidenschaften seinen Beyfall zu gewähren?

Antw. Ich warne vor den Gefahren derselbigen, indem ich sie schildere, und ich schildere sie, indem ich gestehe, daß sie uns nicht nur Einsichten sondern auch Laster gegeben haben; daß das Licht, welches sie in uns aufgesteckt haben, oft nur unsere schwärmende Ausschweifungen beleuchtet habe; daß der Ehrgeiz, die Eifersucht und das Gold, welches sie nach sich ziehen, nur allzuoft ein brennendes Gift sind, das Staaten und Familien auszehret und ihnen einen leidigen Fall vorbereitet; aber bey diesem Geständnisse alles Unheils, so sie anrichten, bleiben sie nichts destoweniger der erste Hang zur Gesellschaft und vergrössern das Daseyn derselbigen.

Fr. Hat nicht jedes Alter seine Leidenschaften und kann das Mittel, dieselbigen zu besiegen, nicht für alle Zeiten dienen?

Antw. Ja, die ganze Weisheit im Gebrauche der Leidenschaften besteht vor allen Dingen darinn, daß man die wahren Verhältnisse des Menschen einsehe; alsdann, daß man

alle

alle Regungen der Seele nach diesen Verhältnissen ordentlich einrichte. Die Leidenschaften sind das Werkzeug der Erfahrung, und jeder, der, nachdem er seine Seele auf die äusserlichen Gegenstände bezogeu hat, um solche einzusehen, in sich selbst zurückkehret, um dieselbigen zu erkennen, ihren Werth zu schätzen, und thätig zu wirken, hat weiter nichts mehr zu thun, als seine Weisheit zu geniessen. So handelt und so bildet sich der Weise in jedem Alter.

Fr. Können die Unglücksfälle nicht statt der Macht dienen, um über die Leidenschaften zu siegen?

Antw. Ganz gewiß; unsere Wünsche schränken sich sehr eng ein, wenn wir leiden, und eine unglückliche heftige Leidenschaft kann ein grosses Mittel zur Weisheit werden.

Fr. Es ist also möglich, daß die Leidenschaften die Quaalen, welche sie verursachen, ertragen helfen?

Antw. Ich habe mehr, als eine Ursache, solches zu glauben. Die Leidenschaften halten die Hoffnung neben dem Verlangen. Solang man verlangt, kann man des Glückes entbehren, weil man erwartet, glücklich zu werden. Erscheint der Genuß nicht, so verlängert sich die Hoffnung weiter hinaus, und der Zauberreiz der Einbildung dauert eben solang als die Leidenschaft, welche ihn verursacht.

Fr.

Fr. Worauf bezieht sich die Ausübung der Leidenschaften, wenn sie den Beyfall einer gesunden Sittenlehre erthalten soll?

Antw. Darauf, daß die Leidenschaften ein Geschenk der Natur sind; daß es nicht von uns abhängt, welche oder keine zu haben, daß es aber von uns abhängt, über sie zu herrschen; daß alle Empfindungen, die wir beherrschen, erlaubt, und alle, die über uns regieren, strafbar sind; daß der Mensch, welcher seine Leidenschaften anhöret und befolgt, um sie zu befriedigen, ein Sklave ist, der seine Tyrannen lieb hat und nicht einmal frey seyn zu wollen weiß, und daß der Mensch, welcher Leidenschaften bey minder gefährlichen Lastern besitzt, wenn er will, nützlichere Tugenden besitzt.

Fr. Kannst du nicht diese Folgen kürzer zusammenziehen?

Antw. Die Natur verbeut uns unsere Neigungen weiter auszudehnen, als sich unsere Kräften erstrecken; die Vernunft verbeut uns dasjenige zu wollen, was wir nicht erhalten können, und das Gewissen verbeut uns, zwar nicht die Versuchungen, aber dieselbigen den Sieg über uns erhalten zu lassen.

---

8. Von den Widerwärtigkeiten.

Fr. Was verstehst du unter dem Namen: Widerwärtigkeiten?

Antw.

Antw. Alles, was Schmerz verursachet und die Seele betrübt.

Fr. Sind die Widerwärtigkeiten nothwendig?

Antw. Sie sind in der Ordnung der Dinge mit einbegriffen und machen einen Ring an der unermeßlichen Kette der Bedürfnisse, der Wünsche des Menschen und der Hauptveränderungen der Zeiten aus.

Fr. Sind die Widerwärtigkeiten ein Uebel?

Antw. Nein; das Uebel kann nur in der Unordnung bestehen und in dem System der Welt herrscht eine unverbrüchliche Ordnung, in welche die Widerwärtigkeiten mit hineingehören. Das besondere Uebel besteht nur in der Empfindung des leidenden Menschen und diese Empfindung hat er nicht von der Natur erhalten, sondern sich selbst gegeben.

Fr. Hieraus würde also folgen, daß alle unsere Unfälle von uns herkommen?

Antw. Es ist unläugbar, daß das moralische Uebel unser Werk ist und daß das physische Uebel wenig oder vielleicht gar nichts seyn würde, wenn unsere Laster uns dasselbige nicht empfindlich gemacht hätten.

Fr. Was macht uns also unglücklich?

Antw. Der Misbrauch unserer Kräfte. Unser Kummer und unser Gram kömmt von uns selbst her.

Fr. Warum fühlen wir so oft Bedürfnisse?

Antw.

Antw. Die Natur läßt uns solche zu unserer Erhaltung empfinden. Der Schmerz des Körpers ist ein Zeichen, daß die Maschine in Unordnung gerathen ist, und ein Befehl der Natur, solcher abzuhelfen. Der Wunsch dieser gemeinschaftlichen Mutter ist unser Glück, und der Beweis, daß sie nicht will, daß wir ewig leiden sollen, ist, daß sie unserm Uebel ein Ziel setzet, indem sie uns von dem Leben befreyet.

Fr. Giebt es unvermeidliche Unfälle?

Antw. Wenig, und es würde deren noch weniger geben, wenn wir uns damit begnügten, dasjenige zu seyn, was wir sind. Um ein eingebildetes Wohl zu suchen, ziehen wir uns tausenderley wirkliches Uebel zu. Wir verderben unsere Leibeskräften durch ein unordentliches Leben, wir schwächen unser Herz durch den Genuß, und wir wollen diesen Zustand durch Hülfsmittel wieder heilen. Zu dem Uebel, welches wir empfinden, setzen wir noch das Uebel, welches wir befürchten, hinzu. Wir wollen vor dem Schmerz und vor dem Tode fliehen. Die Verzärtelung macht den einen unerträglich und das Gewissen den andern schrecklich, und so sterben wir unser ganzes Leben hindurch in immerwährendem Murren über die natürliche Beschaffenheit des Uebels, welches wir uns dadurch zugezogen haben, daß wir die Natur beleidigten.

Fr. Wenn wir aber Vermögen, einen Vater, eine Gattinn, einen Freund beſeſſen und ſolchen verloren haben?

Antw. Ein ſolcher Verluſt iſt empfindlich, aber er iſt es nur darum ſo ſehr, weil wir nicht genug nachgedacht und nicht vorhergeſehen haben, daß wir denſelbigen erleiden mußten. Als GOtt und die Natur uns ſie gaben, errichteten ſie wohl in Anſehung der Dauer derſelbigen einen Vertrag mit uns? ſetzten ſie die Zeit veſt? beſtimmten ſie die Umſtände? Der Zeitpunct, da wir ſie beſaſſen, floh mit dem Eide unſerer Treue und mit unſerer Freude dahin und ſchon damals, als er noch vorhanden war, kündigte er uns ihre Flucht zum voraus an. Eben dadurch will ich beweiſen, daß wir unſern Kummer und unſere Widerwärtigkeiten vergröſſern.

Fr. Und wie das?

Antw. Der Verluſt eines Dinges iſt nach dem Verhältniſſe des Werthes, den man darauf ſetzet, zu ſchätzen, und weder die Vernunft noch das Gewiſſen ſagten uns jemals, daß wir unſere Glücksgüter höher als ein vergängliches Ding halten ſollten.

Fr. Aber wenn ſie mir ungerechter Weiſe entriſſen werden?

Antw. Immerhin; alsdann thut die Ungerechtigkeit das, was die Zeit und der Tod einſt

einst gethan haben würden. Wenn man sie nicht zu entbehren weiß, so würde man einen schlechten Gebrauch davon gemacht haben; eben so gut und noch besser ist es, wenn man derselbigen beraubt wird.

Fr. Ich räume solches in Ansehung des Verlustes des Vermögens ein, aber es verhält sich doch nicht eben so bey dem Verluste eines Anverwandten, eines Freundes, u. d. gl.?

Antw. Er rühret von dem nemlichen Urgrunde her. Wir müssen uns nicht über dasjenige kränken, was uns im Unglücke standhaft machen und uns über dasselbige erheben soll. Nach abgebüßten Fehltritten des Lebens (denn ich setze zum voraus, daß wir mit lauter tugendhaften Leuten in Verbindung gestanden haben) genießt unsere Gattinn, unser Freund, unser Vater einen ewigen Frieden; wir sind zu beklagen und sie bedauren uns, daß wir sie überlebt haben. Die kalte Unbeweglichkeit, in welcher sie ihre Hülle zurückgelassen haben, verräth die gegenwärtige Ruhe ihrer Seelen; ein Hauch, ein Augenblick zerstreuet das irdische Uebel; aus dem Schooße Gottes sehen sie diese Welt nur als einen Punct in dem unermeßlichen Raume an. Dieß ist der Trost und die Stärke des Weisen im Unglücke.

Fr. Hindert diese Art, sich zu trösten, die gemeinschaftliche Vereinigung nicht?

Antw. Gerade das Gegentheil. Sie empfielt noch vielmehr das Andenken und die Dankbarkeit in Ansehung solcher Bande die bereits aufgelöset sind. Man erinnert sich immer mit Vergnügen und Erkenntlichkeit an eine Verbindung, durch welche die Seele sich erhob. Allein das Andenken einer Verbindung, welche beschämet und Vorwürfe zeuget, wünschte man zu vertilgen.

Fr. Ist der leidende Mensch GOtt angenehm?

Antw. Der GOtt gefälligste Anblick, der sein Aug am stärksten auf die Erde zieht, ist der tugendhafte Mensch, welcher gegen die Widerwärtigkeiten kämpfet und sie durch seinen Muth besiegt.

Fr. Ist also der Muth bey Widerwärtigkeiten nothwendig?

Antw. Wer ein kleines Leiden nicht ertragen kann, mache sich auf ein grosses gefaßt. Unter den Augen GOttes und mit der Standhaftigkeit leiden, welche das Ende und die Belohnung der Schmerzen einflössen, dieß ist das einzige Mittel, entweder sie zu mindern oder sie zu endigen.

Fr. Worauf muß man sich bey allen Widerwärtigkeiten verlassen?

Antw. Darauf, daß GOtt und die Vernunft ein geduldiges Ertragen derselbigen fo-

dern;

dern; daß wir die Last derselbigen nicht durch vergebliche Klagen schwerer machen sollen; daß weltliche Dinge nicht höher zu schätzen sind, als sich ihr Werth beläuft; daß man die Kräften, die man zur Linderung seines Unglücks hat, nicht im Beweinen desselbigen erschöpfen soll. So muß sich ein Mensch verhalten, der ein Raub des Unglücks geworden ist.

---

9. Von dem Glücke.

Fr. Was ist das Glück?

Antw. Das Glück dieses Lebens ist der Genuß des gewünschten Gegenstandes, welchen die Vernunft mit Einwilligung der Tugend gegeben hat.

Fr. Warum sagst du: das Glück dieses Lebens?

Antw. Weil ich nicht von dem ewigen Glücke rede, welches GOtt allein erschafft und giebt.

Fr. Giebt es kein Glück in diesem Leben?

Antw. Ich gestehe, daß die Glückseligkeit des Menschen auf der Erde nur blos ein verneinender Zustand ist, und daß der Maaßstab derselbigen sich nach der geringern Anzahl der Unfälle, die er zu leiden hat, richtet.

Fr. Also ist der glücklichste Mensch derjenige, der den wenigsten Kummer leidet?

Antw. Ja. Eben so, wie derjenige der elendeste ist, welcher die wenigsten wahren Freuden fühlet. Mit der Empfindung des Schmerzens ist das Verlangen, sich davon zu befreyen, und mit dem Begriffe des Vergnügens das Verlangen, solches zu geniessen, verknüpft. Jedes Verlangen setzt ein Entbehren voraus; man wünschet nur, weil man nicht besitzt, und alles Entbehren thut wehe. Ein verständiges und empfindsames Wesen, dessen Vermögen dem Verlangen gleich käme, würde ein vollkommen glückliches Wesen seyn. Und dieß ist der Umfang von der Glückseligkeit Gottes.

Fr. Welches ist der Weg zum wahren Glücke? giebt es ein Mittel, solches zu erreichen?

Antw. Man vermindere die Summe der Begierden nach dem Verhältnisse der Vermögenskräften und setze die Macht und den Willen in eine vollkommene Gleichheit.

Fr. Warum würde die Gleichheit zwischen den Vermögenskräften und den Begierden den Menschen glücklich machen?

Antw. Weil alsdann, da alle Kräften thätig sind, die Seele ruhig bleibt und der Mensch sich in seiner rechten Ordnung befindet.

Fr.

Fr. Die Quelle des Glückes liegt also in dem Verhältnisse zwischen dem gewünschten Gegenstande und dem Herzen, das ihn besitzt?

Antw. Ja, aber da nicht alle Gegenstände dazu fähig sind, glücklich zu machen, so sind nicht alle Fassungen des Herzens fähig, das Glück zu empfinden. Die reineste Seele ist zu ihrem eigenen Glücke nicht hinreichend. Sie braucht zu ihrem Glücke nicht weniger, als GOtt und die Ewigkeit, und alle Wollust der Erde ist nicht im Stande, ein verderbtes Herz glücklich zu machen.

Fr. Man muß also sein Daseyn in sich selbst einschränken, um glücklich zu seyn?

Antw. Es giebt kein anders Mittel. Ein wahrhaft glücklicher Mensch sammelt das Glück um sein Herz herum zusammen. So eng auch diese Schranken sind, so sind wir doch nicht unglücklich, wenn wir uns in diese Grenzen einschliessen. Alsdann erst sind wir unglücklich, wenn wir diese Grenzen überschreiten wollen und unmögliche Dinge in die Zahl der möglichen versetzen, wenn wir endlich unsern Stand als Menschen vergessen, um uns einen eingebildeten zu träumen.

Fr. Kann die Unmöglichkeit, eine Sache zu erhalten, uns von dem Verlangen derselbigen abbringen?

Antw. Sie soll es können. Wünsche ohne Hoffnung quälen nur die Thoren. Ein Armer plagt sich nicht mit dem Verlangen, König zu werden; ein Monarch will nicht GOtt seyn, als wenn er glaubt, daß er nicht mehr Mensch sey. Hiob dachte nicht an den Tron und Trajan nicht an die Vergötterung.

Fr. Ich begreife nicht, wie das Glück von unsern Bedürfnissen herkommen könne, da diese unser Elend ausmachen.

Antw. Es ist noch weniger begreiflich, wie derjenige, der nichts nöthig hat, etwas lieb haben, und wie derjenige, der nichts lieb hat, glücklich seyn könne. Zum Genusse wird Verlangen erfodert und die Bedürfnisse geben uns dieses. Immer soweit gehen, als das Verlangen führen kann, ohne zu überlegen, ob man nicht eher an dem Ende seiner Macht als an dem Ziele seiner Laufbahne seyn und ob das erschöpfte Herz nicht vor uns selbst sterben werde, dieß heißt, einige Augenblicke des Sattseyns einem Jahre langen Genusse vorziehen und die Sätze der Philosophie ausschweifender Wollüstlinge befolgen, welche überdrüssig im Schoose der Freuden, kein Vergnügen zu finden wissen; denn sie sind Geitzige, welche sich zu Grunde richten, weil sie nicht zu rechter Zeit einen Verlust zu ertragen wissen.

Fr.

Fr. Die Kunst, die Begierden zu befriedigen, besteht also nicht darinn, daß man denselbigen zuvorkomme?

Antw. Nein; dieß ist vielmehr die Kunst, dieselbigen zu ersticken und über alles überdrüssig zu werden.

Fr. Kann der Mensch einen beständig bleibenden Stand erreichen?

Antw. Nein. Wenn er alles erworben hat, so muß er alles verlieren; wenn es auch nur die Freude des Besitzes wäre, die sich mit demselbigen abnutzet.

Fr. Aus diesem Grundsatze würde also folgen, daß die Monarchen und die Reichen die unglücklichsten Menschen wären?

Antw. Hier ist nicht die Frage davon, ihr Unglück oder ihr Glück abzuwägen; aber wenn man aus der ganzen menschlichen Gesellschaft denjenigen, der am meisten Ueberdruß hat, suchen will, so kann man oft nach dem Trone und in die Palläste gehen; nicht, als wenn ihr Stand der unglücklichste wäre; sondern weil sie nicht wissen zu geniessen, oder weil sie nicht geniessen wollen. Sie nehmen den Freuden durch die Vergrösserung derselbigen ihren Reiz und zernichten sie bey ihrer Erschaffung. Die Seele des Weisen versagt sich zwanzigmal eine Freude, um sie einmal zu geniessen und sie genießt dieselbige tausendmal mehr, als der-

jenige, der sich gar keine Freude versagt hat. Durch diese Bezähmung der Begierden in den Schranken der Ordnung gewöhnet sie ihre Leidenschaften daran, sich der vorgeschriebenen Regel zu unterwerfen, bleibt Herr über sich selbst und ist glücklich.

Fr. Die Kunst glücklich zu seyn besteht also in der Enthaltung, um zu geniessen?

Antw. Ja. Die Wollust des Vergnügens ist, wenn man geizig damit ist.

Fr. Ist der Mensch für das Glück gemacht?

Antw. Ja; es ist der Endzweck eines jeden empfindsamen Wesen; es ist das erste Verlangen, so die Natur einprägt, und das einzige, welches uns niemals verläßt.

Fr. Wo hat eigentlich das Glück seinen Sitz?

Antw. In einem Herzen, welches GOtt liebt und alles das Gute thut, das es thun kann.

Fr. Warum sterben die meisten, ohne das Glück erreicht zu haben?

Antw. Weil sie ihr Leben damit verbrauchen, dasselbige zu verfolgen und weil sie eigensinnig darauf beharren, es dahin zu setzen, wo es nicht ist, damit sie nicht nöthig haben, es da zu suchen, wo es ist.

Fr. Was muß man also thun, um es zu erreichen?

Antw.

Antw. Unser Stand muß unsern Begierden Grenzen setzen; unsere Pflichten müssen mit unsern Neigungen in gleichem Verhältnisse stehen, das Gesätz der Nothwendigkeit muß auf moralische Dinge erweitert werden; wir müssen dasjenige, was uns genommen werden kann, verlieren lernen, alles zu verlassen wissen, wenn die Tugend es gebeut, uns über den Zufall erheben, in Widerwärtigkeiten muthig seyn, um niemals elend zu werden, in unsern Pflichten standhaft seyn, um niemals strafbar zu werden; dieß ist das vorgeschriebene Mittel für das Glück. Weil für die Menschen alles vergänglich ist, so müssen wir nur dasjenige geniessen, was wir zu verlieren wissen; alsdann werden wir weder Bedürfnisse noch Wünsche haben; denn in Ansehung der Tugend ist ein weiterer Wunsch schon das Erhalten desselbigen.

---

10. Von den Pflichten des Menschen.

Fr. Wie vielerley Arten von Pflichten hat der Mensch zu erfüllen?

Antw. Dreyerley Arten. Die Pflichten gegen sich selbst, die Pflichten, welche sich auf GOtt beziehen, und die Pflichten, welche seines gleichen angehen.

11. Von den Pflichten des Menschen gegen sich selbst.

Fr. Hat der Mensch nicht zweyerley Gattungen von Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen?

Antw. Ja, und dieß ist eine Folge dessen, was wir angemerkt haben.

Fr. Welche sind diese zweyerley Gattungen von Pflichten?

Antw. Die eine betrifft die Vermögenskräften des Menschen, die andere seine Handlungen; und alle beide haben die Eigenliebe im Zaume zu halten und dem eiteln Stolze vorzubeugen oder ihn auszurotten.

Fr. Giebt es nicht in dem Menschen einen Urgrund für alle seine Handlungen?

Antw. Es giebt deren zween. Die Eigenliebe, welche erregt, und die Vernunft, welche zurückhält.

Fr. Sind sie alle beide gut, oder ist nur der eine gut und der andere böse?

Antw. Jeder wirket seinen Endzweck; der setzt in Bewegung, der andere regieret; was ihrer Mitwirkung gemäß ist, ist gut; was dagegen streitet, ist böse. Die Eigenliebe macht die Seele thätig; die Vernunft regiert durch Vergleichung das Ganze. Ohne den einen dieser Urgründe würde der Mensch unthätig,

und

und ohne den andern thätig ohne Endzweck seyn.

Fr. Also hat die Eigenliebe ihrer natürlichen Beschaffenheit nach mehr Macht, als die Vernunft?

Antw. Ja. Ihre Verrichtung ist thätig, sie giebt ein, sie erregt, sie treibt an. Die Vernunft warnet, überlegt, hält zurück; diese hat mehr Einsichten, jene mehr Thätigkeit und Kraft. Sie haben beide nur einerley Endzweck, der Kummer ist ihnen zuwider, das Vergnügen ist ihr Verlangen und sie trachten auf verschiedene Art darnach. Die Eigenliebe verschlingt ihren Gegenstand, die Vernunft zieht den Honig heraus, ohne die Blume zu verletzen. Wir müssen die Eigenliebe durch die Vernunft mäßigen und die Vernunft durch das Gewissen abwägen. Die Aufmerksamkeit, die Gewohnheit, die Erfahrung vermögen viel auf alle beide; jede derselbigen stärket die Vernunft und hält die Eigenliebe in den Schranken.

---

12. Von der Eigenliebe.

Fr. Du hast in dem ersten Abschnitte gesagt, was die Vernunft wäre, du hast aber noch keine Erklärung von der Eigenliebe gegeben.

Antw.

Antw. Entweder betrifft die Eigenliebe nur uns selbst und alsdann ist sie jene angebohrne Empfindung, welche macht, daß wir unsere wahren Bedürfnisse zu befriedigen suchen; und dieß ist eigentlich die Liebe seiner selbst — oder die Eigenliebe steht in einer Vergleichung, und alsdann ist sie jene Empfindung, welche macht, daß wir uns den andern vorziehen und welche fodert, daß sie uns vorziehen sollen.

Fr. Also entstehen die sanften und neigungsvollen Leidenschaften aus der Liebe seiner selbst und die haßvollen und zornigen Leidenschaften aus der Eigenliebe?

Antw. Ja. Der beste Mensch ist derjenige, welcher die wenigsten Bedürfnisse hat und welcher sich am wenigsten gegen seines gleichen vergleicht. Der Boshafte ist sehr dürftig und hält vest an der vorgefaßten Meynung.

Fr. Wenn findet man den Mensch rechtschaffen?

Antw. In allem, was sich nicht persönlich auf ihn bezieht.

Fr. Warum ist er es nicht gleichfalls in allem, was sich auf andere bezieht?

Antw. Weil alsdann der Eigennutz sich hineinmischet und alsdann sind die Empfindungen bald verderbt; nur alsdann zieht man das nützliche Uebel dem Guten vor, welches zu lieben die Natur uns heißt.

Fr.

Fr. Hängen die Leidenschaften der Eigenliebe an?

Antw. Alle sind veränderte Abwandelungen davon. Das wirkliche Gut oder das Scheingut setzet sie in Bewegung.

Fr. Sie ist also nicht ihrer natürlichen Beschaffenheit nach böse?

Antw. Nein. Sie hängt unserm Wesen an, und was einen Theil des Menschen ausmachet, das darf und kann der Mensch nicht stören. Die Vernunft muß mit der Eigenliebe vornehmen, was sie mit den Leidenschaften vornimmt; sie muß dieselbige unterwürfig machen, regieren und sie daran gewöhnen, daß sie sich unter die Gesätze der Ordnung und des Willens GOttes beuge.

Fr. Welches sind die beiden entgegengesetzten Ausschweifungen, welche die Eigenliebe strafbar machen und die Vernunft auf Irrwege verleiten?

Antw. Die Vernunft geräth auf Irrwege, wenn sie zu viel oder wenn sie zu wenig denkt. Die Eigenliebe wird strafbar, wenn sie allzuthätig ist. Die Regel, um die Ausschweifung oder die Stärke derselbigen abzumessen, ist die Fackel der Vernunft; so wie diese weniger leuchtet, ist eben so weit herrscht die Eigenliebe und die letztere ist am höchsten ausschweifend, wenn jene gänzlich ausgelöschet ist.

Fr.

Fr. Aber jeder glaubt, die Vernunft auf seiner Seite zu haben, der Handelsmann bey seiner Arbeit, der Philosoph bey seiner Gleichgültigkeit, der Ordensgeistliche bey seiner Demuth, der Held bey seinem trotzendem Muthe. Indessen kann doch alles dieses Eigenliebe seyn?

Antw. Eben dieses beweiset die Nothwendigkeit, sie wohl zu unterscheiden und sie in den Schranken zu halten. Sie vermag allerdings viel zum Glücke; durch sie hält sich der Gelehrte für glücklich, wenn er die Natur betrachtet, so wie der Unwissende, wenn er dieselbige bis zur verwilderten Dummheit herabwürdiget; durch sie ist der Reiche stolz und frölich auf seinen Ueberfluß, so wie der Arme mit der Vorsehung zufrieden ist; der Blinde tanzt und der Hinkende singt, der Trunkene glaubt ein Held und der Mondsüchtige ein König zu seyn, so wie der hungerige Schmelzer bey seinen vergoldeten Hoffnungen und der Dichter bey seiner Muse auf dem höchsten Gipfel des Glückes zu seyn glaubt. Der Mangel des Glücks wird durch die Hoffnung und der Mangel des Verstandes durch den Stolz ersetzt; nichts ersetzet die Vernunft, als der Irrthum. Wenn sie ihr Licht der Eigenliebe verleiht, so giebt diese dem schönen Geschlechte Furcht und Schamhaftigkeit; wenn sie sich zurückzieht, so wird ein Frauenzimmer nicht mehr furchtsam noch schamroth. Der Staatsmann, dessen Eigenliebe

nicht

nicht auf vernünftige Gründe gestützet ist, wird niemals etwas nützliches unternehmen und der Fürst, der die Vernunft mit der Eigenliebe verbindet, wird niemals bey kleinen Thaten bleiben.

Fr. Aus dem Kampfe dieser beiden Urgründe entsteht also die herrschende Leidenschaft?

Antw. Ja; diese erhebt sich auf den Trümmern der besiegten Vernunft, und so urtheilet der Mensch von der Wahrheit, stürzet sich in den Irrthum und wird der Ruhm, der Spott oder das Räthsel der Welt.

Fr. Welche ist die Ursache, die dazu beyträgt, die Beurtheilungskraft zu verblenden und den Verstand auf Irrwege zu verleiten?

Antw. Der Hochmuth. Durch diesen wird ein schwacher Kopf mit der heftigsten Neigung beherrscht.

13. Von dem Hochmuth.

Fr. Was ist der Hochmuth?

Antw. Er ist eine Leidenschaft, die nur nach der Ausschliessung anderer und nach dem eigenem Vorzuge trachtet, die alles fodert und nichts gestattet. Was die Natur an Verdiensten versagt, giebt der Hochmuth durch eingebildeten Wahn; indem er den Mangel des

Verstandes ersetzet, so leer es auch in dem Gehirne eines Menschen aussehen mag, erfüllet er die Lücke ganz. Dieses Laster ist einem Thoren beständig eigen.

Fr. Er ist also eine unerlaubte Leidenschaft?

Antw. Er ist unter allen Leidenschaften der Vernunft am stärksten zuwider. Man kann den Mensch von allen Thorheiten zurechtbringen, ausser von dem Hochmuth.

Fr. Ist der Hochmuth schädlich?

Antw. Er ist die Quelle des größten Unglücks für den Mensch. Wenn er jemals einen glücklich gemacht hat, so mußte dieser Glückliche den gesunden Verstand verloren haben.

Fr. Woher entsteht der Hochmuth?

Antw. Aus einer übertriebenen Hochachtung seiner selbst.

Fr. Was ist das Mittel, ihm vorzubeugen?

Antw. Eine vernünftige Ueberlegung und die Schätzung seines Verdienstes nach seinem wahren Werthe.

Fr. Welches ist das Mittel, ihn auszurotten?

Antw. Die Erfahrung; denn früh oder spät muß sie dem vernünftig überlegenden Menschen seinen wahren Werth zeigen.

Fr. Kann man aus einem antreibenden Grunde des Hochmuths die Tugend ausüben?

Antw.

Antw. Ja; der Hochmüthige sucht keinen Eigennutz, das Lob belohnet ihn.

Fr. Was muß derjenige thun, der vor allen Dingen gerecht gegen sich selbst seyn will?

Antw. Das erste Gesätz und die erste Regel ist, daß er seine Begierden in der Ordnung einschränke. Zweytens muß er seine Urtheile mit dem Gepräge der Wahrheit bezeichnen. Alsdann ist die Natur zugleich die Quelle, der Endzweck und die Regel zum Wohlthun. Wenn man gut denkt, so handelt man nicht schlecht. Es läßt sich alles von einer Seele hoffen, die in dem Körper, welchen sie regiert, sie selbst ist. Die Stärke des Geistes besteht nicht in der Ruhe, sondern in der Thätigkeit; es kann ein Gewitter in der Seele entstehen und einen Theil derselbigen verheeren; aber die Handlung selbst muß ihr Ganzes erhalten. Das Leben des Menschen ist ein Ocean, auf welchem er schiffet; die Vernunft ist der Compaß, wenn die Leidenschaften die Winde sind.

Fr. Gut; aber die Winde machen oft Schiffbruch leiden?

Antw. Wenn der Steuermann zu Grunde geht, so ist es immer sein Fehler. GOtt geht oft über den Wellen einher und schwebet über den Winden; nicht in der Ruhe allein findet man die Gottheit. Der Sieg steht an dem Ziele der Standhaftigkeit und wenn nur

allein die Ehre, Mensch zu seyn, damit verbunden wäre, so ist es rühmlich, nicht zu erliegen.

Fr. Warum hast du von der Eigenliebe und von dem Hochmuth, den Vermögenskräften des Menschen gesprochen, ehe du von seinen Handlungen geredet hast?

Antw. Weil die Eigenliebe und die Vernunft bey jeder Handlung vorausgesetzt werden; weil sie entscheiden, ob eine Handlung gut oder böse sey, weil endlich der Mensch, wenn er der Vernunft alle ihre Rechte verliehen und die Eigenliebe in ihren Grenzen eingeschränkt hat, bescheiden ist und den Hochmuth verwirft; er ist mäßig und flieht die schwelgerische Pracht; er ist freygebig und verachtet den Geiz; er ist geduldig und beugt dem Zorne vor; er ist thätig und verjagt den Müssiggang. Er vergleicht diese beiden Urgründe des Triebs gegeneinander, und da er einsieht, daß sie der Maaßstab seiner Kräften und seiner Schwachheit, seiner Laster und seiner Tugenden sind, so verhindert er den Keim aller und jeder Knechtschaft, daß er nicht also unter dem Schatten der Unabhängigkeit aufwachse.

Fr. Also muß man damit den Anfang machen, um den grossen Lastern vorzubeugen?

Antw. Allerdings, und auch um die grossen Tugenden zu erwerben. Man untersuche

die Hauptrugenden und die sogenannten theologischen Tugenden, so wird man sehen, daß sie aus dem nemlichen Urgrunde herrühren. Jeder, der sich auf eine vernünftige Weise lieb hat, wird bescheiden, mäßig, freygebig, geduldig, klug, thätig, muthig, gerecht und billig seyn; seine Vernunft wird ihn zum Glauben führen, sein Gehorsam wird der Grund seiner Hoffnung seyn und seine milde Liebe, die nichts anders als die durch die Religion geheiligte Menschenliebe ist, wird ihm das Gewissen des Gerechten verleihen.

Fr. Alles, was du so eben gesagt hast, ist vortrefflich, um den Mensch auf sich selbst thätig wirken zu machen; aber hat er nicht Regeln und Pflichten, um ausser sich thätig zu wirken?

Antw. Der Pflichten der Menschen gegen sich selbst, wenn er thätig wirket, sind zwo.

Fr. Welche sind sie?

Antw. Die Ehre und die Hochachtung seines gleichen; durch die eine ist er ein rechtschaffener Mensch und durch die andere beweiset er, daß er ein verdienstvoller Mensch sey. Die Ehre verleiht ihm den Genuß seiner selbst innerlich, die Hochachtung verleiht ihm denselbigen äusserlich.

14. Von der Ehre.

Fr. Was iſt die Ehre?

Antw. Sie iſt die beſtändig anhaltende Liebe zum Guten. Dasjenige, was man thun ſoll, recht zu thun, darinn beſteht die Ehre.

Fr. Was iſt die Hochachtung?

Antw. Sie iſt eine ruhige und perſönliche Empfindung, welche die Rechtſchaffenheit zum Grunde hat.

Fr. Alſo ſteckt der Beweis der Ehre und die wachſende Gröſſe der Hochachtung in der Anzahl der Schwierigkeit ſchöner und guter Handlungen?

Antw. Ja. Ueberall, wo man die Kennzeichen des Gerechten und des Wahren findet, muß man die Ehre erkennen; und überall, wo man Verdienſte findet, muß man die Hochachtung gewähren oder antreffen.

Fr. Iſt die Ehre veränderlich?

Antw. Nein. Sie hängt weder von den Zeiten noch von den Vorurtheilen ab; ſie kann weder vergehen, noch wieder von neuem entſtehen, ſie hat ihre ewige Quelle in dem Herzen des gerechten Menſchen und in der unveränderlichen Regel ſeiner Pflichten.

Fr. Alſo hängt das Gute und das Rechtſchaffene nicht von dem Urtheile der Menſchen ab?

Antw.

Antw. Es hängt nur von der natürlichen Beschaffenheit der Dinge ab. Wenn eine Handlung auch den Beyfall der ganzen Welt erhielte, so würde sie dennoch schändlich seyn, wenn das Gewissen sie misbilligte.

Fr. Du achtest die Meynungen anderer sehr wenig?

Antw. Ich bin mir selbst grössere Achtung schuldig. Die Verachtung anderer ist, wenn ich das Gute thue, nicht so sehr zu befürchten, als meine eigene, wenn ich das Böse thue.

Fr. Derjenige, welcher Achtung gegen sich selbst hat, bekümmert sich also wenig um die ungerechte Verachtung anderer?

Antw. Er hat nichts anders dabey zu befürchten, als derselbigen werth zu seyn. Wenn er von der ganzen Welt verachtet werden sollte und sein eigenes Zeugniß spricht für ihn, so hat er Trost genug; aber hingegen wenn er von allen seines gleichen verehret würde, so würde diese ihre Achtung und ihre Ehrerbietung sogar ein Vorwurf seyn, wenn er Ursache hätte, sich selbst zu verachten.

Fr. Welchen Werth setzest du auf die Ehre?

Antw. Ihr Werth ist, daß sie gar keinen hat. Der rechtschaffene Mensch überlebt sie nicht.

Fr. Du läßt also sehr viele Leute sterben?

Antw. Das kann wohl seyn; aber man muß diejenigen nicht in das Grab legen, welche die Ehre aufruft.

Fr. Ruft sie zuweilen solche Leute auf, welche die Menschen für todt halten?

Antw. Oft und viele.

Fr. Wie das?

Antw. Würden Sie wohl glauben, daß ein Mensch, den die ganze Welt für schuldig hielte, wenn er wirklich sich unschuldig befände, entehret wäre. Gewiß nicht, und er wäre es auch in der That nicht. Dieß ist die Regel.

Fr. Es ist sehr schwer?

Antw. Es ist möglich, und mehr braucht es nicht, um sie zu bestätigen.

Fr. Man kann also die Ehre seufzen machen, ohne sie zu verlieren?

Antw. Wenn sie seufzet, wenn sie schreyt, so ist sie deswegen nicht verloren; dieß ist die Regel, um von ihrem Tode zu urtheilen.

Fr. Kann man denn nicht ihre Stimme mit der Stimme der Eigenliebe verwechseln, welche niemals gesteht, daß sie überwunden worden sey?

Antw. Ich habe Ihnen das unfehlbare Mittel, sie zu unterscheiden, gesagt; dieß ist das Gewissen.

Fr. Du gräbst dadurch eine Kluft zwischen der wahren Ehre und der von der Welt also genannten Ehre?

Antw.

Antw. Es ist nicht möglich, sie einander zu nähern. Nichts ist weniger ehrwürdig, als jene Ehre, von welcher die Welt so viel Wesens macht; sie ist eine falsche Nachahmung der Tugend, welche sich mit den größten Lastern schmücket.

Fr. Fürchtest du nicht, die Welt zu verläumden?

Antw. Jenes immerwährende Anstossen, jene Ebbe und Fluth entgegengesetzter Vorurtheile und Meynungen, setzen vor der Verläumdung in Sicherheit. Der rechtschaffene Mensch in einem Hause ist ein Schelm in einem andern; das Schöne, das Häßliche, das Gute, das Schlechte, die Wahrheit, die Tugend haben ihr Daseyn nur dem Orte nach, und also ein in gewisse Grenzen eingeschlossenes Daseyn, und alles beweiset, daß die Ehre der Welt nicht die Ehre des Menschen sey. Hunderttausend rechtschaffene Menschen machen noch nicht einen tugendhaften Mensch aus.

Fr. Die Welt billigt überhaupt den Muth und dieser setzet die Ehre voraus?

Antw. Man hüte sich, den geheiligten Namen der Ehre mit jenem vorgeblichen Muthe zu vermengen, welcher zu nichts anders taugt, als tapfere Böswichte zu bilden.

Fr. Die Herzhaftigkeit ist hinreichend, die Schande und den Vorwurf der andern Laster auszutilgen?

Antw. Die Welt sagt es so, und im Grunde denkt sie selbst anders. Sie sieht ein, daß keine Ehre einen solchen Ausspruch fällen und keine Vernunft denselbigen rechtfertigen kann. Vermöge dieses Grundsatzes und dieser Art zu schliessen würde man, wenn man eines Todschlages wegen beschuldigt würde, einen andern begehen, um zu beweisen, daß der erstere nicht wahr wäre, und man würde niemals gegen einen Mensch Unrecht haben, wenn man ihm nur das Leben nähme.

Fr. Der rechtschaffene Mensch kann und soll nicht zugeben, daß er verachtet werde?

Antw. Er kann und soll die Verachtung rechtschaffener Leute nicht ertragen; aber die Verachtung müssiger und boshafter Leute, die sich an dem Unglücke anderer belustigen, muß er mit gegenseitiger Verachtung erwiedern.

Fr. Es ist also falsch, daß man sich dadurch verächtlich mache, wenn man aus Antrieb der Tugend sein Leben nicht in Gefahr setzen und einem andern nicht nach seinem Leben trachten will?

Antw. Sehr falsch. Der rechtschaffene Mensch, dessen Leben unbefleckt ist, wird sich weigern, seine Hand mit Menschenblute zu

färben und dadurch wird er sich nur eine desto grössere Ehre erwerben; immer bereit, sein Blut für das Vaterland, für seinen Landesherrn, für den Schwachen, für seine Pflichten hinzugeben, zeigt er in seinem Betragen jene unbewegliche Standhaftigkeit, die man nicht ohne den wahren Muth besitzen kann; unter dem Schatten der Ruhe seines Gewissens geht er mit emporgehaltenem Haupte einher und sucht seinen Feind eben so wenig auf, als er ihn flieht; er fürchtet nicht so wohl, zu sterben, als Uebels zu thun und erschrickt mehr vor dem Laster, als vor der Gefahr.

Fr. Wenn er also handelt, so werden sich viele wider ihn auflehnen?

Antw. Und eben dieses wird die so eben vorgetragenen Wahrheiten bestätigen. Er wird aber den Vorurtheilen der Welt ein untadelhaftes Leben entgegen setzen, und dieser Kampf ist in Ansehung des Muthes den andern wohl werth. Die Tage eines ehrwürdigen Lebens sind Zeugen, welche die Vorurtheile zu Boden stürzen. In einer Aufführung, welche nichts ungereimtes noch widersprechendes enthält, beurtheilet man eine Handlung nach allen den übrigen.

Fr. Woher kömmt jener grosse Unterschied zwischen der wahren Ehre und der Ehre der Welt?

Antw.

Antw. Daher, daß man die Tugend vergißt. Wenn das, was böse ist, so gering ist, daß man es kaum der Mühe werth achtet, davon zu reden, so findet das Laster leicht Bemäntelungen und Farben zum Beschönigen. Es bleibt nichts mehr zu tadeln übrig, wenn die Tugend nicht mehr hochgeachtet wird, und man wird über nichts mehr schamroth, wenn man nichts mehr für böse hält.

Fr. Was für ein Unterschied ist zwischen der Ehre und der Tugend?

Antw. Der nemliche, wie zwischen der Redlichkeit und der Wohlthätigkeit. Der ehrliche Mensch ist nur gerecht, der tugendhafte ist nützlich; die Ehre macht für und durch sich selbst, die Tugend aber für andere thätig seyn; die Tugend setzet die Ehre voraus und die Ehre führet zur Tugend.

Fr. Welches ist das Mittel, die Ehre niemals aus der Acht zu lassen?

Antw. Der Gedanke, daß ihr Verlust unersetzlich ist, und daß der Mensch, der sie verloren hat, die Schande der Natur, GOtt ein Greuel, der Feind des menschlichen Geschlechtes und aller denkenden Wesen ein ewiger Schimpf sey.

Fr. Sage mir ganz kurz, an was muß man sich in Ansehung der Ehre halten?

Antw. Man muß sie zum Hauptgegenstand aller seiner Handlungen machen, sie nur

allein

allein in der Tugend suchen, sie für das Leben der Seele halten. So genau man dafür besorgt seyn muß, die seinige nicht in Gefahr zu setzen; so behutsam muß man in Beurtheilung der Ehre anderer verfahren. Die Billigkeit hat ihre Schranken, die Natur hat keine; eine bis aufs äusserst getriebene Gerechtigkeit beleidiget diese letztere, wenn das Urtheil anderswohin fällt, als auf sich selbst. Man muß die wahre Ehre von der vermeynten Ehre und von den Vorurtheilen eben sowohl als von dem Hochmuth und von der Eigenliebe unterscheiden.

Fr. Ist der Mensch sich selbst schuldig, den persönlichen Vortheil dem Besten seines Gleichen und der Wohlfahrt seines Vaterlandes aufzuopfern?

Antw. Ja; und dieß ist die erste Pflicht des gesellschaftlichen Menschen.

Fr. Warum ist dieß seine erste Pflicht?

Antw. Weil die Ehre es erfodert; dieses Opfer ist eine gewaltsame Anstrengung, die den Mensch über sich selbst erhebt.

Fr. Was kann ihn aber zu dieser gewaltsamen Anstrengung antreiben?

Antw. Die Neigung zum Ruhme. Dieser ist der einzige Preis, der darauf gesetzt zu werden verdienet.

15. Von dem Ruhme.

Fr. Was ist der Ruhm?

Antw. Er ist der Glanz des guten Namens, die einmüthige und von der Bewunderung unterstützte Uebereinstimmung.

Fr. Was verstehst du durch Bewunderung?

Antw. Die schnelle Regung, welche seltene Handlungen und sonderbare Dinge verursachen.

Fr. Was heißt berühmt seyn?

Antw. Einen weit ausgebreiteten guten Namen haben.

Fr. Welches ist der Grund der Bewunderung, des weit ausgebreiteten guten Namens und des Ruhmes?

Antw. Die Bewunderung hat das Seltene und das Grosse, der weit ausgebreitete gute Name das Ausserordentliche und der Ruhm das Wunderbare zum Grunde.

Fr. Was nennest du wunderbar?

Antw. Was sich über die Kräften der Natur erhebt oder zu erheben scheint.

Fr. Der menschliche Ruhm hängt also von der Meynung ab?

Antw. Ja, und er ist wahr oder falsch, so wie diese.

Fr.

Fr. Giebt es nicht mancherley falschen Ruhm?

Antw. Ja, es giebt zwo Gattungen desselbigen; die eine gründet sich auf das falsche Wunderbare; die andere gründet sich auf das wirkliche, aber nachtheilige Wunderbare.

Fr. Welches ist der Ruhm, der sich auf das falsche Wunderbare gründet?

Antw. Derjenige, der nur über täuschende Träume herrschet und mit solchen verschwindet; so ist der Ruhm der Glücksumstände.

Fr. Also haben die Glücksumstände keinen ihnen eigenen Ruhm?

Antw. Nein. Sie eignen sich ungerechterweise den Ruhm der Fähigkeiten und der Tugenden zu, als für deren Gefährten man ihn hält; sie werden aber dessen bald beraubt, wenn man merket, daß es nur ein gestolener Ruhm ist. Ein Unglücksfall ist hinreichend, um davon zu überzeugen.

Fr. Welches ist der Ruhm, der sich auf das nachtheilige Wunderbare gründet?

Antw. Der Ruhm vorzüglicher Fähigkeiten, wenn solche zum Unglücke der Welt angewandt werden.

Fr. Was ist der wahre Ruhm?

Antw. Derjenige, der alles, was nützlich, rechtschaffen, und billig ist, zum Gegen-

stande hat. Sonst würde er die Blicke der Wahrheit nicht aushalten können.

Fr. Der wahre Ruhm ist also von der Tugend nicht unterschieden?

Antw. Er ist die Tugend selbst, mit allen Ehrenzeichen des Beyfalles der Menschen bekleidet.

Fr. Worinn besteht das Wunderbare des wahren Ruhmes?

Antw. In der Anstrengung der Fähigkeiten und der Tugend, die das Glück der Menschen zum Endzwecke hat. Das Gute, welches man verrichtet, und die Schwierigkeiten, welche man überstiegen hat, kommen nothwendiger weise mit in die Wagschale des wahren Ruhmes.

Fr. Ist es erlaubt, sich den Ruhm zum Endzwecke vorzusetzen und aus dieser Absicht thätig zu wirken?

Antw. Es ist nicht nur erlaubt, sondern es ist eine Pflicht. Die Beschaffenheiten und die Umstände, welche standhaft muthige Seelen zu grossen Aufopferungen eines persönlichen Eigennutzes erfodern, müssen zur Aufmunterung die Aussicht des persönlichen Ruhmes haben. Die Tugend selbst härtet sich nur gegen einen vergänglichen Schimpf und in Hoffnung eines zukünftigen Ruhmes ab. Während einem ganzen Feldzuge erduldet

Fabius

Fabius die Beleidigung in dem Lager des Hannibal und die Entehrung in Rom. Hätte er entehrt und auf ewig in dem Andenken der Menschen beschimpft sterben wollen? Man erwäge diesen Grundsatz genau, so wird man den Schlüssel finden, warum so viele rechtschaffene Leute auf einige Zeit lang in der Meynung solcher Leute beschimpft bleiben, welche nichts anders als anzuhören wissen, um zu urtheilen.

Fr. Schreibt die Religion nicht solche Anstrengung vor?

Antw. Ja; aber sogar ihre Opfer sind nicht uneigennützig. Der fromme Mensch entsagt einem vergänglichen Ruhme, indem er ihn gegen einen unsterblichen Ruhm vertauschet. Die Hoffnung dieser Unsterblichkeit unterstützte einen Sokrates und einen Cato.

Fr. Warum haben die Religion und die Sittenlehre die nemlichen Grundsätze in Ansehung des Ruhmes?

Antw. Weil beide die Tugend gegen dem Undank der Menschen bewahren müssen, indem sie ihm in der Zukunft glücklichere Zeiten und eine gerechtere Welt zeigen.

Fr. Wäre es für den Mensch nicht hinreichend, wenn er seinen Ruhm auf sein Leben einschränkte?

Antw. Nein. Alsdann würde er ein Sklave der Meynung und der Achtung des gegen-

wärtigen Zeitpunctes seyn. Er würde verworfen werden, wenn sein Zeitalter ungerecht wäre und undankbare Zeitgenossen würden ihm allen Muth benehmen. Derjenige, welcher einen frühzeitigen und vergänglichen Ruhm einem späten und dauerhaften Ruhme vorzieht, unternimmt niemals etwas Grosses.

Fr. Was hilft es dem Menschen, wenn er sich in die Zukunft versetzet und sein Andenken geniesst?

Antw. Soviel, daß er für alle Zeiten arbeitet, gleichsam als wäre er unsterblich. Wenn ihm auch seine Zeitgenossen den Ruhm, den er verdient hat, versagen sollten, so würden ihn doch ihre Nachkommen dafür schadlos halten; denn seine Einbildungskraft macht ihn der Nachwelt gegenwärtig. Das Verlangen, seinen Ruhm zu verewigen, ist ein begeisternder Eifer, der uns vergrössert und uns über uns selbst und über unser Zeitalter emporhebt. Den Ruhm verachten, heißt, die Tugenden verachten, welche zu demselbigen führen.

Fr. Es ist ein schöner Traum, auf solche Art in Gedanken zu geniessen?

Antw. Immerhin. Man genießt niemals anders, als im Traume. Die kleine Anzahl Zuschauer, von welchen wir umgeben sind, kann den Ruf des Ruhmes nicht ausschreyen. Der gute Name ist nur in so weit rühmlich, als er uns da vielfältig bekannt

macht,

macht, wo wir nicht sind und wo wir nicht seyn werden, und es ist nicht unbesonnener, sein Daseyn auf Zeiten, in welchen wir nicht seyn werden, als auf Himmelsgegenden, welche wir niemals sehen werden, zu erstrecken. Der wirkliche Raum ist, so wie die wirkliche Dauer, nur ein Punct für uns.

Fr. Haben der theoretische und der praktische Theil des Ruhms verschiedene Regeln?

Antw. Sie lassen sich auf folgende zween Lehrsätze einschränken. Der Mensch, welcher das Gute thut, muß den Ruhm lieben und ihn jenseit des Grabes sehen; denn das Grab darf nicht die Klippe seines Muthes noch seiner anhaltenden Standhaftigkeit seyn. — Sein Ruhm richtet sich nach dem Verhältnisse der Nutzbarkeit seiner Unternehmungen und der Seltenheit seiner Mittel; denn das, was nur blos schwer ist, verdienet keine grosse Aufmerksamkeit, und das, was leicht, obgleich nützlich ist, hat gar keine Bewunderung zu erwarten.

Fr. Alle Pflichten des Menschen in Ansehung seiner selbst schränken sich also auf folgende Pflicht ein: **laß dich die Ehre zum Ruhme führen?**

Antw. Ja; alsdann kommen seine Empfindungen gerade aus dem Herzen her; seine Einsichten sind Verstand; seine Reden stellen

seine Gedanken und seine Handlungen seine Tugend vor. Seine Vernunft sieht nützliche Wahrheiten und sein Mund drückt dieselbigen trotz der Gefahr der rachsüchtigen Vorurtheile aus; seine Einsichten zeigen die Tugend mit ihren unterscheidenden Merkmalen, und sein Wille folgt den Lehrsätzen derselbigen trotz der Verläumdung. Ein Mensch, der sich die Ehre zum Grundsatze und den Ruhm zum Endzwecke vorlegt, dessen Seele ist unerschrocken und dessen Umgang ist angenehm. Jene erscheint nicht eher in den Handlungen, bis die Ehre sie rufet. Der rechtschaffene Mensch, welcher weiß, daß die Tugend nicht in blendender Pracht einherzieht, verachtet allen Zwang, den seine Natur und sein Gewissen misbilligt und der nur niederträchtigen Seelen eigen ist.

Fr. Diese allgemeine Grundsätze zur thätigen Wirksamkeit sind gut; aber ich möchte gern sehen, wie man sie auf die verschiedenen Umstände des Lebens, in welchen sich der Mensch befindet, beziehen soll?

Antw. Man darf sich hier nur wieder an dasjenige erinnern, was wir von den Leidenschaften, von den Widerwärtigkeiten, von der Tugend, von dem Laster, von dem Glücke und von dem Leben gesagt haben. Ich will solches noch weitläuftiger erklären, indem ich

den

den Mensch in Glücksgütern, in hohem Range, bey vornehmer Geburt, in Ehrenstellen, und mit Fähigkeiten versehen zeige.

16. Von den Glücksgütern.

Fr. Was verstehst du unter den Glücksgütern?

Antw. Man versteht insgemein unter diesem Namen das Gold, die Reichthümer und das bequemliche Leben.

Fr. Zu was für einem Gebrauche muß der Mensch die Glücksgüter vorzüglich anwenden?

Antw. Dazu, daß er sich Musse und Freyheit kaufe; auch die Gesundheit, wenn solche feil wäre. Dadurch erwirbt man sich den Frieden und überschreitet die Schranken des Nothwendigen nicht; und dieß ist der einzige Genuß, so der Vernunft gemäß ist. Der einzige Fall, in welchem diese die sinnliche Empfindsamkeit zuläßt, ist die Mäßigkeit.

Fr. Zu diesem Gebrauche soll man also die Glücksgüter anwenden?

Antw. Ja; die praleriſche Pracht des Reichthums macht nicht glückselig. Der Ueberfluß des blossen Nothwendigen kann niemals zum Misbrauche ausarten; denn das Nothwendige hat sein natürliches Maaß und wahre

Bedürfnisse erstrecken sich niemals bis zu übertriebenen Ausschweifungen.

Fr. Wie? die wahren Bedürfnisse erstrecken sich niemals bis zu übertriebenen Ausschweifungen?

Antw. Nein. Ein Kleid kann so viel kosten, als zwanzig, und eine Mahlzeit kann die Einkünfte eines Jahres verzehren; aber man kann nicht zwey Kleider auf einmal tragen, noch zweymal in einem Tage zu Mittage speisen. Die eingebildete Meynung hat keine Grenzen, die Natur hält uns auf allen Seiten ein.

Fr. Diesem zufolge müßte man also so nahe als möglich an der Natur bleiben, um auf eine vernünftige Art die Sinne, die man von ihr erhalten hat, zu geniessen?

Antw. Ganz gewiß. Je mehr sie von dem ihrigen zu dem Genusse hergiebt, desto mehr Wirkliches findet man darinn. Die Reichthümer eines Menschen liegen nicht in dessen Kisten, sondern in der Anwendung derselbigen. Nur durch den Gebrauch der Dinge, die wir besitzen, werden wir Eigenthümer derselbigen, und der Misbrauch ist immer unerschöpflicher, als die Reichthümer. Der Genuß ist also nicht nach dem Besitze des Goldes noch des Aufwandes, sondern nach der Kunst des Gebrauches zu schätzen.

Fr.

Fr. Welches Bereicherungsmittel billigt die Tugend?

Antw. Dasjenige, was man hat, recht und immer besser zu besitzen. Denn alsdann wird die Ausgabe selbst die Quelle zu einem weit grössern Aufwande. Mancher geniesst nur die Einkünfte seiner Landgüter, der seine Landgüter selbst würde geniessen können, wenn er für die Verwaltung derselbigen besorgt wäre. Man vermehret sein Erbtheil sicherlich, wenn man das Mittel ergreift, solches in bessern Stand zu setzen. Die Frucht der vergangenen Arbeit unterhält den gegenwärtigen Ueberfluß und die Frucht der gegenwärtigen Arbeit ist ein Vorbote des künftigen Ueberflusses. Man geniesst zu gleicher Zeit den Aufwand und die Erndte und die verschiedenen Zeitpuncte vereinigen sich, um das Gegenwärtige in Sicherheit zu setzen. Wenn man in jedem Jahre für das folgende unbesorgt seyn kann, so bleibt die Ruhe des laufenden Jahres immer ungestört.

Fr. Aber heißt dieß nicht, die Pflichten des Menschen in Ansehung des Gebrauches der Reichthümer und in Ansehung des Mittels, solche zu erwerben, zu weit treiben?

Antw. Die Pflicht muß so weit gehen, bis an die Grenzscheidung, wo ohne die Pflicht das Uebertriebene anfangen würde.

Fr. Sollte wohl das Uebertriebene bey einem zahlreichen Hausgesinde, bey Belustigungen und einer dem Range gemässen Pracht anfangen?

Antw. In jedem Stande muß man sich eben sowohl von einer allzugenauen und bis auf das äusserste getriebenen Sorgfalt, als vor Karaheit und Zwang hüten. Eben so, wie eine Ordnung ohne traurige Kümmerniß, eine Ruhe ohne sklavische Fessel, ein Ueberfluß ohne Verschwendung Zeugen von der Glückseligkeit eines Herrn sind; eben so sind Schimmer, Pracht, Schwelgerey Zeugen von dem Hochmuth des Pralers. Die Haushaltung schildert immer getreulich ihren Hausherrn.

Fr. Also würde der Tugendhafte weder Bediente, noch Kutsche und Pferde, u. d. gl. halten?

Antw. Er kann alles das haben; aber er setzet dieses Gefolg nicht immer zwischen sich und den übrigen Leuten. Er fährt nicht immer im rauschenden Gepränge aus, gleichsam als fürchtete er sich davor, man möchte ihn anreden. Er weiß oft sich seiner Beine zu bedienen, damit seine Pferde immer bereit seyen und sich von einem müssigen Gecken zu unterscheiden, welcher lieber zwanzig rechtschaffene Fußgänger überfahren, als sich in dem Spazierenführen seines Müssiganges aufhalten lassen würde. Sein Thor steht jedem Ankom-

men-

menden offen, und in der Ueberzeugung, daß uns niemand, wenn er auch mächtiger, als Alexander, und reicher, als Crösus wäre, besser bedienet, als wir selbst, nimmt er von andern Leuten nur diejenigen Dienste an, die er sich nicht selbst leisten kann. Auf diese Art zieht der tugendhafte Mensch mitten unter den Reichthümern aus seinen Handlungen und aus seinen Verrichtungen den Ruhm und das Vergnügen, Mensch zu seyn.

Fr. Warum sieht man nur eine Handvoll Reiche und Mächtige auf dem höchsten Gipfel des Glückes, da hingegen die größte Menge in dem Elende kriechen muß.

Antw. Die Ordnung ist das erste Gesätz des Himmels, und folglich muß es Leute geben, die mächtiger, reicher und wohlhabender sind, als die andern.

Fr. Nach diesen vorgetragenen Wahrheiten übereilen und überschreiten die Menschen diese Ordnung sehr?

Antw. Ja; und dieß ist ein dringender Bewegungsgrund, um die Glücksgüter recht anzuwenden. Wenn der Reiche seine Pflicht vergißt, so schätzet er die Dinge, welche er genießt, nur nach dem Verhältnisse, in soweit der Arme derselbigen beraubt ist, und ohne seinen Stand zu verändern, würde er aufhören glücklich zu seyn, sobald das Volk aufhörete elend zu seyn.

Fr. Verursachet diese Ungleichheit der Güter nicht eine Ungleichheit in Ansehung des Glückes?

Antw. Nein; diese Ungleichheit zerstöret das Glück gar nicht, sondern sie verursachet vielmehr gegenseitige Bedürfnisse, welche zur Vermehrung des Glückes dienen. Der Unterschied, welcher sich in der Natur befindet, erhält die friedfertige Ruhe derselbigen. Der Unterthan genießt die nemliche Glückseligkeit, wie sein König. Der Himmel, welcher allen Mitgliedern der ganzen Welt ein gemeinschaftliches Leben eingehauchet hat, hat ihnen auch einen gemeinschaftlichen Segen mitgetheilet. Die Gleichheit seiner gerechten Wage zeigt sich dadurch, daß er den einen Hoffnung und den andern Furcht zum Loose gegeben hat.

Fr. Sind nicht die Reichthümer oft eine Belohnung für diejenigen, welche sie besitzen, und der Mangel derselbigen eine Strafe für die Leidenden?

Antw. Ja; aber diese Belohnung äussert sich durch die wohlthätige Anwendung derselbigen und die Strafe durch die Art, wie man den Mangel erträgt. Das Vergnügen, wohl zu thun, ist die Belohnung desjenigen, welcher die Macht zum Wohlthun besitzt und solche wirklich ausübt; die Ungedult im Elend ist zugleicher Zeit die Strafe des Leidenden, und ein Beweis, daß er bey einem günstigern Sicksale

nicht besser seyn würde. Aber man muß nicht glauben, daß GOtt den Armen deswegen hasse, weil er ihn nicht fünfzigtausend Thaler jährlicher Einkünfte zählen läßt.

Fr. An was muß sich der Mensch für sich in Ansehung alles dessen, was die Glücksumstände betrifft, halten?

Antw. Er muß glauben, daß Gerechte und Ungerechte die Güter des Glückes erhalten können; aber daß das Vergnügen des Genusses nach dem Verhältnisse der Bosheit der Besitzer abnehme; daß die Wohlthaten des Glückes dem Gerechten nur eine persönliche Zufriedenheit und das Vertrauen anderer Leute verschaffen können; daß die Ruhe der Seele und die Freude des Herzens sich nicht bey dem lärmenden Gefolge des Glückes befinden; daß man die goldenen Schätze auf eine schändliche Art misbrauchen würde, wenn man damit eine zahlreiche Menge Bedienter und solcher Leute ernähren wollte, die man durch die Aufhäufung derselbigen elend gemacht hat; daß der Reichthum Rache gen Himmel schreyt, wenn er durch den Schweiß und das Blut des Mitbürgers erworben worden ist; daß man nicht unter dem Vorwande, Arme, die man nicht hätte in die Armuth stürzen sollen, zu erhalten, die übrigen Leute arm machen und den Staat entvölkern solle; daß die Demuth nicht in einem sechsspännigen Wagen fahre; daß

die

die Gerechtigkeit nicht auf der Degenspitze des Eroberers sitze, noch die allgemeine Wohlfahrt von dem Scepter des Despoten abhänge; daß die Liebe und die Hochachtung der Menschen nicht feil seyen, und daß keine Reichthümer dieselbige zu bezahlen vermögen.

Fr. Sind diese Welt und ihre Güter nicht eben so gut für einen Cäsar wie für einen Titus erschaffen worden?

Antw. Ja; aber derjenige, welcher sein Vaterland fesselte, hatte in seinem Leben keine so zufriedene und ruhige Stunde, wie derjenige, dessen Tugend einen ohne Wohlthaten verflossenen Tag beseufzte.

---

17. Von dem hohen Range.

Fr. Was verstehst du hier durch hohen Rang?

Antw. Gemeiniglich giebt man diesen Namen den vornehmsten Stellen im Staate, sowohl bey der Regierung, als an dem Hofe des Regenten. Wir wollen ihn jeder Stelle geben, die Ansehen und Gewalt verleiht.

Fr. Was ist der Mensch in einem hohen Range sich selbst schuldig?

Antw.

Antw. Er muß suchen, den eifersüchtigen Neid zu trösten, und den Anfällen der schädlichen Boshaften auszuweichen.

Fr. Was heißt das, den eifersüchtigen Neid trösten, und den Anfällen der schädlichen Boshaften ausweichen?

Antw. Der Hochmuth der Geringen wird durch die Erhebung anderer gedemüthigt, und da sie Luchsaugen haben, um die stolze Kleinheit der Grossen einzusehen, so würde derjenige, welcher das Gewicht seiner Stelle fühlen liesse und zugleich die Lücke, die er darinn lässe, verriethe, unter allen Menschen am schärfsten beurtheilt werden.

Fr. Also ist einem Grossen oder einem, der in einem hohen Range steht, am meisten daran gelegen, dasjenige zu seyn, was er seyn soll?

Antw. Ja; wenn er sich in seinen hohen Rang, seine Glücksgüter, seine Pracht, seine Ahnen, seine Hofstaat ganz einnistet, so bauet er sich eine Hülle, die ihn bis auf nichts herab verkleinert, so bald er auf sich selbst eingeschränkt ist. Um wahrhaft groß zu seyn, muß er sich oft selbst befragen und prüfen, wer er sey, um die Menschen verachten zu dürfen, und was ihn über dieselbigen emporschwinge. Wenn er seine Dienste und Tugenden aufzuweisen hat, so bedenke er, daß unzählige

Men-

Menschen, die unbekannt leben und noch tugendhafter, noch arbeitsamer, noch nützlicher sind, als er, ihre Verdienste nicht gültig zu machen suchen, um sich in die Höhe zu bringen. Ein grosser muß jenen erniedrigenden Stolz, welcher die lächerliche Nahahmung der Würde ist, und jene gebieterische Praleyey mit Verachtung ansehen, welche das Schattenbild des Ruhmes ist und den Adel durch die ansteckende Seuche des Beyspiels sowohl als durch die Nacheiferung des eiteln Hochmuths zu Grunde richtet.

Fr. Man muß ein sehr vorzügliches Verdienst besitzen, um in einem hohen Range unverfälschte Sitten zu behalten und seine Pflicht zu erfüllen?

Antw. Die Seltenheit des Verdienstes spricht von der Schuldigkeit, solches zu besitzen, nicht los. Dieß ist ein Beweis, daß es schwer sey, einen hohen Rang zu besetzen, ohne ihm Genüge leisten zu können, und sich nicht lächerlich zu machen, sobald man sich nicht an der angewiesenen Stelle befindet.

Fr. Der Ruhm des hohen Ranges ist also nicht sowohl mit den Stellen selbst, als vielmehr mit den Tugenden derjenigen verknüpft, welche dieselbigen besetzen?

Antw. Allerdings. Die wesentliche Würde eines Grossen besteht in der vollkommenen

Ueber-

Uebereinstimmung seiner Handlungen, seiner Reden und seines Betragens mit seinem Range. Diese Würde setzet das Verdienst und zwar ein dem Range gleiches Verdienst voraus.

Fr. Also sind die Ehre und die Schande keine Folgen des Standes?

Antw. Nein. Aus der Erfüllung der Pflichten seines Standes erfolgt die Ehre, und die Vernachlässigung derselbigen verursachet Schande.

Fr. Aber giebt es wohl einen grössern Unterschied, als zwischen der Krone und dem Schurzfelle eines Schuhflickers?

Antw. Ja. Der Untetschied zwischen einem Weisen und einem Thoren. Wenn der Monarch wie ein Mönch handelte, wenn der Geistliche sich wie ein Schuhflicker vollsöffe, so würde man alsdann den augenscheinlichen Beweis haben, daß das Verdienst den erhabenen Mann und der Mangel des Verdienstes den niedrigen Mann ausmache. Der Handwerksmann bringe sich mit seinem Hobel und der König mit seiner Krone durch, dadurch machen sie sich weder verehrungswürdig noch verächtlich. Derjenige, der durch edle Mittel edle Absichten erreicht, der ist ein grosser Mann, er mag nun wie Antonin regieren, oder wie Socrates sterben, oder wie Fabricius leben.

18. Von der vornehmen Geburt.

Fr. Was verstehst du hier durch vornehme Geburt?

Antw. Den Adelstand.

Fr. Was muß der Adel für einen Mensch seyn, dem seine Pflichten werth sind?

Antw. Er ist ein Vorschuß, welchen das Vaterland den Edelleuten auf das Wort ihrer Ahnen vorstreckt, in Erwartung, daß sie ihrer Bürgschaft Ehre machen. Sobald ein Edelmann auf die Welt kömmt, scheint das Vaterland zu ihm zu sagen: „Du wirst tapfer, „edel, großmüthig und mir so treu ergeben „seyn, als deine Väter; sie haben dir ihr „Beyspiel hinterlassen, ich setze ihre Würden „und ihren hohen Rang hinzu; ein doppelter „Bewegungsgrund für dich, ihre Tugenden „zu erreichen. „

Fr. Ist die vornehme Geburt nicht ein vortheilhafter Vorzug?

Antw. Ja, weil sie Pflichten auferlegt. Man kann stolz auf seine Ahnen seyn, wenn sie Beyspiele gewesen sind und noch sind; aber die Natur bringt ihren Ruhm nicht auf die Nachkommen so wie ein Erbtheil, das man nur blos zu genieſſen hat. Der Adel ist wie eine Flamme, welche erlischt, sobald sie keine unterhaltende Nahrung mehr findet. Ein seit

mehrern tausend Jahren berühmtes Geblüt kann von einem Lucretius bis zum andern in lauter Lucrezischen Adern fliessen; aber wenn der letztere sein Verdienst auf das Verdienst seiner Väter gründet, so muß man nur diejenigen zählen, welche rechtschaffene Leute waren. Ein altes Blut, welches in lasterhaften Herzen gewallet hat, ist unedel, wenn es von der Sündfluth herstammete, und seine Angehörigen sind unadelich. Niederträchtige Herzen kann kein Fürstliches, kein Königliches Blut adeln. „Keine Könige, die nicht Sklaven zu Ahnen hatten; „keine Sklaven, die nicht Könige zu Ahnen hatten.„ (Plato.)

Fr. Die Edelleute haben also besondere Pflichten zu erfüllen?

Antw. Der Edelmann hat eine Ursache mehr, Mensch zu seyn, nemlich sein Geblüt. Wenn er dieses für rein hält, so darf er nichts thun, wodurch er dasselbige verderben könnte; wenn er es für erhaben hält, so muß er alle Mittel ergreifen, um es nicht zu erniedrigen.

Fr. Und worinn besteht dieses Mittel bey so mancherley Verführungen?

Antw. Wenn man glaubt, daß man ein vorzüglich vornehmes Blut besitze, so muß man immer entweder alles, was ihm fremd ist, von ihm wegzubringen suchen, oder dasselbige verhindern, daß es solches nicht annehme. Da

Bayerische Staatsbibliothek München

die Tugend sich einigermassen mit seinem Wesen vereinigt hat, so muß man immer bedenken, daß sie nur sich selbst nöthig habe, um groß zu seyn.

Fr. Ein Mensch von vornehmer Geburt ist also mehr zu bedauren, als ein anderer?

Antw. Er ist verachtungswürdiger, wenn er seinen Stand entehret, so wie er verehrungswürdiger ist, wenn er die Pflichten desselbigen erfüllet. Sich auf eine genauere Art seinem Vaterlande und seinem Könige schuldig seyn, der älteste Sohn einer Nation seyn, um den jüngern Söhnen derselbigen Hülfe und Beystand zu leisten, diese Pflichten sind nur alsdann schwer zu erfüllen, wenn man derselbigen unwürdig ist. Nicht alles dasjenige Grösse zu nennen, was den Untergang eines Staates, die Thränen der Völker, die schimmernde Pracht der Triumphe, das lärmende Geräusch der Eroberungen, die tollen Unternehmungen, die nicht zu behauptenden Siege, die verderblichen Reichthümer, den aufgeblasenen Stolz der Macht nach sich zieht, darauf schränken sich die Verbindlichkeiten eines Menschen von vornehmer Geburt ein, in Ansehung seiner selbst. Sie werden vermehret, wenn er sie auf seines Gleichen beziehet; aber hier ist nicht der Ort, sie umständlich anzuführen.

Von

19. Von dem guten Namen und von den Fähigkeiten.

Fr. Was ist der gute Name?

Antw. Eine Art eines in der Einbildung bestehenden Lebens, durch welches wir bey den andern athmen.

Fr. Sein Gegenstand ist also ausser uns?

Antw. Ja; man genießt eigentlich nur das, was man höret. Alles, was der gute Name uns empfinden läßt, entsteht und endiget sich in dem kleinen Kreise unserer Freunde oder unserer Feinde; übrigens ist das, was lebt, so wie das, was nicht mehr lebt, es mag nun ein Alexander oder ein Turenne seyn, eines wie das andere ein Schatten.

Fr. Was kann der gute Name thun und was thut er für denjenigen, der kein rechtschaffener Mensch ist?

Antw. Nichts. Er kann nur dessen Namen vor dem Tode bewahren, und er thut solches eben so, wie die Gerechtigkeit dessen Körper vor dem Grabe bewahret hat; was besser in die Vergessenheit begraben worden wäre, wird zur Schau ausgesetzet, um, wie eine Seuche, die andern Menschen anzustecken. Jeder gute Name, der nicht von dem Verdienste herkömmt, ist schädlich, sein Weihrauch steigt in den Kopf, ohne bis in das Herz zu

dringen. Ein stundenlanger innerlicher Beyfall ist so viel werth, als tausendjährige Lobeszurufungen solcher Leute, die zum voraus eingenommen, hintergangen oder verführt sind. Marcellus ist in der Landesverweisung mehr zu beneiden, als Cäsar auf dem Triumphwagen. Fouquet ist in den Fesseln glücklicher, als Ludwig der XI. auf dem Trone.

Fr. Es ist also nicht klug gehandelt, wenn man sich den guten Namen zum Endzwecke vorsetzet und für denselbigen arbeitet?

Antw. Es ist sehr klug gehandelt, und ich habe gesagt, daß man solches thun solle. Aber der gute Name, den man sich erwirbt, muß denjenigen, die ihn vermehren, zum Beyspiele dienen können. Jeder berühmte Ruf, welcher weder den Dank noch den Segen der Menschen verdienet, ist schädlich. Die Verwegenheit eines Alexander ist eben so wenig zu befolgen und den Bewunderern desselben eben so wenig nützlich, als die strafbaren kühnen Unternehmungen eines Cartouche.

Fr. Welches ist das unterscheidende Kennzeichen der wahren Fähigkeiten?

Antw. Daß man ein gewisses ungeschminktes und ungekünsteltes Wesen besitze, welches macht, daß wir nicht so unruhig, nicht so eifrig, uns zu zeigen, und bescheidener sind, als derjenige, welcher zwar das eifrige Verlangen,

sich

sich sehen zu lassen, aber nicht die Mittel besitzt, um dazu zu gelangen. Mancher sieht ein schönes Gebäude und glaubt, ein Baumeister zu seyn. Mancher sieht Soldaten aufziehen und will ein General seyn.

Fr. Welches ist das Kennzeichen, an welchem man einen Mensch, der Verstand und Fähigkeiten besitzt, unterscheidet?

Antw. Wenn er seine Vorzüge nicht misbraucht, wenn er solche einsieht und wahrnimmt und dadurch nur desto bescheidener wird. Je mehr er besitzet, desto mehr erkennet er alles das, was ihm noch fehlet. Er ist nicht sowohl stolz auf seinen Vorzug vor andern, als vielmehr durch die Empfindung seines Elends gedemüthigt und in Ansehung der Güter, welche er für sich allein mit Ausschliessung anderer besitzt, ist er viel zu verständig, als daß er auf ein Geschenk stolz seyn sollte, welches er sich nicht gegeben hat.

Fr. Warum sagst du, daß er nicht stolz auf ein Geschenk sey, welches er sich nicht gegeben hat; er hat ja Fähigkeiten erworben?

Antw. Er hat sie in Uebung zu bringen und vollkommener zu machen gesucht. Die Fähigkeiten kommen mit den Menschen auf die Welt und hängen nicht von ihm ab; nur seine Tugenden allein sind sein Eigenthum.

Fr. Machen die Natur und GOtt es uns zur Schuldigkeit, daß wir suchen sollen, die

Fähigkeiten in Uebung zu bringen und vollkommener zu machen?

Antw. Sie geben nichts vergebens. Was sie verbieten, ist der Misbrauch. Die kleine Anzahl derjenigen, welche so glücklich sind, sie nach der vorgeschriebenen Art zu gebrauchen und die wahren Kennzeichen derselben alle zusammen zu besitzen, sind das Licht der Welt und die Ehre des menschlichen Geschlechtes. Sie müssen nur, indem sie sich entwickeln, den Tugenden, deren Verlust sie etwa verursachen möchten, zur Ersetzung dienen; wenn sie zuweilen die Boshaften zwingen, wider ihren Willen nützlich zu seyn, so ist dieß doch nicht ihr Endzweck.

Fr. Worinn bestehen also die Pflichten des Menschen in Ansehung der Fähigkeiten?

Antw. Sie haben dieselben so eben alle angehöret und sie lassen sich auf folgendes einschränken. Das wahre Genie muß ungeschminkt und ungekünstelt seyn; es muß den Weg zu den Glücksgütern nicht kennen und nicht darauf bedacht seyn, denselbigen zu suchen; es muß sich gegen niemand in Vergleichung setzen, seine Hülfsquellen müssen in ihm allein liegen; es ist empfindlich gegen Beleidigungen und unempfindlich gegen Lobeserhebungen, es weiset sich nicht seine Stelle an und genießt seiner selbst, ohne seinen Werth zu schätzen.

Fr.

Fr. Bey Endigung des Abschnittes von den Pflichten des Menschen in Ansehung seiner selbst, gieb mir eine veste und sichere Regel, die gleichsam der Kompaß aller seiner Handlungen sey.

Antw. Er muß, ehe er eine Handlung begeht, die Eigenliebe durch die Vernunft in den Schranken halten, er muß auf dem Wege der Ehre zum Ruhme gehen, wenn er Handlungen begeht. Dieß ist alles, was die Güte und Nutzbarkeit seiner Handlungen ausmacht.

20. Von den Pflichten des Menschen gegen GOtt.

Fr. Glaubst du, daß ein GOtt sey?

Antw. Ja; er setzet der Billigkeit ein Ziel, der Tugend eine Grundveste, und unsern in der Liebe gegen ihn und in seinem Dienste zugebrachten Tagen eine Belohnung. Er ist der GOtt, der dem Boshaften zurufet: Deine geheime Verbrechen sind gesehen worden und zu dem vergessenen Redlichen sagt: Deine Tugenden haben einen Zeugen. Alles, was der Mensch vollkommenes hat, hat er als ein Antheil an den unendlichen Vollkommenheiten GOttes.

Fr. Wenn du von seinem Daseyn versichert und völlig überzeugt bist, so sage, was er sey?

Antw. Das ewige Wesen wird weder gesehen noch gehöret, es läßt sich empfinden; es spricht nicht sowohl zu den Augen und zu den Ohren, als vielmehr zu dem Herzen.

Fr. Wie kömmt das; du weißt, daß er ist, und du begreifst nicht besser, wie er also seyn kann?

Antw. Ich weiß, daß alle Wahrheiten in ihm nur ein einziger Begriff sind, und zwar aus der Ursache, weil er unendlich weise ist; daß alle Orte für ihn nur ein Punct sind, weil er für alles sorgt und alles einrichtet, und daß die Zeiten neben seiner Ewigkeit weniger als ein Augenblick sind; er ist allmächtig und sein Willen ist die Regel und der Maaßstab seiner Macht; er ist gütig, er ist gerecht, seine Gerechtigkeit ist eine Folge seiner Güte und seine Güte ist die Folge aller seiner Vollkommenheiten, ohne welche man ihn weniger begreifen kann. Dieß ist alles, was sich natürlicher Weise meinem Verstande vorstellet und was mein Herz mit Vertrauen und Trost erfüllet.

Fr. Je weniger du ihn begreifst, desto mehr scheinst du ihn anzubeten und desto tiefer demüthigest du dich vor ihm?

Antw. Dieß muß seyn; der erste Gebrauch unserer Vernunft ist, uns im Staube vor ihm zu erniedrigen, dieß ist die entzückende Freude unsers Verstandes und das größte Vergnügen

für

für unsere Schwachheit, zu empfinden, daß seine Grösse uns niederdrückt und dieß muß der sehnlichste Wunsch unsers Herzens seyn, zu verlangen, daß sein Wille geschehe.

Fr. Ist es nothwendig, sein Daseyn zu glauben?

Antw. Nichts ist nothwendiger; es ist für alle Menschen wichtig, daß sie alle wissen, daß ein unumschränkter Führer ihres Schicksals vorhanden sey, dessen Kinder sie alle sind, der ihnen vorschreibt, daß sie gerecht seyn, einander lieben, wohlthätig und barmherzig seyn, ihre Verbindlichkeiten gegen jederman, auch sogar gegen ihre Feinde beobachten sollen; endlich ist allen daran gelegen, zu wissen, daß das Glück dieses Lebens nichts ist, daß es nach demselbigen ein anders Leben gebe, in welchem GOtt den Redlichen belohnen und den Boshaften richten wird.

Fr. Welches ist das wahre und das einzige Mittel, niemals daran zu zweifeln, daß ein GOtt sey?

Antw Man muß seine Seele in dem Zustande erhalten, daß sie immer das Daseyn GOttes wünsche.

Fr. Vermag der Glaube seines Daseyns etwas auf die Sitten und auf die Glückseligkeit des Menschen?

Antw. Unstreitig; derjenige, welcher den allgemeinen Vater der Menschen erkennet und

thm dienet, glaubt, daß er zu etwas Erhabenem bestimmt sey; und, um diese Bestimmung zu erfüllen, zieht er die Vorschrift seines Richters seinen Neigungen vor, thut das Gute, wenn es ihm auch gleich schwer fällt und opfert die Begierden seines Herzens dem Gesätze seiner Pflicht auf.

Fr. Hat dieser Gedanke einigen Einfluß auf das Unglück und die Widerwärtigkeiten?

Antw. Der betrübte und unglückliche Mensch muß darinn seinen Trost finden. Wenn er zu sich selbst sagt: GOtt sieht mich, wenn er sich keinen Vorwurf zu machen hat, so erheitert dieser Gedanke sein Herz, welches das Unglück gekränkt hatte, und verleiht seiner Seele Leben und Kraft.

Fr. Wer kann gewiß versichert seyn, daß er sich keinen Vorwurf zu machen habe?

Antw. Der alle seine Kräften dazu anwendet, gerecht zu seyn; der den Himmel um dasjenige anfleht, was ihm dazu nöthig ist, um solches zu werden, und der ihm nach dieser erhaltenen Gnade segnend danket. Die Gerechtigkeit liegt in dem Willen, der GOttes Beyfall erhalten hat und durch die Vernunft geheiliget worden ist. GOtt allein kann sagen, wer wahrhaft gerecht sey; aber der Mensch, welcher daran arbeitet, es zu werden, hat sich keine Vorwürfe zu machen.

Fr.

Fr. Kann der Gedanke eines schrecklichen GOttes jemals trösten?

Antw. GOtt ist nur dem Boshaften schrecklich, und er ist nur alsdann allen fürchterlich, wenn sie Böses thun, nicht aber, wenn sie solches zu fliehen suchen. Er ist schrecklich im Richten und im Strafen, und besser im Belohnen; er straft nur in soweit, als er nicht verzeihen kann; er giebt uns auch alsdann, wenn wir ihn um nichts ersuchen und wenn wir nichts verdienen. Wenn alles uns seine Rache ankündiget, so kündiget uns alles noch vielmehr seine Barmherzigkeit an. Ich bin, weil er mich erschaffen hat; ich lebe, weil er mich erhält; ich denke, weil meine Seele an seiner ewigen Erkenntnißkraft Theil nimmt; alles, was in mir ist, schildert mir ihn gütig, das Laster allein schildert mir ihn schrecklich.

Fr. Du fürchtest also GOtt nicht?

Antw. Ja, ich fürchte ihn; aber ich liebe ihn in noch höherm Grade; meine Furcht rührt mehr von meiner Liebe, als von seiner strengen Schärfe her. Man liebt dasjenige nicht, was schrecklich ist; die Liebe und die Furcht haben niemals lange beysammen gewohnet. Er ist gerecht, weil er gütig ist; und sogar bey den Wirkungen seiner Gerechtigkeit hoffe ich noch auf die Güte eines Vaters, dessen Kinder alle Menschen sind, und auf die Gnade eines Richters, der dem Irrenden

renden verzeihen kann. Ich fürchte ihn, ja, aber ich verehre ihn noch mehr. Bey der Furcht höret jede vernünftige Beurtheilung auf, und mein verehrendes Opfer würde ihn beleidigen, wenn es nicht auf die Vernunft gegründet wäre.

Fr. Dein verehrendes Opfer würde ihn beleidigen? Bist du ihm denn ein verehrendes Opfer schuldig?

Antw. Er vermag alles, wir müssen unsere Zuflucht zu ihm nehmen; er giebt uns alles, wir müssen ihn lieben. Man liebt einen Vater und er giebt uns das Leben; man liebt einen Freund, und seine Zärtlichkeit zeigt sich gegen uns in allen Gelegenheiten; man sieht seinen Wohlthäter nicht mit kaltem Blute, und er überhäufet uns mit Wohlthaten; wir sind seinen Vollkommenheiten unsere Bewunderung und allem, was er ist, unsere Anbetung schuldig. Wenn von GOtt die Rede ist, so ist jeder Undankbare ruchlos.

Fr. Er hat unser verehrendes Opfer nicht nöthig?

Antw. Sein Ruhm hängt davon ab; aber das, was er ist, und das, was er für uns thut, fodert ein verehrendes Opfer von uns. Ich empfinde, daß die Verehrung der Gottheit ein Gefühl ist, welches mir von Natur eigen, von meiner Vernunft unzertrennlich und mit meinem Ich wesentlich verknüpft ist.

Die

Die Laster oder die Verwilderung der Zeitalter können sie verdunkeln, aber niemals besiegen; wenn man die Empörung so weit treiben könnte, daß man sogar die geheiligten Bande ihrer Macht zerrisse, so würde man dennoch gezwungen seyn, die Liebe und die Wohlthaten Gottes mit Ehrfurcht zu erkennen.

Fr. Welches ist das verehrende Opfer, so GOtt gefällig ist?

Antw. Unsere Liebe.

Fr. Was muß man thun, um ihn zu lieben?

Antw. Das Gesätz beobachten, alles überlegen, ehe man etwas unternimmt, die Verläumdung verachten, und dem Verläumder verzeihen, weder den Neid noch den Betrug fürchten, um das Gute zu thun, alle seine Handlungen der Liebe zum Vaterlande, zum Landesherrn, zu seines Gleichen und der Ehre desjenigen widmen, unter dessen Augen wir unsere Handlungen begehen; bescheiden im hohen Range, weise im Ueberflusse, behutsam im Genusse der Freuden seyn; unserm Herzen nur solche Empfindungen gestatten, welchen die Tugend ihren Beyfall gewähret; dieß ehret GOtt und den Dienst, welchen wir ihm schuldig sind?

Fr. Es ist also nicht darum zu thun, daß man sich aller Gesellschaften enthalten, mit den Menschen brechen, im Elend leben und zu gewissen bestimmten Stunden beten solle?

Antw. Nein. Dieß sind oft eigensinnige Tugenden, und noch öfter thut man das, was GOtt nicht vorgeschrieben hat, und fast immer unterläßt man das, was er gebeut. Den Menschen nützlich seyn, ihnen in der Dürftigkeit die Hand reichen, seine Seele bessern, anstatt den Leib zu züchtigen, mehr mit Eifer als nach einer Formel beten, die Tugend durch die Ausübung ihrer Vorschriften predigen; darinn besteht die Liebe, welche wir GOtt schuldig sind.

Fr. Soll man seinen Leib nicht züchtigen?

Antw. Man muß mehr seine Seele erheben, und erst, wenn diese Erhebung der Seele es fodert, den Leib einiges entbehren lassen. Zum Exempel, sich einer Art von Nahrung enthalten, um in der andern wollüstig zu seyn, dieß heißt, das Bild für die Sache nehmen, und gewissenhaft aus frommem Eifer sinnlich seyn. Der wahre Sinn der Züchtigung des Leibes besteht darinn, daß man sich desjenigen beraube, was schädlich seyn kann und uns werth ist. Mancher erwartet den Freytag, um seinem Ekel ein Ziel zu setzen, der seinen Leib die ganze Woche hindurch gezüchtigt hat,

in

in Erwartung des Züchtigungstages, um zu geniessen. Es giebt keine allgemeine Enthaltung für alle Menschen, als die Enthaltung dessen, wornach sich unsere Begierden sehnen. Mancher liegt auf dem Strohe und züchtiget seinen Leib weniger, als der, welcher auf dem Pflaumenbette liegt; mancher ist im Haarhemde und in der wollenen Kutte weniger unbequem, als der, welchen feine Leinwand und Seide decket.

Fr. Welches ist denn das wahre Mittel, seinen Leib zu züchtigen?

Antw. Ich habe es gesagt; wenn man sich alles dessen enthält, was dem Geschmacke schmeichelt und dazu beyträgt, die Leidenschaften zu reizen. Die Zeit der Züchtigung hängt von den Umständen und der Verfassung ab. Eine Züchtigung ohne Opfer ist GOtt nicht angenehm und kann ihm nicht angenehm seyn.

Fr. Unter den verehrenden Opfern, die man GOtt schuldig ist, sagst du nichts davon, daß man die Tempel und die Altäre oft besuchen solle?

Antw. Ich weiß es; man soll nicht dahin gehen, wenn etwas von demjenigen, was ich so eben gesagt habe, zu thun übrig bleibt. Wenn man in dem Tempel ist, so man muß daselbst seyn, um GOtt anzubeten, und nicht um ihn zu bitten, er möchte vergessen, daß

man

man da sey; und damit müßte man den Anfang machen, wenn der Unglückliche, der Dürftige, unser Feind, das Vaterland oder das Gesätz uns anderswohin riefen.

Fr. Wenn man das, was du sagst, befolgte, so müßte man die Tempel zuschliessen?

Antw. Da sey GOtt vor; viele aber würden von selbst wegbleiben, oder die Unfälle, der Haß, die Verläumdungen und die Unordnungen in den Familien würden nicht so gemein seyn.

Fr. Wenn man aber in den Tempel geht, so bezeugt man dadurch einen andächtigen Eifer?

Antw. Was für einen andächtigen Eifer! die Gnade suchen, indem man der Vernunft und der Menschenliebe entsagt, ein Geschenk vom Himmel zu erbitten, indem man die andern mit Füssen tritt! Eigensinnig auf dem Willen zu beharren, daß GOtt uns erleuchten möge, da er uns sein Licht vor die Augen stellet, dieß heißt, auf eine strafbare Weise die Augen vor diesem Lichte verschliessen. An GOtt in gewissen Stunden glauben, um die ganze übrige Zeit nicht mehr an ihn zu denken, andächtig im Tempel, und an andern Orten ein Unmensch, ein Verräther oder ein Böswicht seyn, dieß ist nicht der Dienst, den GOtt von den Menschen fodert.

Fr. Gieb also das Merkmaal an, an welchem man erkennen soll, wenn GOtt in den Tempeln geehret wird, und wenn ihm die verehrenden Opfer der Menschen angenehm sind.

Antw. Wenn mit den Dienern des GOttes der Gnade man bey den verehrenden Opfern solche Menschen sich vereinigen sieht, die der Segen der Unglücklichen überall begleitet, deren Kinder, Gatten, Väter und Freunde uns erbauen; wenn sie, anstatt uns GOtt in ihren Reden zu predigen, uns denselbigen in den Handlungen, die er eingiebt, in den Tugenden, deren Urheber er ist, in der entzückenden Freude zeigen, die man empfindet, wenn man ihm gefällt; wenn man das Bild des Himmels in ihren Häusern und auf den ihrer Sorgfalt anvertrauten Völkern glänzen sieht, wenn endlich die Tugend, die man einigermassen persönlich eingeführt sehen wird, uns zwingt, zu sagen, daß der Mensch durch sich selbst nicht also sey, daß hier etwas mehr als menschliches herrsche; alsdann danket GOtt, er ist geehret. Wenn man das ihm gefällige verehrende Opfer vergrössern will, so eile man in den Tempel, um sich vor seinen Altären niederzuwerfen. Dieß ist der wahre Zeitpunct zur Anbetung.

Fr. Wenn das ist, was soll man von denjenigen denken, die man so oft in die Tempel laufen sieht?

Antw. Daß sie dahin gehen, um GOtt zu bitten, daß er diese glückliche Zeit bald herannahen lasse. Und dieß ist die tägliche und herrliche Verrichtung seiner Diener.

Fr. Die Religion schreibt das öftere Besuchen der Tempel und der Altäre vor?

Antw. Ich weiß es; aber sie verbeut, sich denselbigen mit dem Bewußtseyn eines Verbrechens zu nähern. Das Gebot, diese majestätischen Orte oft zu besuchen, ist im Grunde nichts anders, als nur das Gebot, seine Seele zu erheben, wenn das Gewissen von Vorwürfen frey ist, oder jener das Leben wieder zu geben, wenn dieses sich schuldig befindet. Und dieß ist noch die immerwährende Bitte jener privilegirten Seelen, die sich den Altären mit reinem Herzen nähern. Zum Beweise dienet, daß eine Zeit war, da sie den Strafbaren befahl, während der Begehung ihrer Geheimnisse hinauszugehen. Wenn sie noch eben so streng gegen diejenigen, welche ihren Nebenmenschen quälen, gegen die Unterdrücker, die Verläumder, die bösen Zungen, die Wollüstigen, die Verräther, die Müssiggänger, die unnützen Tagdiebe, die sogar öffentlich dafür erkannt sind, wäre, so würde sie sich nicht darüber kränken dürfen, GOtt so oft durch die

vor-

vorgeblichen verehrenden Opfer, die man ihm bringt, beleidigt zu sehen.

Fr. GOtt beleidigt? aber kann man ihm nicht den äusserlichen Dienst leisten, wenn man solcher Fehler schuldig ist, welche nur Schwachheit voraussetzen?

Antw. Ja, allerdings; denn der blos schwache Mensch ist noch tugendhaft. Denn der Zeitpunct, in welchem er einen Fehler bemerket, den er weder vorhergesehen noch mit Vorsatz begangen hatte, ist gerade der Zeitpunct, den er zur Abbüssung desselbigen anwendet; aber das kann man von dem Boshaften und von dem Lasterhaften nicht sagen. Die Zeichen, welche er von seiner Frömmigkeit und von seiner Verehrung gegen GOtt gäbe, würden lauter Beleidigungen gegen GOtt seyn.

Fr. Warum? wenn der äusserliche Gottesdienst dem schwachen Menschen zukömmt, warum sollte er dem Boshaften nicht zukommen.

Antw. Weil der äusserliche Gottesdienst nur die Vorstellung desjenigen ist, was in der Seele vorgeht; die Mittel und die Zeichen, derer man sich bedienet, sind falsch und heuchlerisch, wenn sie nicht das schildernde Sinnbild des Herzens sind, und bey dem Boshaften sind sie es nicht.

Fr. Unser äusserliche Gottesdienst ist von demjenigen, den die Menschen seit dem Anfange der Welt zu halten pflegten, nicht unterschieden, und kann es auch nicht seyn. Indessen fiel doch damals jeder Mensch ohne Unterschied auf seine Knie, warf sich zur Erde nieder, schlachtete sein Opfer und der Himmel nahm es an. Cain brachte Opfer, als er des Brudersmordes schuldig war.

Antw. Das gestehe ich; aber zu jenen Zeiten, da GOtt noch keinen Tempel, noch keinen Priester hatte, da der Mensch und die ganze Welt den Mangel beider ersetzten, waren dieser oder jener Rauch, dieses oder jenes Geschrey, diese oder jene Kleidung, dieser oder jener feyerliche Gebrauch ein sicherer Beweis der Frömmigkeit und der Anbetung, welche heute zu Tage nur ein zweifelhafter Beweis derselbigen seyn würden. Cain tödtete seinen Bruder; aber sein Verbrechen erregte in ihm einen solchen Abscheu, daß es ihn dünkte, die Zeit und die Erde könnten seine Schande nicht verbergen.

Fr. Ist der äusserliche Gottesdienst nothwendig?

Antw. Ganz gewiß. Da der Mensch mit Sinnen gebohren wird, so wird er durch Bilder und Figuren aufmerksam gemacht, gereiniget, und mit seines Gleichen verbunden; die gegen GOtt vereinigten Herzen erheben und ent-

entzünden sich gegenseitig, so wie der Muth für den Landesherrn mit den Staatsbürgern und mit den Gefahren vielfältig zunimmt. Der schönste Anblick, den die Erde dem Himmel darbieten kann, ist eine Menge Menschen, welche die Liebe vereiniget, und die sich alle gegen GOtt, der ihren Eifer anfachet, emporschwingen.

Fr. Welches ist der Grund und der Ursprung des äusserlichen Gottesdienstes?

Antw. Das Herz und die empfindsam gewordene Dankbarkeit des Menschen. Der erste, welcher, nachdem er ein Geschenk von dem Himmel erhalten hatte, die Augen oder die Hände gegen seinen Wohlthäter erhob, dieser war der Stifter dieses Gottesdienstes. Diejenigen, welche mit der Folge der Zeit, um die Verwirrung in ihren Zeugnissen der Dankbarkeit zu vermeiden, einige aus ihnen erwählten und abordneten, um sie GOtt darzustellen, waren die Einsetzer der Priester; und endlich legten die andern, welche auf den Einfall geriethen, daß sie unter Hütten oder in Höhlen ruhiger und nicht so zerstreut seyn würden, als wenn sie Wind und Wetter ausgesetzt wären und zu diesem Ende ihres Gleichen zu ihren Opfern herbeyriefen, den ersten Grund zu unsern Tempeln. Daher sind unsere Kirchengebete, unsere Versammlungen, unsere Prie-

ster, unsere Tempel entstanden. Das Gesätz gab ihnen eine veste Dauer, GOtt billigte sie, und Christus hat sie geheiliget.

Fr. Was ist die Frömmigkeit?

Antw. Jede Empfindung, die uns gegen GOtt lenket.

Fr. Kann diese Empfindung schädlich seyn?

Antw. Sie ist es niemals, wenn man das wahre Mittel ergreift, sich zu ihm zu erheben.

Fr. Giebt es deren Mittel mehrere?

Antw. Nein; aber der Eifer, welcher zu GOtt führet, kann sehr schädlich seyn, und ist es auch sehr oft wirklich.

Fr. Wie ist er schädlich?

Antw. Er ist es immer, wenn er übertrieben oder blind ist. Wenn er von keinem Lichte beleuchtet wird, so dienet die Liebe gegen GOtt zur Entschuldigung, um niemand zu lieben; wenn er übertrieben ist, so lenket er sich nur blos aus der Absicht gegen GOtt, um dessen Gewalt auf der Erde auszuüben. Der Mensch, welcher ohne Vernunft andächtig ist, fodert immer mehr von den Menschen, je mehr er sich von denselbigen abzieht.

Fr. Aus dieser Ursache schreyt man also so oft über die Andächtigen?

Antw. Ja; wenn ihre Andacht GOtt angenehm und von der Religion gebilligt wäre,

so

so würden sie nicht durch ihre rauhen Sitten unempfindlich gegen das Menschengeschlecht seyn; wenn sie gut wären, so würden sie es nicht auf eine beschämende Art seyn; wenn sie ihres Gleichen beklagten, so würde solches nicht in einem grausamen Tone geschehen; ihre Gerechtigkeit würde nicht hart, ihr Eifer nicht bitter, und ihre Gleichgültigkeit oder Verachtung nicht dem Hasse ähnlich seyn. Dieß giebt oft Anlaß, die Andacht und die wahren Andächtigen zu verläumden. Die Frömmigkeit ist sanftmüthig und frölich, und die Seele, welche sich durch sie zu GOtt erhebt, scheint desto mehr Antheil von dem, was liebenswürdig macht, zu erhalten.

Fr. Ist die pralerische Andacht die wahre?

Antw. Nein. Ein gezwungenes äusserliches Wesen ist gleisam ein Amt, welches von dem andern losspricht; äusserlich eine Empfindung zeigen wollen, die man nicht hat, heißt, das Geständniß ablegen, daß man sie haben sollte; und dieß ist das einzige Opfer, welches eine gezwungene Andacht der wahren bringt.

Fr. Wie nennest du denjenigen, der die Andacht misbraucht?

Antw. Schwärmer oder Heuchler.

Fr. Ist die Schwärmerey gefährlich?

Antw. Sehr gefährlich. Sie ist eine blinde und dumme Wuth, welche die Vernunft niemals zurückhält.

Fr. Welches ist das Mittel, ihre Entstehung zu verhindern?

Antw. Daß man diejenige im Zaume halte, welche sie erregen. Es wäre vergebens, wenn man Thoren beweisen wollte, daß ihre Oberhäupter sich irren; sie würden denselbigen dessen ungeachtet mit dem nemlichen Eifer folgen.

Fr. Aber die Schwärmerey hat die Religion zum Endzwecke und den Eifer zum Grunde?

Antw. Ihr Eifer ist blind, und ihre Religion ist immer der Neid, der Stolz, der Haß, die Rache, die sie im Namen des Himmels ausübt; dieß sind die Götter, deren Diener der Schwärmer ist. Der erste Grundsatz alles Glaubens ist, daß GOtt die Ordnung liebt, und nichts billiget, was dieselbige stören kann.

Fr. Ist es nicht erlaubt zu nöthigen, daß man eine Religion glaube, welche allein allen das Heil verleihen kann.

Antw. Nein; wenn wir glauben, weil GOtt uns erleuchtet, so dürfen wir weiter nichts thun, als ihn bitten, daß er sein Licht den andern mittheile.

Fr. Aber, sie stürzen sich durch die Grundsätze eines andern Glaubens ins Verderben.

Antw. Gesetzt auch. Es ist verboten, im Namen des GOttes des Friedens Menschen

zu

zu quälen, die wir lieben und beklagen sollen. Denn unsere Ueberzeugung kömmt entweder vom Himmel oder von den Menschen her; wenn sie vom Himmel herkömmt, so besitzt sie durch sich selbst eine siegreiche Gewalt, und wenn es auch welche giebt, die nicht überwunden werden, so hat der Himmel seine Ursachen oder ihre Zeit ist noch nicht gekommen; kömmt aber diese Ueberzeugung von den Menschen her, so hat sie nur das Recht der Vernunft über die Vernunft, niemals aber das Recht, Gewalt zu gebrauchen. Diese letztere wirket immer lauter Empörer und Betrüger. Nach diesen Grundsätzen sind die rechtschaffenen Leute Martyrer, die Niederträchtigen Heuchler, die Schwärmer wütende Tyger.

Fr. Also muß man GOtt die Sorge für seine Sache überlassen?

Antw. Das heißt dieselbige nicht verlassen, wenn man unterrichtet, um zu überzeugen. Seine Religion kann nicht anders, als durch die Grundsätze der Vernunft und des Gewissens gewinnen. Der Kerker, die Landesverweisung, der Verlust seines Standes und seines Vermögens überzeugen nicht, und diese Furcht selbst verklagt vor GOtt jeden, der Schuld daran ist.

Fr. Die verschiedenen Gebräuche, Gewohnheiten, Gesätze, Religionen, Gottesdienste, welche so manchfaltig bey den Men-

schen und den verschiedenen Nationen verändert sind, bringen auf die Gedanken, daß kein Gottesdienst der wahre ist und daß sie alle willkührlich und die Folgen eines errichteten Vertrages sind; und dieß heißt den wahren, welchen GOtt fodert, verläumden?

Antw. Eben da machen die blinden Menschen, welche nicht zu unterscheiden wissen, was willkührlich und was wesentlich ist, aus beiden eine ungestaltete Mischung, die fähig ist, die leichten Begriffe, welche die Vernunft und der Glaube in Ansehung dieses Gottesdienstes verleihen, zu verdunkeln. Derjenige, welcher nicht glauben will und derjenige, welcher zum Glauben zwingt, verblenden sich einer wie der andere. Genug, daß in allen Menschen der unvergängliche und angebohrene Keim liegt, der zu allen Zeiten sie gewarnet hat, wenn sie eine ungereimte und falsche Anwendung davon gemacht haben und noch machen. Sie haben die Vernunft und ihr Gewissen, und wenn sie, nachdem sie solche um Rath gefragt haben, noch von einander verschieden sind, so haben sie gewiß die Stimme der Vorurtheile für die Stimme der erstern gehalten. Ich weiß wohl, daß man, wenn man sagt, wie nothwendig es sey, daß GOtt selbst die Gesätze unserer verehrenden Opfer gegen ihn vestsetze, dadurch noch nicht beweise, daß er es thue. Aber nachdem ich angezeigt habe, wo jeder Mensch seinen Be-

weis

weis herholen soll, hat man von mir keine andere Anzeige zu erwarten.

Fr. Haben die Sitten einige Beziehung auf den Glauben?

Antw. Eine sehr grosse; die Bewegungsgründe der Religion verhindern diejenigen, welche sie ausüben, oft, Uebels zu thun; man erhält von ihnen Tugenden und löbliche Handlungen, welche ohne diese Bewegungsgründe nicht statt gefunden haben würden. Uebrigens ist man der Religion, sowohl in der Regierungsform ein gewisses Staatsrecht, als in dem Kriege ein Völkerrecht schuldig, welches die menschliche Natur niemals genug erkennen wird. Vermöge dieses Völkerrechts läßt der Sieg den Ueberwundenen das Leben, die Freyheit, die Gesätze, die Güter, die Religion. Thimur und Gengiskan haben den Beweis davon in Asien gegeben und das Christenthum hat es geheiliget, indem es die Europäischen Sitten bis mitten nach Africa brachte und den Despotismus verhinderte, in Aethiopien einzureissen.

Fr. Ist der Unglauben gefährlich?

Antw. Er ist sehr nachtheilig. Wenn man die Religion vergißt, so vergißt man unvermerkt seine Pflichten. Keine Empfindung tröstet den Unglaubigen in seinem Kummer, kein Zuschauer muntert ihn zu Handlungen auf,

keine

keine Stimme läßt sich in dem Innersten seiner Seele hören, kein Preis ist auf seine Tugend gesetzt; nichts ermuntert sein Leben, und dieses schreckliche Stillschweigen ist ein Vorbote des Stillschweigens der Ewigkeit. Alle Stimmen, die ihm in der Zeit von GOtt zureden, werden ihm ewig vorwerfen: **warum hast du uns nicht geglaubt?**

Fr. Was muß man thun, um dieses Unglück zu vermeiden?

Antw. Standhaft bey der Stimme der Wahrheit und bey der Einfalt seines Herzens verbleiben; niemals weder aus Hochmuth noch aus Schwachheit davon abgehen; sagen, was wahr ist, und thun, was gut ist. Dadurch daß man sich vergißt, arbeitet man für sich.

Fr. Wie nennest du denjenigen, der das Daseyn GOttes läugnet?

Antw. Atheist.

Fr. Ist ein grosser Unterschied in Ansehung der Sitten zwischen dem Atheist und dem Schwärmer?

Antw. Der Atheist vergießt kein Menschenblut, welches den Durst des Schwärmers löscht. Jener erhält es, nicht aus Liebe zum Frieden, sondern aus Gleichgültigkeit gegen das Gute; dieser vergißt es, nicht aus Liebe gegen GOtt, sondern aus heftiger Neigung für seinen Eigennutz. Der Schwärmer rottet das

Men-

Menschengeschlecht aus, der Atheist erstickt es in seiner Geburt; dieser, indem er die Sitten vertilgt, die zu seiner Bevölkerung dienen; jener, indem er solche Sitten einführet, die zu seiner Zerstörung dienen. Der Atheist reißt den Mensch von seinem Geschlechte los, indem er dessen Handlungen auf einen schädlichen Egoismus beziehet, der sowohl der Bevölkerung als der Tugend nachtheilig ist; der Schwärmer reißt den Mensch von seinem Geschlechte los, indem er durch den Streit für den Himmel auf der Erde zu gewinnen sucht. Die Gleichgültigkeit des Atheisten ist die Ruhe des Todes; der Eifer des Schwärmers ist die Geschäftigkeit der Hölle.

Fr. Wie gelangt der Mensch zu diesem Stande der Erniedrigung?

Antw. Die stolze Philosophie führet zur Freygeisterey und die blinde Andacht zur Schwärmerey. So nützlich beide sind, wenn sie dasjenige sind, was sie seyn sollen, so nachtheilig sind sie, wenn sie nicht in ihren Schranken bleiben.

Fr. Könnte man die Religion nicht entbehren?

Antw. Das ist nicht möglich. Die Gesellschaft hängt von den Sitten ab, diese von dem Herzen, und das Herz von GOtt.

Fr. Ein glücklicher Trieb verleiht einen Hang zum Guten; man kann die Schönheit

von

von der Tugend, Hochachtung von der Ordnung, und seine Güte von dem allgemeinen Nutzen ziehen. Die Furcht vor den Züchtigungen kann abhalten, Uebels zu thun; ist dieß nicht alles, was dazu erfodert wird, um gesellig zu seyn und die Gesellschaft zu erhalten?

Antw. Ein glücklicher Trieb verleiht einen Hang zum Guten; aber eine heftige Leidenschaft, die aufsteigt, hat ihre Wurzel in eben diesem Triebe; die Religion allein kann sie also vertilgen — man kann die Schönheit der Tugend in der Ordnung und ihre Güte in der Nutzbarkeit sehen; aber dieß ist nicht genug gegen den Privateigennutz — Die Furcht vor den Strafen kann von dem Uebelsthun abhalten; man dürfte also nur insgeheim Uebels thun, so würde die Tugend nichts dawider zu sagen haben und man würde, so wie ehedessen zu Sparta, nicht die That, sondern die Ungeschicklichkeit strafen.

Fr. Kann die Philosophie kein Gutes thun, welches die Religion nicht noch besser thue?

Antw. Nein. Und die Religion thut viel Gutes, welches die Philosophie nicht einmal thun kann. Wenn die Liebe des Schönen unsern Seelen von Natur eingeprägt wäre, so kann die Regel so lang bestehen, als diese Liebe nicht entstellt wird, aber ohne die Religion ist es nicht möglich, jenes innerliche Bild, welches

unter

unter den Sterblichen kein Muster hat, dem es verglichen werden könnte, in seiner Reinigkeit zu erhalten.

Fr. Besänftiget die Religion die Sitten?

Antw. Ja; so bald die Religion ein wohlthätiges Wesen zur Grundveste hat, so müssen diejenigen, welche dieselbige ausüben, nothwendiger Weise sanftmüthig seyn. Der Regent ist nicht so furchtsam und folglich weniger grausam. Der Unterthan ist freyer und folglich besser. Die Religion des Mahomet, welche von nichts als vom Schwerdte spricht, wirkt auf die Menschen mit dem nemlichen Zerstörungsgeiste, der sie gestiftet hat. Also verursachet die wahre Religion, welche nur die Glückseligkeit des künftigen Lebens zum Gegenstande zu haben scheint, noch das Glück des gegenwärtigen aus.

Fr. Du bist zwar der Vertheidiger der Religion, aber du sagst nicht, welche die wahre sey?

Antw. Es giebt deren nicht zwo. GOtt hat uns zween Wegweiser gegeben, das Licht des Glaubens und das Licht der Empfindung; diese müssen mit einander übereinstimmen, der Glaube läugnet dasjenige nicht, was eine unwiderstehliche Empfindung uns versichert.

Fr. Die Offenbarung ist also weiter nichts, als nur die Ergänzung des Gewissens?

Antw.

Antw. Davon bin ich durch die Stimme überzeugt, welche sich vom Himmel herab hören läßt und die nemliche Sprache redet, die ich in dem Innersten meiner Seele höre. Das Gewissen, welches mir einen Gott ankündiget, mir dessen Dienst und sein Gesätz vorschreibt, billigt es immer, wenn ich in Ansehung seines Dienstes und seines Gesätzes demjenigen folge, was die Offenbarung mir davon sagt.

Fr. Die Offenbarung setzet deinem Glauben Geheimnisse vor, welche dein Gewissen verwirft?

Antw. Gar nicht. Mein Gewissen verwirft das Wort Gottes nicht. Wenn es mir sagt, daß er geredet hat, so macht es, daß ich mich zur Erde niederwerfe, wenn ich ihn nicht begreife, und es demüthiget mich, an statt mich fragen zu lassen. Ein Gott, der meine Anbetung annimmt und schweigt, wenn er meine Verehrung seiner Geheimnisse sieht, die ich nicht begreife, giebt mir den Beweis, daß mein Glaube recht sey, und sein Schweigen sagt mir, daß ich nicht irre.

Fr. Warum sollte sein Schweigen dir Bürge dafür seyn, daß du nicht irrest?

Antw. Weil sein Ruhm ihm niemals gestatten wird, daß ich sein Wesen und seine Thaten lächerlich mache; weil seine Güte eben so wenig zulassen wird, daß ich ihn lästere, aus

Mangel

Mangel, ihn verstanden oder begriffen zu haben. Und ich würde durch die Anbetung seiner Geheimnisse beides thun.

Fr. Du unterwirfst dich also den Geheimnissen?

Antw. Ja, und ich beklage diejenigen, deren Vernunft weniger erleuchtet oder weniger folgsam ist, als die meinige. Die Geheimnisse sind nicht sowohl undurchdringliche, als vielmehr verhüllete Wahrheiten. Der Beweis davon liegt darinn, daß sie geoffenbaret sind.

Fr. Die dogmatischen Wahrheiten haben keine Beziehung auf die Gesellschaft?

Antw. Wenn GOtt sie auch von der Kette unserer Pflichten losgewunden hätte, so muß man sie doch nichts desto weniger verehren, wenn er sie geoffenbaret hat.

Fr. Kann man aus den heiligsten und den wahresten Lehrsätzen üble Folgen, und aus den falschen Lehrsätzen gute Folgen ziehen?

Antw. Ganz gewiß. Confucius läugnete die Unsterblichkeit der Seele, Zeno glaubte dieselbige nicht, und ihre Secten haben aus diesen falschen Grundsätzen, zwar keine gerechte aber doch vortreffliche Folgen für die Gesellschaft gezogen. Tao und Fohi hielten die Seele für unsterblich und aus diesem heiligen Lehrsatze haben sie schreckliche Folgen gezogen. Es ist

für die Religion nicht genug, daß ein Lehrsatz angenommen werde, sondern sie muß denselbigen anordnen und einrichten; und eben dieses hat das Christenthum in Ansehung der Lehrsätze gethan, von welchen wir so eben geredet haben. Es läßt uns einen Zustand hoffen, den wir glauben, nicht aber einen Zustand, den wir schon kennen.

Fr. Kannst du nicht einen kurzen Inbegriff unserer Pflichten gegen GOtt und die Religion angeben, welche sich auf die Sittenlehre beziehen?

Antw. GOtt ist unbegreiflich und wir kennen ihn in seinen Werken; alles, was ist, ist ein Punct in der Ordnung, von welcher die Natur der Körper und GOtt die Seele ist; obgleich in jedem Wesen besonders verschieden, bleibt er dennoch immer der nemliche; er wärmet in der Sonne, erfrischet im kühlenden Winde und blühet in den Pflanzen. Er lebt in jedem Leben, breitet sich aus, ohne sich zu vertheilen, giebt, ohne das mindeste zu verlieren; eben so vollkommen in dem geringsten Menschen, der sich beklagt, als in dem Seraph, der ihn anbetet; für ihn ist nichts klein, nichts groß, nichts erhaben, nichts niedrig; er erfüllet, er umgrenzet, er verbindet, bevestiget, bestimmet und regieret alles. Unter seiner Vorsehung kann die Tugend Hungers sterben und das Laster Güter die Fülle besitzen; das Brod ist

nicht

nicht die Belohnung der Tugend, das Laster kann es erwerben, es ist der auf die Arbeit gesetzte Preis, und der Bösewicht verdient es, wenn er die Erde bepflanzet oder den Meereswogen Trotz beut. Die Abwege oder Veränderungen der Natur verursachen das physische Uebel, die Irrwege des Willens das moralische Uebel. GOtt schickt weder das eine noch das andere, die Natur läßt sie fallen, sie vergehen sich in ihren Veränderungen; der Mensch, der sich davon anstecken läßt, vermehret sie. Das Gute lieben, das Böse hassen, das eine belohnen, das andere strafen, das heißt bey GOtt, gütig seyn. Es ist ein Trost, wenn man nichts anders vor sich hat, als hinfällige Schwachheit, Schmerz, Kummer oder das Grab, wenn man einen Gott sieht, der uns als Richter betrachtet und uns als Vater aufnimmt; die Religion billiget unsere verehrenden Opfer gegen ihn nur in so weit, als unsere Opfergaben oder unsere Lippen das schildernde Sinnbild unsers Herzens sind, nur in soweit, als dieses von den Lastern befreyt ist, die es erniedrigen. Alles, was zu seinem Dienste gehöret, ist majestätisch und unserer Ehrfurcht würdig; endlich hat der Tugendhafte allein die Hoffnung eines bekannten Glückes und den Glauben einer unbekannten Glückseligkeit. GOtt lieben und zwar ihm über alles lieben (denn jeder vernünftig denkende Mensch weiß, daß man ihn allem

vorziehen müsse), seines Gleichen lieben; dieß ist schön, dieß ist natürlich; denjenigen Gutes gönnen, die uns Uebels thun; dieß ist groß, dieß ist erhaben; in den Trübsalen die Prüfungen der Tugend sehen; dieß ist tröstend für den Mensch; und darauf lassen sich die Grundsätze und alle Vorschriften der Religion einschränken.

---

21. Von den Pflichten des Menschen gegen den Mensch.

Fr. Was ist der Mensch seines Gleichen schuldig?

Antw. Die Liebe. Indem GOtt in die natürliche Beschaffenheit eines jeden Wesens den Samen zu seiner Glückseligkeit legte, um dasselbige glücklich zu machen, so hat er das gegenseitige Glück auf gegenseitige Bedürfnisse gegründet. Auf solche Art herrschet seit dem Anfange die ewige Ordnung; auf solche Art ist das Geschöpf mit dem Geschöpfe und der Mensch mit dem Menschen verbunden. Die Natur ernähret alles mit einer belebenden Flamme, und diese Flamme ist die Liebe; diese versammelt, vereiniget und hängt alles sowohl auf der Erde als in dem Himmel zusammen.

Fr. Wie? Die gesellige Liebe sollte eben so natürlich, als die Eigenliebe, und mit ihr und der Welt entstanden seyn?

Antw.

Antw. Ja. Die Einigkeit ist das Band aller Dinge und des Menschen. Das unvernünftige Thier selbst ist ein Beweis davon. Die Mutter ernähret und der Vater vertheidigt; wenn die Jungen groß geworden sind, so erhalten sie ihren Abschied, um auf der Erde herumzulaufen oder sich in die Luft zu schwingen. Hier hält der angebohrene Trieb der Eltern stille und ihre Sorgen hören auf; nachdem die Bande zerrissen sind, sucht ein jedes neue Neigungen; eine andere Liebe fängt an; ein neues Geschlecht folgt darauf. Der Mensch, welcher weniger im Stande ist, sich zu helfen, erfodert Sorgen von einer längern Dauer und diese Sorgen verursachen dauerhaftere Bande. Sie werden durch das Nachdenken und durch die Vernunft bevestigt, die Liebe und der Eigennutz knüpfen sie noch enger zusammen. Ein sympathetischer Hang entzündet den Mensch, seine Wahl setzet seine Neigung vest; neue Bedürfnisse und neue Hülfe pfropfen gleichsam das Wohlwollen auf die Wohlthaten. Das Andenken einer schwachen Jugend und die Furcht vor einem baufälligen und kraftlosen Alter geben Anlaß zu einer gerechten Zuflucht; also wird die Macht des gegenseitigen Eigennutzes durch das Vergnügen, die Dankbarkeit und die Hoffnung verstärkt und die Liebe seiner selbst erhält, indem sie die Liebe gegen die an-

dern zeuget, das Geschlecht und muß es nothwendiger Weise glücklich machen.

Fr. Aber wenn der Mensch nothwendiger Weise seines Gleichen liebt, so ist es unnöthig, ihm diese Liebe vorzuschreiben?

Antw. Es sollte eigentlich unnöthig seyn; aber durch die allzu grosse Liebe seiner selbst vergißt er die andern und diese Vergessenheit geht noch weiter, als daß er ihnen nur seine Hülfe versagen sollte; er schadet ihnen sogar.

Fr. Wie kann ein von Natur gutes Wesen den andern schaden?

Antw. O ihr! wer ihr auch seyd, die ihr diese Frage thut! lernet, um es niemals zu vergessen, daß solches daraus entsteht, weil man seine Begierden nicht nach seinem Vermögen einschränket. Wenn der Wille die Macht überschreitet, so wird die Leidenschaft misbraucht und diese übertriebene Ausschweifung bringt gegen den Mensch ein wilders Thier auf, den Mensch selbst.

---

22. Von dem Mitleiden.

Fr. Welches ist die Eigenschaft, aus welcher alle gesellschaftliche Tugenden herfliessen?

Antw. Das Mitleiden. Die Großmuth, die Gnade, die Menschenliebe ist nichts anders, als

als das Mitleiden in Beziehung auf den Schwachen, den Strafbaren und auf alle Menschen. Diese würden immer lauter Ungeheuer gewesen seyn, wenn die Natur ihnen nicht das Mitleiden zur Unterstützung der Vernunft gegeben hätte. Es thut der ungestümmen Hitze der Leidenschaften Einhalt, benimmt der Tugend ihren Stolz und dem Laster sein wildes Wesen.

Fr. Das Mitleiden ist also das erste Gefühl in Beziehung auf das menschliche Herz?

Antw. Ja.

Fr. Wenn das ist, warum ist es nicht in allen gleich?

Antw. Weil die verschiedenen Eindrücke, durch welche es erregt wird, von dem Charakter und den angewöhnten Gesinnungen jeder einzelnen Person abhängen.

Fr. An was erkennt man eine empfindsame Seele?

Antw. An dem Werthe, welchen sie auf das Glück ihres gleichen setzet. Eine hartherzige Seele, welche die andern verachtet, schätzet ihr Glück immer wohlfeil, und eine gemeine Seele schränket ihr Gefühl auf das Geschrey, das sie höret und auf die Thränen, die sie sieht, ein. Weder die eine noch die andere empfinden die Schmerzen der Seele; sie werden beurtheilt und empfinden nichts; die verdumpften Seufzer eines gekränkten Herzens zwingen die empfindsame

Seele zu Klagen; der Anblick eines niedergeschlagenen Gemüths, eines entstellten Gesichtes, eines erlöschenden Auges, das nicht mehr weinen kann, erpreßt Thränen und wendet den Blick zur eilends herbeyzuschaffenden Hülfe.

Fr. Richtet sich die Fühlbarkeit gegen fremdes Uebel nach der Grösse desselbigen?

Antw. Nein; sondern nach der Empfindung, die man den Leidenden beymißt. Man beklagt einen Unglücklichen nur deswegen, weil man glaubt, daß er zu beklagen sey. So härtet man sich gegen das Schicksal der Menschen ab und so trösten sich die Reichen in Ansehung des Uebels, welches sie den Armen zufügen, indem sie voraus sich einbilden, sie wären zur Fühlbarkeit zu dumm.

Fr. Ist das Mitleiden eine angenehme Empfindung?

Antw. Es giebt kein Gefühl, das der Natur mehr eigen wäre. Ein hartherziger Mensch ist ein Ungeheuer und ein unglückliches Wesen, denn der Zustand seines Herzens läßt ihm nicht soviel Gefühl übrig, das er fremdem Kummer schenken könnte.

Fr. Worinn besteht der Heldenmuth der Fühlbarkeit?

Antw. In der Linderung solcher Unfälle, die man nicht zu befürchten hat. Die Könige erreichen diesen Heldenmuth, wenn sie sich durch

die-

dieses Mitleiden an die Stelle ihrer Unterthanen setzen, die Reichen, wenn sie sich an den Platz der Armen, und die Edelleute, wenn sie sich an den Platz des Volkes stellen. Ein König wird niemals ein Unterthan, ein Reicher hat kein Elend zu befürchten, ein Edelmann sinkt nicht bis zum Pöbel herab. Wenn man gelitten hat oder wenn man befürchtet zu leiden, so ist es ganz natürlich, daß man die Leidenden beklagt; es ist großmüthig, einem andern blos deswegen zu helfen, weil er leidet.

Fr. Du hast gesagt, daß das Mitleiden und die Fühlbarkeit eine sehr angenehme Empfindung sind; aber es giebt Leute, die es noch zur Frage aufwerfen, ob man bey der Unempfindlichkeit nicht glücklicher wäre?

Antw. Im Ernste hat man niemals daran gezweifelt, oder man hat die Wollust nie gefühlt, welche der Antheil an der Zufriedenheit und an dem Kummer anderer verursachet, oder man hat nicht eingesehen, daß die Gleichgültigkeit oder die Härte selbst die erste Strafe eines harten Herzens sind. Für ein rechtschaffenes Herz ist es viel sanfter, mit einem Freunde oder mit einem Unglücklichen zu weinen, als mit einer unempfindlichen Seele zu lachen. Ein denkendes Wesen kann dieses Vergnügen begreifen, und ein empfindsames Wesen kann es geniessen.

Fr. Aber ein empfindsames Herz ist selten ruhig, es scheint weniger zu geniessen, als sich vor dem Mangel des Genusses zu fürchten.

Antw. Es soll nicht eher ruhig seyn, als bis ihm die Gelegenheit zur Ausübung seines Mitleidens oder seiner Zärtlichkeit fehlet. Es giebt viele Herzen, die durch allzustarke Fühlbarkeit wild, grausam oder ohne Ueberlegung sind.

Fr. Wie das?

Antw. Gegen alles empfindlich seyn, ist kindisch oder eine übelverstandene Zärtlichkeit; sich damit begnügen, daß man die Blicke von den Unfällen, denen man abhelfen könnte, abwendet, ist Grausamkeit; die fühlbare Seele sucht das Unglück auf, um es zu heilen oder zu lindern. Nicht der Anblick der Unglücklichen, sondern der Gedanke, daß sie wirklich vorhanden sind, ist einer solchen Seele wahre Quaal; ihr ist nicht genug, daß sie nicht weiß, ob es welche gebe; sie ist nicht eher ruhig, bis sie weiß, daß es keine giebt. Ein unfruchtbares Mitleiden, das sich an Thränen weidet und keine menschenfreundliche Handlung wirket, ist dem Mitleiden eines Sylla ähnlich, welcher bey der Erzählung solcher Unfälle weinte, die er nicht verursacht hatte. Oder es gleichet dem Mitleiden des Tyrannen von Phere, der sich in dem Schauspiele

aus

aus Furcht, man möchte ihn mit Andromacha und Priamus weinen sehen, der aber ohne die mindeste Rührung das Geschrey der Unglücklichen, die auf seinen Befehl erwürgt wurden, anhörete. Man muß weder die Schwäche der Seele mit dem Namen der Fühlbarkeit beehren, noch solche Leute hartherzig nennen, bey welchen die Pflicht die natürliche Neigung überwindet.

Fr. Die Seele wird also niemals ruhig seyn?

Antw. Sie muß ihre Unruhe um sich herum einschränken. Seinen Frieden und sein Glück von dem Glücke aller Menschen abhängig machen wollen, dieß hiesse die Grenzen der Vernunft überschreiten.

Fr. Worinn besteht die Ausübung der Fühlbarkeit?

Antw. Darinn, daß man sein Herz fremdem Kummer so wie fremden Freuden öfne; daß man den einen durch die Hülfe mindere, und die andern durch Theilnehmung vermehre; daß man sich an die Stelle der Unglücklichen setze und glaube, daß sie ihr Unglück empfinden, und daß man mehr thue, als sie nur blos bedaure. Der Mensch, wenn er auch ein König wäre, erniedrigt sich niemals, wenn er sich mit dem Menschen vergleicht.

23. Von der Wohlthätigkeit.

Fr. Was ist die Wohlthätigkeit?

Antw. Sie ist jene Empfindung, welche macht, daß wir gegen die Bedürfnisse anderer wachsam sind und solchen abzuhelfen suchen. In Ansehung der Wachsamkeit wartet die Wohlthätigkeit nicht, bis die Bedürfnisse sich äussern, sondern sie suchet dieselbigen auf; in Ansehung der Vorsorge, sieht sie dieselbigen nicht, sondern sie hilft ihnen ab.

Fr. Ist die Wohlthätigkeit eine Pflicht?

Antw. Eine unumgänglich nothwendige Pflicht. Sie gehöret mit in die Ordnung und sie ist die Grundveste der allgemeinen Uebereinstimmung aller Dinge. Der Grosse, der Kleine, der Starke, der Schwache sind noch mehr zum Dienen als zum Leiden, zum Stärken und nicht zum Rauben erschaffen. Sklave, Herr, König, alles ist ihren Gesätzen unterworfen oder muß es seyn. Man ist desto mächtiger, je nothwendiger man andern ist, und das wahre persönliche Glück nimmt im nemlichen Grade zu, je mehrere man glücklich macht.

Fr. Hat die Wohlthätigkeit nicht gewisse Regeln?

Antw. Ja. Nicht jeder, der gern wohlthätig seyn möchte, kann immer wohlthätig seyn.

seyn. Man kann glauben, daß man grosse Dienste leiste und grosses Unheil anrichten, das man nicht sieht, um eines kleinen Guten willen, welches man wahrnimmt.

Fr. Welches ist also die Regel in Ansehung der Wohlthaten?

Antw. Daß man, so viel als möglich ist, seine Vorsorge für das Glück anderer, weislich und klug einrichte, damit kein Fehler daraus entstehe.

Fr. Womit muß man den Anfang machen, wenn man wohlthätig seyn will?

Antw. Damit, daß man niemal Uebels thue.

Fr. Das Gebot, Gutes zu thun, steht also unter dem Gebote, niemals Uebels zu thun?

Antw. Allerdings. Wenn dieß nicht wäre, so würde es gefährlich, falsch und widersprechend seyn.

Fr. Ist niemals Uebels thun erhabener, als zuweilen Gutes thun?

Antw. Weit erhabener; denn es ist schwerer auszuüben. Alle verneinenden Tugenden sind ohne Praleren und gehen sogar noch über das dem menschlichen Herzen so werthe sanfte Vergnügen, einen andern zufrieden von uns weggehen zu lassen.

Fr.

Fr. Derjenige, welcher seines Gleichen niemals Uebels zufügt, erweiset ihnen also eine Wohlthat?

Antw. Eine sehr grosse Wohlthat. Und wenn es jemand giebt, der Muth genug besitzt, solches zu thun, so hat er eine mehr als wohlthätige, eine in Ansehung des Guten unerschrockene Seele. Dieser allein weiß, daß man nicht durch gelehrte Anmerkungen über diesen Lehrsatz, sondern dadurch, daß man ihn auszuüben suchet, empfinde, wie groß und wie schwer es ist, solches mit glücklichem Erfolg zu bewerkstelligen.

Fr. Die Wohlthätigkeit schränkt sich also auf die bloße Hülfe mit Geld ein?

Antw. Es ist schon unstreitig bewiesen, weil wir Nein gesagt haben. Nur diejenigen, die im Wohlthun faul sind, wissen nicht anders als mit dem Beutel in der Hand gefällige Dienste zu erweisen. Der Trost, der Rath, die Vorsorge, die Freunde, der Schutz sind lauter Hülfsquellen, welche die Wohlthätigkeit verleiht, und in der Ermangelung oder anstatt der Reichthümer übrig läßt, um dem Dürftigen beyzustehen.

Fr. Beziehe diesen Grundsatz auf die Ausübung?

Antw. Ein Unterdrückter erliegt nur aus der Ursache, weil es ihm an Hülfsgliedern fehlet, seine Stimme hören zu lassen. Ein

Wort,

Wort, das er nicht sagen kann, ein Grund, den er nicht deutlich zu erklären weiß, eine Thüre, durch welche er nicht eindringen kann, sind die Ursache seines Unglücks und seiner Unterdrückung; man räume diese Hindernisse aus dem Wege, so wird man wohlthätig seyn. Die Beredsamkeit oder die Stärke eines rechtschaffenen Menschen kann sogar die Tyranney selbst mitten in ihrer Allmacht erschrecken.

Fr. Welches ist der Gegenstand der Wohlthätigkeit?

Antw. Jeder Mensch, der leidet oder bedarf. Freund, Feind, reich, arm. Die Hände der Wohlthätigkeit wissen nur in soweit die verschiedenen Stimmen zu unterscheiden, um vorzüglich zu den größten Bedürfnissen zu eilen.

Fr. Warum erstrecket sich die Wohlthätigkeit auf alle Menschen?

Antw. Weil sie alle und zwar immer Brüder sind. Wer die Hülfe versagt, wenn er sie leisten kann, der ist der erste, den man aus der Klasse der Menschen ausschliessen sollte.

Fr. Die meisten Armen sind Landstreicher?

Antw. Gesetzt auch. Aber demjenigen, der die Trübsalen des Lebens kennet, ist nicht unbekannt, durch wievielerley Unglücksfälle ein rechtschaffener Mensch in Armuth gerathen kann. Und wer kann wohl gewiß versichert seyn, daß der Unbekannte, welcher im Na-

men

men Gottes uns um unsern Beystand anflehet, nicht eben dieser rechtschaffene Mensch sey, welcher einem elenden Tode nahe ist, und den unsere Verweigerung in Verzweiflung stürzen wird.

Fr. Das Allmosen, welches man ihnen giebt, ist oft keine wirkliche Hülfe für sie?

Antw. Wenn es auch keine wäre, so ist es doch wenigstens ein Beweis, daß man Antheil an ihrem Kummer nimmt, und die Härte der Verweigerung, ihnen zu helfen, wird dadurch gelindert. Die Geschenke Gottes sind in der Hand der Menschen; es giebt keine andere Speicher auf der Erde, als die Vorrathskammern der Reichen.

Fr. Die Hülfe muntert oft zum Betteln auf?

Antw. Das kann wohl seyn; man muß sie nicht dazu aufmuntern, Bettler zu werden; aber wenn sie es einmal sind, so muß man sie ernähren, aus Furcht, sie möchten Diebe werden. Man würde niemals ein kleines Allmosen versagen, wenn man bedächte, daß es zween Menschen retten kann, den einen vom Verbrechen, den andern vom Tode.

Fr. Worauf läßt sich dasjenige, was man in Ansehung der Wohlthätigkeit glauben und ausüben soll, einschränken?

Antw.

Antw. Die ersten Bedürfnisse sind die Bedürfnisse eines wohlthätigen Herzens; kein rechtschaffener Mensch hat Ueberfluß, so lang es jemand am Nothwendigen gebricht; keiner hat Musse, so lang Gutes zu thun, ein Vaterland zu bedienen, Unglückliche zu unterstützen sind. Jeder Leidende, was auch immer die Ursache seiner Schmerzen seyn mag, ist ein Gott, welcher befielt, und dessen Diener zu seyn man sich für eine Ehre halten soll. Es ist einer wohlthätigen Seele nicht leichter, glücklich zu seyn, wenn sie Elende sieht, als dem Menschen, seine Tugend zu behalten, wenn er mitten unter Boshaften lebt. Man muß in Ansehung der Mittel und der Wahl der Wohlthätigkeit vorsichtig, und in der Ausübung derselbigen uneigennützig seyn; man muß vor den Augen der Eigenliebe die Wohlthaten des empfindsamen Herzens verbergen, und niemals vergessen, daß, wenn die Dankbarkeit zu erzeigen eine Pflicht ist, man doch niemals ein Recht habe, sie zu fodern.

24. Von der Dankbarkeit.

Fr. Was ist die Dankbarkeit?

Antw. Sie ist das thätige Geständniß empfangener Wohlthaten. Ich sage das

thätige; denn es ist nicht genug, mündlich zu gestehen, daß man verbindlich sey. Man muß beweisen, daß man die Wohlthat empfinde, und die Dankbarkeit erwartet und suchet das Mittel, diesen Beweis abzulegen.

Fr. Ist man immer zur Dankbarkeit verbunden?

Antw. Nichts kann davon befreyen, solche zu bezeugen, als die Unmöglichkeit, das Mittel dazu zu finden. Nach erhaltener Wohlthat, ist die erste Pflicht, dieselbige zu erkennen; und dieß ist die Ursache, welche uns jeden Augenblick verbindet, unser Herz gegen GOtt zu erheben.

Fr. Aber ein Boshafter kann verbindlich machen?

Antw. Ja; er kann einen Glücklichen machen und er thut es auch oft auf Kosten hundert Elender, und daher enstehen unsere Unfälle.

Fr. Nun denn; befreyen uns seine Laster oder seine Verbrechen nicht von der Dankbarkeit?

Antw. Nein. Wenn er boshaft ist, so ist dieses keine Ursache, uns mit einem Laster zu beflecken.

Fr. Aber er hat Ungerechtigkeiten begangen, um uns zu helfen?

Antw. Wenn er auch die Hülfe, die er leistet, gestolen hätte, so muß man ihm doch

für

für seine Absicht Dank wissen. Derjenige, welcher die Wohlthat erhält, muß Gebrauch davon machen, sie durch eine Verweigerung wieder gut machen, wenn er wahrnimmt, daß das Mittel unerlaubt ist. Die Verbrechen des Wohlthäters, sogar der Abscheu, den andere vor ihm hegen, sind für denjenigen, welcher eine Gefälligkeit erhalten hat, keine Gründe, undankbar zu seyn.

Fr. Welches ist das Mittel, den Undank selten zu machen?

Antw. Man darf nur die Wucherwohlthaten weniger gemein werden lassen. Es giebt weniger Undankbare unter denen, die Wohlthaten erhalten haben, als es eigennützige Wohlthäter giebt. Wenn man seine Geschenke verkauft, so räumet man das Recht ein, in Ansehung des Preises zu feilschen; und wenn man sich stellt als gäbe man, um hernach auf sein Wort zu verkaufen, so berechtiget man den Käufer, seinen Kauf abzuwägen, und gebraucht selbst betrügerische List. Die Regel, um etwas ohne Preis wieder zu geben, ist, daß man solches unentgeltlich gebe.

Fr. Liegt der Undank in dem Herzen des Menschen?

Antw. Nein. Der Eigennutz liegt darinn. Niemals hat eine wahre Wohlthat einen Undankbaren gemacht. Selten und vielleicht, wenn man die Sachen recht in Erwägung zie-

hen will, niemals geschieht es, daß ein Mensch, den sein Wohlthäter vergessen hat, ihn vergesse; er redet mit Freuden, mit zärtlicher Rührung von ihm, und wenn die Gelegenheit sich ereignet, ihm durch einen Dienst zu zeigen, daß er sich an die seinigen erinnert, so sagt er mit lebhaftem Eifer zu ihm, daß nun die Reihe an ihn gekommen sey; und dieß ist nicht der gleichgültigste Zeitpunct seines Lebens.

Fr. Deinen Reden nach würde es wenig Undankbare geben, und die Welt wimmelt davon.

Antw. Die Anzahl der Undankbaren wird oft nach der Zahl derer jenigen berechnet, welche nicht wissen Gefälligkeiten zu erzeigen, und diese machen die größte Anzahl aus. Hülfe leisten, um gesehen zu werden, heißt nicht sowohl helfen, als vielmehr seine Wohlthat zeigen. Einen Dienst leisten, um einen andern dagegen zu erwarten, heißt einen Tausch treffen oder sein Gut auf Renten anlegen. Helfen, um zu gebieten, heißt Sklaven kaufen; in allen Fällen kann der, welcher eine Wohlthat erhalten hat, allerdings nicht undankbar seyn, ohne ein Verbrechen zu begehen; aber der Wohlthäter hat mehr als eine Ursache, ihm seine Undankbarkeit nicht hoch anzurechnen.

Fr. Entschuldigest du die Undankbaren nicht?

Antw. Ich bezeichne ihr Verbrechen deutlich genug, indem ich sage, daß der Undank das niederträchtigste Laster ist, so jemals in das Herz des Menschen kam.

Fr. Welches ist das Mittel, niemals gegen die Dankbarkeit zu fehlen?

Antw. Daß man sich wieder in diejenige Verfassung setze, in welcher man sich befand, als man die Wohlthat erhielt. Wenn man unwissend war, so wird man sich seiner Unwissenheit schämen. Wenn man dürftig war, so wird die Vorstellung des Elendes das Herz öfnen, welches dasselbige empfunden hat. Wenn man Trost erhalten hatte, so wird der Anblick des Kummers, den der gute Rath geendigt hat, sogar das Herz erheben, das ihn theilte.

---

25. Von der Gerechtigkeit.

Fr. Was ist die Gerechtigkeit, als gesellschaftliche Tugend betrachtet?

Antw. Sie ist die Liebe unsers Gleichen in der Anwendung auf ihre Güter oder auf ihre Rechte. Wer Gerechtigkeit nennet, der nennet eine Handlung, und diese Hand-

lung hat das Recht oder das Vermögen der andern zum Gegenstande (*).

Fr. Ist die Gerechtigkeit nothwendig?

Antw. Sehr nothwendig. Denn wenn dasjenige, was ein Mensch verlangt, die andern auch verlangen, was würde der Willen eines einzigen gegen den Willen vieler vermögen, wenn es keine Regel gäbe, um zu bestimmen, wer es erhalten soll? Wie soll man eine Sache bewahren, welche uns, wenn wir schlafen, ein Schwächerer zu nehmen berechtigt wäre, oder, wenn wir wachen, ein Stärkerer mit Gewalt rauben dürfte? Die Liebe zur Sicherheit muß der Liebe zur Freyheit Schranken setzen, und die Gerechtigkeit giebt sie. Unter ihrem Schatten ist der Schwache stark, und der Starke gebrauchet seine Stärke zu nichts anderm, als alles in der Ordnung zu halten.

Fr. Welches ist die Schuldigkeit, gerecht zu seyn?

Antw. Sie hat keine Grenzen. Weder die Zeit, noch der Ort, noch die Umstände können sie mindern oder einschränken.

Fr. Warum sollen wir gerecht seyn?

Antw.

(*) Von der Gerechtigkeit, die jeden nach Verdienst belohnet, wird im zweyten Theile gehandelt werden; denn in diesen gehöret sie nicht.

Antw. Weil wir GOtt, dessen Bild wir sind, ähnlich seyn müssen. Er ist gerecht; er will, daß wir es auch seyen; und wir fehlen gegen unsere Bestimmung und gegen GOtt, wenn wir es nicht sind.

Fr. Worauf gründet sich die Gerechtigkeit?

Antw. Auf die aufrichtige Billigkeit; und diese ist die Aufrichtigkeit in den Ausdrücken und die Redlichkeit in dem, wozu man sich verbunden hat.

Fr. Was ist die Aufrichtigkeit?

Antw. Sie ist die gleichlautende Uebereinstimmung unserer Ausdrücke mit unsern Gedanken.

Fr. Ist die Aufrichtigkeit eine Pflicht?

Antw. Sie ist von der Natur selbst vorgeschrieben. Die Zunge ist das Mittel, durch welches die Seelen ihre Gemeinschaft unterhalten. Sie ist strafbar, wenn sie ungetreu ist.

Fr. In wie weit ist sie vorgeschrieben?

Antw. Es giebt keinen Fall, in welchem man davon befreyt wäre. Das Gesätz der Natur, welches fodert, daß die Wahrheit in unsern Reden herrsche, läßt keinen einzigen zu.

Fr. Wenigstens nimmt es doch den Fall aus, wenn die Aufrichtigkeit das Leben kosten sollte?

Antw. Nein. Lügen heißt die Tugend beleidigen und die Ehre verletzen, und diese ist dem Leben vorzuziehen.

Fr. Wie sollte es nicht erlaubt seyn, die Aufrichtigkeit aus der Acht zu lassen, um einen Vorwurf von sich abzulehnen oder einen andern zu entschuldigen? Es giebt doch wohl viele kleine dienstbare Lügen, welche Frieden stiften, Gefälligkeiten erzeigen und sogar Unglücksfällen vorbeugen?

Antw. Es ist niemals erlaubt, etwas Uebels zu thun, damit etwas Gutes daraus entstehe. Eine gute Absicht kann zwar wohl eine gleichgültige Handlung rechtfertigen; aber niemals verleiht sie ein Recht zu wahrhaft bösen Handlungen.

Fr. Aber wenigstens sind doch ein Vorbehalt in Gedanken, ein zweydeutiger Ausdruck erlaubt?

Antw. Alle diese Mittel vermehren die Anzahl der Lügen vielfältig, ohne sie vermeiden zu machen. Die Regel in Ansehung der Lüge ist deutlich und nicht zweydeutig. Man lügt immer, wenn man andern freywillig Anlaß giebt, etwas für falsch zu halten, wovon man weiß, daß es wahr ist.

Fr. Du misbilligst also sogar den Spaß, erdichtete Geschichten, erfundene Erzählungen? Indessen sind dieß doch sehr unschuldige Dinge?

Antw. Sie können unschädlich seyn; aber ich werde immer sagen, daß eine Handlung deswegen nicht unschuldig ist, weil sie nicht zwey Verbrechen enthält.

Fr. Die Verläumdung ist also wohl ein grosses Verbrechen, da zweydeutige Ausdrücke, sogar der Spaß schon Fehler sind?

Antw. Sie ist unter allen am wenigsten wieder gut zu machen. Die Güter können zurück gegeben und wieder erhalten werden; die wiedergegebene und erkannte Ehre behält immer eine Narbe, wenn sie einmal verletzt worden ist. Die Verläumdung scheint etwas von ihrem Greuel verloren zu haben, weil sie zu allgemein geworden ist; aber sie ist der Gesellschaft deswegen nicht minder tödtlich, und der Verläumder ist nichts desto weniger eine niederträchtige und gefährliche Seele; er ist in Ansehung des Friedens der Familien und der Menschen, das, was ein wilder Eroberer in Ansehung der Staaten ist.

Fr. Giebt es verschiedene Arten zu verläumden?

Antw. Ja. Geschehene Sachen falsch erzählen, sie vergrössern oder die Umstände ändern und verfälschen, wenn es auch nur aus Unbesonnenheit und aus blosser Gewohnheit, seine Erzählungen auszuzieren oder zu übertreiben, geschähe, dieß heißt verläumden.

Fr. Welches ist das sichere Mittel, um niemals zu verläumden?

Antw. Daß man niemals Uebels rede. Man würde beides nicht thun, wenn man den Werth der aufrichtigen Billigkeit und der Wahrheit kennete. Es ist unbegreiflich, wenn man bedenkt, wie ein Mensch sich bis zum Ungeheuer herabwürdige, da es doch so rühmlich für ihn ist, dasjenige zu seyn, was er seyn kann und soll.

Fr. Ist der Eid sehr nützlich?

Antw. Dieß sehe ich nicht ein. Ein Betrüger wird eben so leicht meineidig, als er lügt und ein Wahrheitsfreund ist nach dem Eide nicht wahrhafter. Die Wahrheit ist keiner Vermehrung noch Verminderung fähig.

Fr. Es macht also dem Menschen keine Ehre, wenn man den Eid von ihm fodert?

Antw. Man vermuthet dadurch, daß er fähig sey zu lügen, und daß er Aberglauben genug besitze, um einen Unterschied zwischen der Lüge und dem Meineid zu setzen. Diejenigen, welchen man dadurch, daß man sie für fähig dazu hält, Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ehren weder die Wahrheit noch die Vernunft.

Fr. Man fodert ihn in Gerichten; er setzet also noch einen höhern Grad des Glaubens zur Wahrheit hinzu?

Antw. So viel macht bey diesem Gebrauche noch Ehre, daß man nemlich demjenigen, der zum Eide aufgefodert wird, die Ehre erweiset, zu vermuthen, er besitze noch Rechtschaffenheit genug, um sogar gegen sich selbst und mit Gefahr seines Lebens für die Wahrheit zu zeugen.

Fr. Was ist die Redlichkeit?

Antw. Man empfindet es besser, als man sie beschreiben kann. Sogar diejenigen selbst, welche sie nicht besitzen, würden sehr froh seyn, wenn alle Menschen sie besässen, damit sie dieselbigen desto leichter hintergehen könnten.

Fr. In welchem Stande ist die Redlichkeit am nothwendigsten?

Antw. Es giebt keinen Stand, in welchem man nicht gegen sie fehlen könnte. Bey jedem Gewerbe giebt es eingeführte Vervortheilungen, wegen derer man einander keinen Vorwurf macht, aus der Ursache, weil man sich derselbigen allgemein bedienet. Ein Kaufmann hat für seine Waaren Fensterdecken zum schiefeinfallenden Lichte oder schwarze Gegitter, welche dunkel machen und nur halb sehen lassen, zu einer Zeit, da man alle seine Augen nöthig hat. Ein anderer stellet den Blicken, der Bewunderung und sogar der Verehrung des Publikums Sachen dar, deren Mangel oder wenigen Werth er kennet; hier ist nicht die Frage vom Steh-

len

len oder Rauben; diese Verbrechen sind Verbrechen in den Augen eines jeden rechtschaffenen Menschen und ich schreibe nicht für die Räuber. Fessel, Arbeit und Verachtung, dieß ist der Unterricht, der ihnen gehöret.

Fr. Giebt es nicht eine Art zu stehlen, deren man sich wenig schämet?

Antw. Ja; sie besteht darinn, wenn man entlehnet und nicht wiedergiebt. Man stiehlt nicht nur alsdann, wenn man anderer Leute Gut nimmt; man stiehlt auch alsdann, wenn man es zurückbehält.

Fr. Giebt es nicht verschiedene Arten von Schulden?

Antw. Ja. Es giebt unschuldige, zu welchen die Nothwendigkeit gezwungen hat, und deren Wiederbezahlung sie verhindert; und nur allein in diesem Falle ist man deswegen kein Betrüger, wenn man gleich schuldig ist. — Es giebt deren eine mittlere Art, die in Ansehung des Gegenwärtigen unschuldig sind, wegen der Unmöglichkeit, sie abzutragen, die aber in ihrem Ursprunge strafbar sind, weil sie von einer unrechtmäßigen Besitznehmung herkommen. — Endlich giebt es solche, die gar nicht zu entschuldigen sind, und diese sind diejenigen, welche man vorsetzlicher Weise alt werden läßt, ob man sie gleich abtragen kann. Diese Schulden sind strafbar, was sie auch für Ursachen haben mögen.

Fr.

Fr. Fehlt ein Mensch, der schuldig ist, wenn er aus Großmuth freygebig ist und die Güter verachtet?

Antw. Allerdings; er ist seinen Gläubigern allen den Gewinn schuldig, den er durch eine ehrbare Arbeit und durch einen löblich nachsinnenden Fleiß hätte erwerben können. Daher kömmt es, daß die Schuldner, welche zu entschuldigen sind, sich in so kleiner Anzahl befinden.

Fr. Die gegenwärtige Dürftigkeit ist also keine Ursache, die einer zur Entschuldigung seiner Schulden anführen kann?

Antw. Wenn man solche durch seinen Fehler, durch eigene Nachläßigkeit, durch unnöthige Ausgaben fortsetzet, so vergrössert man das Verbrechen, und das Elend ist nur noch ein Zeuge mehr gegen den Elenden, der es hat seyn wollen.

Fr. Was besitzt ein Schuldner eigenthümlich?

Antw. Nur so viel, als seine Schulden übersteigt. Alles, was er darüber ausgiebt, nimmt er seinen Gläubigern weg.

Fr. Die Menschenliebe erlaubt ihm indessen doch zu leben?

Antw. Ja; aber weiter auch nicht mehr; und zwar geschieht dieses schon unter der Bedingung, daß er aufrichtig daran arbeite, seine Schulden zu bezahlen.

Fr.

Fr. Sage ganz kurz alles, was die Gerechtigkeit, die aufrichtige Billigkeit und die Redlichkeit erfodern?

Antw. Der wahrhafte Mensch verschweigt vieles und betrügt nicht; man läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Den aufrichtig billigen Mensch schätzet man hoch, er gesteht alles ohne Mühe. Man liebt den Redlichen; er ersparet die Fragen und hasset sogar den Schatten des Geheimnisses. Der eine hält sich an das Wesentliche und hintergeht niemand; der andere kömmt dem Versehen oder dem Irrthume vor; der letzte befriedigt sogar eine ehrbare Neugierde. Der erste besitzt vielleicht mehr Fähigkeiten, der zweyte mehr Verdienst, der dritte ist die schöne Natur.

Fr. Ist es genug, daß man gerecht, aufrichtig, billig und redlich sey, um gesellig zu seyn?

Antw. Unstreitig sind mit diesen Tugenden alle andere verbunden: aber man muß sie auf eine solche Art ausüben, daß man sie liebenswürdig mache; zu diesem Ende gehören die Höflichkeit, ein gefälliges, sittsames Wesen und Ehrerbietung mit zu der Ausübung derselbigen.

Fr. Was ist die Höflichkeit?

Antw. Sie ist die ununterbrochene Aufmerksamkeit, jederman zu gefallen und niemand zu beleidigen.

Fr. Ist ein freymüthiges Betragen, wenn es auch altväterisch wäre, nicht den Complimenten und Ehrenbezeugungen, welche für Höflichkeit gehalten werden, vorzuziehen?

Antw. Die Worte, das leere Geschwätz, die niederträchtigen Schmeicheleyen sind eben so wenig Höflichkeit, als die grobe Freymüthigkeit und ein beleidigendes ungestümes Wesen. Der kriechende Schmeichler bleibt eben so fern von der Höflichkeit, als der Menschenfeind. Der Hofmann macht, daß man die Höflichkeit verläumdet, und der Menschenfeind hält sie nur alsdann für ein Laster, wenn er sieht, daß man das Laster für Höflichkeit hält. Jeder andere, als er und ein Schmeichler, weiß die Freymüthigkeit mit der Höflichkeit zu verbinden.

Fr. Was ist das sittsame Wesen?

Antw. Ein öffentliches Zeugniß der innern Gesinnungen.

Fr. Ist die äusserliche Form desselbigen nicht an sich selbst gleichgültig?

Antw. Ja, aber alle die Gebräuche, welche im Ursprunge willkührlich waren, sind durch den Gebrauch vestgesetzt worden.

Fr. Sind die Vernunft und der Verstand den Regeln des sittsamen Betragens unterworfen?

Antw. Ja; alle Völker der Welt kommen durch die Ausübung darinn überein, daß

es ein Sittengesätz gebe, um sich einander gegenseitige Beweise des Wohlwollens und der Freundschaft abzustatten; obgleich weder der Verstand noch die Vernunft bestimmen, in was für Handlungen man solches bestehen lassen solle.

Fr. Der Franzose, der Deutsche, der Perser, der Chinefer sollen sich also sittsam betragen?

Antw. Ja; aber der eine nach der Französischen, der andere nach der Deutschen, der dritte nach der Persischen und der vierte nach der Chinesischen Art.

Fr. Welches ist die beste Art, sein sittliches Betragen zu äussern?

Antw. Diejenige, welche am wenigsten verdächtig ist und die man allgemein angenommen hat, besteht darinn, daß man angenehme Dienste leiste. Was das übrige betrifft, so hat jede Nation die Kennzeichen nach ihren Begriffen und nach ihrem Geschmacke gewählet, und es giebt deren keine untrügliche, um zu beweisen, daß man liebe, hochachte und ehre, ausgenommen die Liebe, die Hochachtung und die Ehre.

Fr. Was macht das sittliche Betragen nothwendig?

Antw. Die Unmöglichkeit, in welcher sich die Menschen befinden, einander zu errathen. Der Grobian und der unverschämte Cyniker

schreyen

schreyen vergebens gegen das sittliche Betragen, es ist nichts destoweniger unumgänglich nothwendig. Diejenigen, welche sich über die gesitteten Leute zu beklagen haben, oder sich über sie zu beklagen zu haben glauben, dürfen nur jene Zuneigung im Herzen hegen, deren Zeugniß edle Seelen einander geben, so wird ihr gesittetes Betragen kein Betrug seyn.

Fr. Es giebt mehr gesittete Menschen, als solche, die ihre gesellschaftlichen Pflichten getreu erfüllen?

Antw. Gesetzt auch. Es ist nichts desto weniger eine Pflicht. Ein falsches oder gezwungener weise angenommenes sittliches Betragen ist ein Zeugniß, welches man dem wahren leistet. Aeusserlich Tugenden annehmen, heißt gestehen, daß man sie im Herzen haben solle.

Fr. Was ist das gefällige Wesen?

Antw. Es ist ein ehrbares Nachgeben, durch welches man seinen Willen nach dem Willen der andern beugt.

Fr. Warum sagst du ein ehrbares Nachgeben?

Antw. Weil man dadurch, daß man auf eine niederträchtige Art dem Willen anderer, wenn solcher sträflich ist, nachgiebt, mitschuldig und nicht gefällig wird.

Fr. Worinn besteht also das gefällige Betragen?

Antw. Darinn, daß man niemand in seinem Geschmacke widerspreche, so lang solcher lauter den Sitten gleichgültige Gegenstände betrifft; daß man sich, wenn man kann, darnach richte und ihm zuvorkomme, wenn man ihn zu errathen gewußt hat.

Fr. Ist die Gefälligkeit nicht die beste unter den gesellschaftlichen Tugenden?

Antw. Sie ist sehr nützlich und vielleicht die angenehmste der Gesellschaft. Die Rechtschaffenheit gewinnet nur Hochachtung, sie zieht aber die Herzen nicht an sich. Nicht jederman hat nöthig, daß man wohlthätig sey; die Munterkeit gefällt nur alsdann, wenn sie zur rechten Zeit angebracht ist; die Gefälligkeit allein schicket sich für jeden Ort und für alle Zeitpuncte. Nachgeben, seinen Willen nach der Willkühr seiner Freunde lenken, ihrem Verlangen entgegen eilen, dieß ist das Mittel, sich bey ihnen beliebt zu machen, und die Gefälligkeit giebt solches. Man kann nur seines Gleichen oder Geringere vertraulich liebkosen; es giebt tausend Gelegenheiten, wo muntere Frölichkeit übel angewandt ist, die Gefälligkeit ist es niemals.

Fr. Der Eigensinn, der trotzige Uebermuth, und die hartnäckige Unbiegsamkeit sind also der Gefälligkeit entgegen gesetzt?

Antw. Ja; sie entstehen aus dem Mangel und der Abwesenheit der Gefälligkeit. So

ist

ist jener, der weder Willen noch Empfindung von sich selbst hat und welcher nur auf die Zeit wartet, bis andere die ihrigen geäussert haben, um gerade das Gegentheil zu denken und zu wollen.

Fr. Um gefällig zu seyn, ist es also nicht genug, daß man seinen Willen nach allem beuge?

Antw. Nein, gewiß nicht. So seyn, wie jederman, heißt, wie niemand seyn, gar keine Tugend besitzen, und sich mit allen Lastern bereichern. Es giebt armselige Gemüther, die sich nach allem zu modeln wissen, die aus einer Carthäuserzelle ins Serail übergehen, einen Staat mit dem Catilina umstürzen, mit dem Nero über den Brand Roms lachen, mit einem Schwärmer die Empörung und mit dem Vanini die Lehre von der Gotteslängnung predigen, an den Henkerverrichtungen der Inkas und der Mexicaner so wie an den Freveltaten des Cromwel Antheil nehmen würden, kurz, die alles auf einmal sind, weil sie alles dieses wechselsweise seyn würden; und, wenn sie gleich nicht in der Klasse der größten Bösewichter sind, denselbigen doch zu Mithelfern dienen würden.

Fr. Die Gefälligkeit hat also ihre Schranken?

Antw. Ja, und die Ehrbarkeit bestimmt sie. Die Gefälligkeit wird zur übertriebenen

Ausschweifung, wenn die Ehrbarkeit sie nicht leitet.

Fr. Was verstehest du durch Ehrerbietung?

Antw. Ich verstehe dadurch diejenige Achtung, welche sich auf die Umstände, auf das Genie und das Ansehen oder die Würde der Personen gründet.

Fr. Muß man das Genie und das Ansehen oder die Würde der Personen und die Umstände, in welchen man sich befindet, in Erwägung ziehen, um ehrerbietig zu seyn?

Antw. Ganz gewiß. Vor einem Betrübten lachen, von seinem Gatten reden in Gegenwart einer Wittwe, die den Verlust des ihrigen beweinet, sich seines Amtes vor demjenigen erfreuen, der mit um dasselbige sich beworben hat, über die Richter vor einer obrigkeitlichen Person spotten, dieß hiesse, gegen die Ehrerbietung fehlen; wenn es auch nur geschähe, um sein Vertrauen zu bezeugen, so wäre es doch wenigstens ein tadelnswürdiges und der Ehrerbietung eben so sehr entgegengesetztes Mittel, als das Verfahren eines unverschämten Quackers, der einen Fürst oder einen Grossen dutzen oder mit bedecktem Haupte ihn anreden wollte ꝛc. ꝛc.

Fr. Aber man muß aufrichtig seyn, und man will diesen Fürst oder diesen Grossen nur

aus

aus dem Gesichtspuncte seiner Tugend und seines Verdienstes betrachten, und seine Achtung gegen denselbigen nach diesem Verhältnisse einrichten? und aller Glanz, mit welchem er umgeben ist, ist ja nichts, als lauter Rauch.

Antw. Es sey so; aber die Ehrenbezeugungen, die man ihm schuldig ist, sind auch nichts, als lauter Rauch. Man muß ihn nicht loben, wenn er verachtungswürdig ist, man muß seinem Geschmacke nicht schmeicheln, wenn er keinen hat, man muß seine Einsichten nicht rühmen, wenn er unwissend ist; aber man ist ihm Unterwürfigkeit schuldig und man setzt seine Aufrichtigkeit nicht in Gefahr, wenn man ihm stumme Verehrungsopfer bringt. Es würde mit dem Frieden der Gesellschaft bald ein Ende haben, wenn man die Grossen und die Menschen nur nach dem Verhältnisse ihres Werthes beehren wollte.

---

26. Von den Freunden.

Fr. Worinn besteht die Freundschaft?

Antw. In jener Offenherzigkeit, welche macht, daß alle Empfindungen und alle Gedanken gemeinschaftlich werden. Die Freundschaft verursachet, daß jeder, indem er em-

findet, was er seyn soll, sich allen so zeigt, wie er ist.

Fr. Welches ist die Regel, um seine Freunde zu wählen?

Antw. Es giebt deren zwo. Die erste ist, daß man nicht liebe, ohne zu kennen; die zweyte, daß man seine Freunde nur aus der Klasse der rechtschaffenen Leute herhole.

Fr. Giebt es nicht auch eine Regel, wie man lieben solle?

Antw. Nein; der Grad der Fühlbarkeit bestimmet die Stärke und den Umfang der Freundschaft. Man kann die Menschen eben so wenig das Lieben als das Athmen lehren; was man sie aber lehren kann, und was viele nicht wissen, ist, daß man einem Freunde schlecht diene, wenn man um seinetwillen die Ehre und das Gewissen aus der Acht läßt. In Ansehung der Freundschaft fehlet man niemals dadurch, daß man die Schranken überschreitet, sondern durch eine übelverstandene Zuneigung. Irgend einem zum Nachtheile des Landesherrn und des Vaterlandes ein Amt verschaffen, heißt nicht, ihn lieben; ihm unerlaubte Befriedigungen seiner Wünsche zuwege bringen, heißt ein Verführer seyn.

Fr. Warum sagst du, daß man, ehe man liebe, prüfen, und lauter tugendhafte Freunde wählen solle?

Antw.

Antw. Weil man durch eine übereilte Liebe sich der Gefahr aussetzet, sich zu entzweyen; weil man, wenn man die Tugend nicht zur Grundveste seiner Freundschaft setzet, zu befürchten hat, daß man ein Mitschuldiger des Lasters werde. Derjenige, welcher schon in den ersten Zusammenkünften sich gegen einen andern so beträgt, als wenn sie schon zwanzig Jahre lang Freunde zusammen gewesen wären, giebt immer Anlaß, zu besorgen, er werde sich nach zwanzig Jahren gegen ihn, als gegen einen Unbekannten betragen, wenn er ihn um einen wichtigen Dienst anzusprechen hätte; und derjenige, welcher an jedermans Angelegenheiten einen so zärtlichen Antheil nimmt, läßt vermuthen, daß er sich um niemand bekümmert.

Fr. Man soll also den Titel eines schätzbaren Freundes nicht auf ein zweifelhaftes äusserliches Ansehen gestatten?

Antw. Nein, gewiß nicht; und man muß einen grossen Unterschied unter den Freunden lustiger Gesellschaften machen; eine Gleichheit des Geschmacks in Ansehung der Lustbarkeiten macht lustige Gesellschaften entstehen, aber sie zeuget die Freunde nicht. Daher kömmt es, daß man sich oft darüber beklagt, daß man von Freunden hintergangen worden sey; und wir sind doch nur von einem solchen Manne hintergangen worden, der mit uns

gessen, getrunken, gespielt und sich lustig gemacht hat. Sogar die Verwandten selbst sind nicht immer unsere Freunde. Sie hängen mit uns durch solche Bande zusammen, welche die Herzen nicht fesseln; die Gleichheit der Zuneigung knüpfet die Bande der Freunde. Eine freye Wahl erwirbt uns diese letztern, die erstern werden uns von dem Schicksal gegeben.

Fr. Worinn bestehen die Pflichten eines Freundes?

Antw. Darinn, daß er mit seinem Freunde Empfindungen, Geschmack und Eigennutz gesellschaftlich theile. Die Freundschaft ist eine Vereinigung, welche zwischen zwo Seelen eine allgemeine Gesellschaft und eine vollkommene Gemeinschaft vestsetzet.

Fr. Die Freundschaft ist also ein wechselseitiger Tausch?

Antw. Ihr ist die Gegenerwiederung unentbehrlich. Sie ist der heiligste unter allen Verträgen. Jeder Mensch, der nicht der Freund seines Freundes ist, ist sicher ein Betrüger; nur dadurch, daß man Freundschaft erzeigt oder sich stellet, als erwiese man solche, kann man sie erhalten.

Fr. Wenn man mit einem Freunde die Empfindungen und den Eigennutz gesellschaftlich theilen soll, so muß also das Herz und der Beutel demselbigen immerfort offen stehen?

Antw.

Antw. Es giebt keinen Fall, da man ihm eines von beiden verschliessen dürfte, ausser in dem Falle, wenn wir berechtigt sind, ihn nicht mehr als Freund anzusehen. Das Zutrauen und das Wohlwollen sind die eigenthümlichen Eigenschaften der Freundschaft.

Fr. Aber heißt das nicht, sich in Gefahr begeben, wenn man so offenherzig ist?

Antw. Man ist niemals einiger Gefahr mit einem solchen Freunde ausgesetzt, den die Klugheit gegeben und die Tugend hat wählen lassen. Man kann sein Geheimniß und seine Geldkiste seiner freyen Willkühr überlassen, und versichert seyn, daß er gegen beides verschwiegen und bescheiden seyn wird.

Fr. Worinn besteht die Wirkung des Vertrauens in der Freundschaft?

Antw. Sie verursacht zweyerley Wirkungen; die eine ist die Sicherheit in Ansehung der Verschwiegenheit, Bescheidenheit, aufrichtigen Billigkeit, Beständigkeit und Zuneigung eines Freundes; und diese Sicherheit entfernet allen Verdacht. Die andere ist eine genaue Mittheilung der Empfindungen und der Gedanken; und diese Mittheilung verleiht der Seele eine Wollust, welche jedem, der nicht weiß, was Lieben heißt, unbekannt ist. Sie prägt sogar der Traurigkeit selbst ein gewisses sanftes und rührendes Wesen ein, welches die Zufriedenheit nicht hat. Die

Freundschaft ist besonders den Unglücklichen zur Linderung ihres Unglücks und zum Troste ihres Kummers gegeben worden.

Fr. Man soll also gar kein Geheimniß für einen Freund haben?

Antw. Nein; ausgenommen das Geheimniß eines andern Freundes. Mit einem Freunde sprechen, heißt laut denken und gleichsam mit sich selbst überlegen. Er hat das Recht, in unser Herz zu sehen, und dasjenige, was man jedem andern nicht ohne Unvorsichtigkeit anvertrauen könnte, kann und soll man in den Busen eines Freundes ausschütten.

Fr. Wenn man einem Freunde Wohlwollen schuldig ist, so ist man ihm also auch Nachsicht und gefällige Dienste schuldig, welche die Folgen des erstern sind?

Antw. Ganz gewiß. Man muß einem Freunde alle Fehler zu gute halten, an welchen das Herz keinen Antheil hat. Eine Nachlässigkeit, ein übereilter Eifer, ein Versehen müssen gar nicht geachtet werden. Ein Verräther an seinem Freunde werden, ihn heftig beleidigen, mit ihm brechen, dieß sind die einzigen unverzeihlichen Fehler in der Freundschaft; sie darf nichts übel aufnehmen, als das, was sie wirklich verletzet.

Fr. Wenn ein Freund treulos würde, was müßte man alsdann thun?

Antw.

Antw. Man muß ihm alsdann seine Freundschaft entziehen; dieß ist die ganze Rache, die erlaubt ist. Man darf die Angriffe einer feindlichen Hand abwenden; wenn man aber seinen Freund unter den Meuchelmördern sieht, so bleibt nichts anders mehr übrig, als daß man sein Gesicht einhülle.

Fr. Ist es nicht erlaubt, ihn zu hassen, nachdem er treulos geworden ist?

Antw. Dadurch, daß er beleidigt hat, höret er nicht auf, ein Mensch zu seyn, und es ist kein Mensch, welchen zu hassen, erlaubt wäre. Wenn der Tod ihn eine Stunde früher, ehe er treulos wurde, weggenommen hätte, so würde man ihn beweint haben; eine schändliche That reißt ihn hin, man muß ihn beklagen; um zu schaden, hat er seine Ehre aufgeopfert.

Fr. Du hast gesagt, daß die gefälligen Dienste mit der Freundschaft unzertrennlich verbunden wären; aber ist sie denn nicht uneigennützig?

Antw. Sehr uneigennützig. Aber die gefälligen Dienste sind ihr angenehm, sie sind zwar keine Bewegungsgründe zum Anfange der Liebe, aber doch Ursachen zur Verstärkung derselbigen.

Fr. Welches sind die Mittel, einen Freund verbindlich zu machen?

Antw. Es giebt deren so viele, daß man in allen möglichen Verfassungen immer irgend

ein Mittel antrifft, und man muß alle diejenigen, welche man findet, ergreifen. Die wahre Art, einen Freund verbindlich zu machen, ist, daß man suche, seine Bedürfnisse zu kennen und denselbigen abzuhelfen, ehe er sie empfunden hat.

Fr. Warum muß man nicht warten, bis er selbst gesagt habe, worinn man ihm dienen könnte?

Antw. Aus zweyerley Ursachen; weil man erstlich dadurch, daß man seinen Bedürfnissen zuvorkömmt, weiter nichts thut, als nur ihn nachahmt; er ist selbst bereit, den unsrigen entgegen zu eilen. Zweytens, weil man seine Empfindsamkeit nicht kränken, sondern mit ihm um den glücklichen Vorzug streiten muß, einander durch eine Wohlthat zuvorzukommen, ohne solche fühlen zu lassen. Ein Zeugniß der Freundschaft zu erhalten, ist schmeichelhaft; ein solches abzulegen, noch weit mehr.

Fr. Man kann also, ohne sich zu schämen, Hülfe von einer freundschaftlichen Hand annehmen.

Antw. Sich schämen? dieß wäre ein beleidigender Zweifel gegen das edeldenkende Gemüth eines Freundes; was das Herz giebt, kann das Herz, so es annimmt, nicht entehren. Ein ehrbares Geschenk anzunehmen ist immer ehrbar. Wenn die Geschenke der Zärtlichkeit

zur

zur Last fielen, welches Herz würde erkenntlich seyn können?

Fr. Man muß also in Ansehung der Mittel, einen Freund verbindlich zu machen, behutsam seyn?

Antw. Man kann darinn nicht zu vorsichtig seyn, und die Klugheit kann hierinn nie zu weit gehen, als nur in dem Falle, wenn sie zur Unthätigkeit antreibt. Es ist nicht unmöglich, einen Wohlthäter blos deswegen gehaßt zu sehen, weil er zu großmüthig ist.

Fr. Aber bey der Wahl, entweder die Art, wie man verbindlich machen soll, nicht zu wissen, oder nicht zu dienen, wäre es nicht besser, man fehlete in der Art, als in Ansehung der Handlungen?

Antw. Ich habe es schon gesagt. Es wäre besser, man fehlte aus allzugrosser Freundschaftsbezeugung, als durch eine fruchtlose Härte.

Fr. Sind die Freunde nützlich?

Antw. Sehr nützlich. Man kann selbst seine Neigungen im Zaume halten; aber man hat oft einen andern nöthig, um diejenigen zu unterscheiden, welchen zu folgen erlaubt ist. Ein Weiser sieht für einen Freund die Gegenstände, an deren genauer Kenntniß ihm viel gelegen ist, und die Stimme eines Freundes beeifert die Beurtheilung eines Weisen, verleiht

ihm Muth zum Guten und rufet ihn zu seinen Pflichten zurück, wenn er sich je von denselbigen abgewendet hätte.

Fr. Ist es ein Trost, einen Freund zu haben?

Antw. Die Freundschaft ist eine himmlische Empfindung, deren keine Rede würdig ist und die keine Sprache auslegen kann. Was man zu einem Freunde sagt, ist niemals von so grossem Werthe, als was man an seiner Seite empfindet. Das erste Wort, das man nach einem Händedrücken, nach einer Umfassung ans Herz, spricht, ist immer eiskalt und ein feuriger Ausdruck steht neben einem Seufzer, wie ein Marmor. Die Mittheilung der Seelen wird empfunden, aber es fehlt ihr an Mitteln, von ihrer Wonne zu reden.

Fr. Verträgt sich wohl die Freundschaft mit dem Alter und mit abgelebten Kräften?

Antw. Das Herz eines Freundes altert nicht. Ein Mensch von gemeinem Schlage höret auf zu leben, ehe er aufhöret, da zu seyn; ein empfindsames Herz wehret sich gegen diesen voreiligen Tod. Wenn die Kälte an den äussersten Enden anfängt, sammelt es alle seine Hitze um sich herum. Je mehr es verliert, desto vester hält es sich an das, was ihm übrig bleibt, und es ist, so zu reden, mit dem letzten Gegenstande durch die Bande aller andern verbunden.

Fr. Welcher Mensch ist würdig, der Freund eines Grossen zu seyn?

Antw. Derjenige, der sich nicht von dem äusserlichen Scheine hintergehen läßt und tugendhaft genug ist, ihn zu bedauren, ohne ihn zu beneiden, und der standhaft genug ist, ihm zu dienen, ohne den Neid zu befürchten.

Fr. Solche Menschen findet man selten?

Antw. Eine Ursache mehr für einen Grossen und für einen Regent, daß er sich Mühe gebe, solche zu finden, und daß er sie zu schätzen wisse, wenn er sie gefunden hat. Ein König, welcher einem Staatsrathe, der seiner Stelle würdig ist, die Rechte und den Charakter eines Freundes gestattet, erweitert seine Macht über den Willen seiner Völker ganz sicher eben so sehr und noch weit mehr, als über ihre Handlungen und das Meisterstück seiner Arbeiten ist, daß er müßig bleiben kann.

Fr. Ein Regent soll niemals müßig bleiben?

Antw. Der Müßiggang, von welchem ich rede, ist die Ruhe und das Vertrauen auf die wachsame Sorge seines Freundes; wenn man in dem Schooße eines Freundes einschläft, so ist man wegen seines Erwachens unbesorgt.

Fr. Worinn bestehen ganz kurz die Pflichten eines Freundes?

Antw. Daß man es wage, ihm das Gute, welches zu thun ist, und die Wahrheit ganz

blos zu zeigen; wenn man aus Nachsicht die Wahrheit auszieret, so wird dieser Schmuck nur ihre Reize erhöhen und sie nicht unkennbar machen. Die Warnungen, die Vorstellungen werden die getreuen Ausdrücke der Gedanken und der Empfindungen seyn. Die Sorgfalt wird den Bedürfnissen und der gute Rath den Handlungen zuvorkommen; die Mittel werden mit sorgfältiger Bescheidenheit gewählt und die bange Bekümmerniß wird immer geschäftig seyn. Die Menschenseelen wollen vereinigt seyn, um ihren Werth zu gelten; die vereinigte Stärke der Freunde ist ohne Vergleich grösser, als die Summe ihrer getrennten Kräften, und dieß ist der Triumph der Freundschaft.

---

27. Von der Liebe.

Fr. Was ist die Liebe?

Antw. Sie ist ein verzehrendes Feuer, welches seine Hitze in alle andere Empfindungen eindringen läßt und sie alle anfachet, um ihren Gegenstand zu erreichen. Deswegen hat man gesagt, daß man der Liebe Helden zu verdanken habe.

Fr. Sie bemeistert also die Macht des Herzens?

Antw.

Antw. Ja; und in der Gesellschaft besitzt sie eine Gewalt, welche die Natur ihr nicht gegeben hat, welche zu bestreiten sie sich aber nicht wagt.

Fr. Ist die Liebe nicht die blindeste und die unbiegsamste unter allen Neigungen?

Antw. Ja; und sie wird unter allen Neigungen die nützlichste und die fruchtbarste.

Fr. Die Sittenlehrer haben sie verworfen?

Antw. Sie haben nichts anders verwerfen können, als die groben Ausschweifungen derselbigen. Sie ist die sanfteste Neigung des Menschen; sie belebt seine Seele, veredelt seine Empfindungen, verdoppelt gleichsam sein Wesen, und, wenn sie so ist, wie sie seyn soll, so verschmähet sie niederträchtige und sklavische Herzen.

Fr. Ist sie nicht der Weisheit entgegen gesetzt?

Antw. Wenn man, um weise zu seyn, nicht zu dem Guten sollte gelangen können, welches eine vernünftige Liebe verschafft, so würde der Tugend nichts mehr übrig bleiben, als der Auswurf der Natur und die niederträchtigsten Menschen.

Fr. Ist die Liebe nicht die Mutter der Verbrechen?

Antw. Oft; aber sie ist immer die Mutter der Sitten; wenn gleich die schwachschim-

mernden Blitze der Eifersucht fast immer ihre Wiege umgeben; wenn gleich an dem Fußtritte ihres Altars oft der Dolch der Rache gewetzet wird; wenn gleich die erhabensten Bestimmungen oft das Spiel ihres Eigensinnes und ihrer Wuth geworden sind, so hat ihr doch die Gesellschaft jene geheime Uebereinstimmung zu verdanken, welche alle Theile der ganzen moralischen Welt zusammen vereinigt.

Fr. Sie steht aber immer mitten unter Stürmen?

Antw. Dieß ist wahr; allein eben mitten unter diesen Stürmen säet sie in der Gesellschaft die friedfertigen Tugenden, aus welchen sie das Glück aller Menschen bildet; jene schätzbare Pflichten, welche Familien zusammenverbinden; jene strenge Ehre, die vor solchen Freuden flieht, auf welche die Schande folgt; jene zarte Schamhaftigkeit, welche die Unschuld über die Handlungen verbreitet und welcher das Wonnegefühl lichtere Stralen verleiht; jene sanfte Empfindsamkeit, die der Eigenliebe ihr hartes und wildes Wesen benimmt; jene aufrichtige Höflichkeit, welche der edelste Ausdruck der Wohlthätigkeit ist; alle diese Empfindungen, diese Tugenden entwickeln sich nur mit der Liebe.

Fr. Welches ist der größte Reitz der Liebe?

Antw. Die Rechtschaffenheit. Sobald der Gedanke der Vollkommenheit verloren ist,

ver-

verschwindet der schwärmerische Eifer; man nehme die Hochachtung weg, so ist die Liebe nichts mehr. Um den Werth derselbigen einzusehen, muß das Herz einen Gefallen daran haben, und wir müssen mit dem geliebten Gegenstande erhoben werden.

Fr. Ist Lieben ein Glück?

Antw. Die Uebereinstimmung der Liebe und der Unschuld ist der glückseligste Zustand des Lebens; keine Furcht, keine Entehrung störet das Glück der Herzen in ihrem Genusse. Im Schoose der wahren Freuden können sie von der Tugend reden, ohne sich zu schämen.

Fr. Die Sinnen sind der einzige Gegenstand der Liebe, und diese befriedigen, heißt das nicht, die Tugend aus der Acht lassen?

Antw. Die sinnliche Liebe kann die Sinnen und den Besitz nicht entbehren, und durch diesen erlischt sie; aber die wahre Liebe hat nur das Herz zum Gegenstande und dauert eben so lang, als die Verhältnisse, aus welchen sie entstanden ist; bestunden diese Verhältnisse in der Einbildung, so wird sie so lang dauren, als der täuschende Traum. Die Sinnen sind es nicht, welche die Seele erhöhen, sie erhitzen und ihr den erhabenen Eifer der Liebe beybringen.

Fr. Aber wenn die wahre Liebe von den Sinnen abgezogen wäre, wenn es möglich wäre, ihre Vollkommenheit zu erreichen, so wür-

de sie doch noch kein Glück seyn; die Abwesenheit, der Verdruß, der Kummer machen Leute, die einander lieben, besorgt und stören ihre Ruhe?

Antw. Die Herzen, welche einander lieben, haben hundert Mittel, um das Gefühl der Abwesenheit zu versüssen; sie kennen das Gesätz der Entfernung nicht und würden einander von einem Ende der Welt bis zu dem andern berühren; da sie nur eins sind, so sind sie nicht abgesondert; denken und einander sehen ist für sie einerley. Sie sehen einander öfter, als wenn sie einander alle Tage sähen; denn, wenn eines von beiden allein ist, so sind sie sogleich alle beide beysammen. Die Unruhe und alles, was in jeder andern Verfassung Kummer wäre, wird in dieser zum Genusse und ist nur reinen Herzen bekannt. Es ist eines der Wunderwerke der Liebe, daß sie Vergnügen in ihrem Leiden finden kann; das größte Unglück für ein liebendes Herz würde der Zustand der Gleichgültigkeit seyn, der ihm die Empfindung seines Kummers rauben würde.

Fr. Dieß heißt also, in täuschenden Träumen genieſſen?

Antw. Es ist wahr; in der Liebe ist alles nur täuschender Traum; aber was wirklich ist, dieß sind die Empfindungen, mit welchen sie uns gegen das wahre Schöne erfüllet, das sie uns lieben macht.

Fr.

Fr. Aber dieses wahre Schöne ist nur blos das Werk unsers Irrthums?

Antw. Was ist daran gelegen; man opfert nichtsdestoweniger diesem eingebildeten Muster alle niederträchtigen Empfindungen auf; man wird nichtsdestoweniger in seinem Herzen von den Tugenden durchdrungen, die man seinem geliebten Gegenstande andichtet. Wer auf diese Art liebt, würde sein Leben dem Gegenstande seiner Zärtlichkeit aufopfern; und in einem Menschen, der sterben will, herrschet keine grobe Leidenschaft mehr. Wer in diesem Satze die Wahrheit nicht sieht, kennet weiter nichts mehr, als ausschweifende Lüste. Wehe demjenigen, der sich zu einer solchen Liebe nicht fähig findet! Sein Herz muß die Seuche der Sitten seyn.

Fr. Ist die Liebe großmüthig?

Antw. Die Großmuth ist unzertrennlich mit ihr verbunden. Durch sie läßt sich die Liebe immer reizen. Zwischen zwey vereinigten Herzen ist die Gemeinschaft des Guten eine Gerechtigkeit und eine Pflicht. Nichts ist niederträchtiger, als ein Mann, dessen Herz und gefällige Dienste gekauft werden, es müßte denn seyn, daß eine Person des andern Geschlechtes solche bezahlte. Moder treffe jedes Herz, das um ein Herz als Käufer handelt und die Liebe zur Taglöhnerinn macht! Es breitet Verbre-

chen auf der Erde aus, welche die zügellose Wollust auf derselbigen begehen läßt.

Fr. Die Liebe ist eifersüchtig, und die Eifersucht ist ein Laster?

Antw. Sie höret auf, eines zu seyn, wenn sie aus der wahren Liebe entsteht. In einer Verbindung, welche die Hochachtung und das Gefühl geknüpfet hat, ist die Eifersucht selbst eine angenehme Empfindung; wenn alsdann die Liebe unruhig ist, so ist die Hochachtung beständig; je mehr sie fodert, desto mehr nimmt sie zu. Ein Mensch, der sich von der Hochachtung leiten läßt und der nur die hochachtungswürdigen Eigenschaften lieb hat, ist eifersüchtig ohne Zorn, unruhig ohne Argwohn noch Bosheit, empfindlich, furchtsam, mehr besorgt als aufgebracht, und wird folglich sich mehr damit beschäftigen, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit auf seine Seite zu bringen, als demjenigen zu drohen, der ihm denselbigen rauben wollte; er wird ihn, wenn er kann, als ein Hinderniß, aus dem Wege räumen, aber ohne ihn als einen Feind zu hassen. Da er endlich weiß, daß der Vorzug von dem Verdienste und die Ehre von dem glücklichen Erfolge abhängt, so wird er alles thun, um seinen Endzweck zu erreichen.

Fr. Die Liebe ist unbeständig?

Antw. Die Unbeständigkeit und die Liebe schicken sich nicht zusammen. Das erhitzte Herz

welches ändert, ändert nicht; es fängt an oder es höret auf zu lieben.

Fr. Die Liebe ist gefährlich?

Antw. Gefährlich für niederträchtige Herzen, und mehr als gefährlich, sie ist immer ein Verbrechen in einer solchen Seele, welche nichts anders zum Gegenstande hat, als die groben Ausschweifungen derselbigen; und wenn man nur diese unter der Liebe verstehen wollte, so müßte man sie jedem, der sich damit beflecken wollte, überlassen. Wenn man so liebte, daß ein reines Herz unserer Liebe seinen Beyfall gewährete, so würde die Liebe niemals einen Fehler begehen machen.

Fr. Hat die Liebe einen Einfluß auf die Sitten?

Antw. Alle Triebfedern der Gesellschaft sind in ihrer Hand; sie ist gleichsam der verborgene Urgrund, der die ganze Welt in Bewegung setzet. Die Liebe herrschet in Europa und die Sitten wechseln in diesem Welttheile von einer Zeit zur andern ab. Sie ist in Asien Sklavinn und in dieser letztern Weltgegend sind die Sitten sehr wenig Hauptveränderungen unterworfen.

Fr. Welches ist das Mittel, seine Zärtlichkeit niemals zu bereuen?

Antw. Daß man gesittet sey und ungesittete Leute nicht lieb habe. Nach diesem sieht man noch ein, daß die umständliche Erläute-

rung, die ich so eben gegeben habe, jene sinnlichen Liebhaber einer blos körperlichen Wollust nicht angehe. Die keuschen Freuden der Liebe sind für sie ein unbegreifliches Räthsel oder ein unauflöslicher Widerspruch. Die Natur verwirft ihr strafbares Feuer, und schämt sich, wenn sie sieht, wie sie verführen, überraschen, schmeicheln, anbieten, versprechen, lügen, listig hintergehen und sich verstellen, um ihr entgegen zu gehen und sie beleidigen, um sie zu geniessen. Ihre Irrwege betreten, heißt sich zum Mitschuldigen machen und die Rechtschaffenheit aufopfern, ohne etwas für die Liebe zu gewinnen. Ein Verführer, eine Verführerinn haben keine Hochachtung gegen den Gefehrten ihrer Ausschweifungen und man liebt dasjenige nicht, was man verachtet.

Fr. Was muß man thun, um die Liebe in ihrer Reinigkeit zu bewahren und vorzubeugen, daß sie nicht ein Verbrechen werde?

Antw. Man muß sie zum keuschesten Bande machen; man muß sich erinnern, daß sie immer bescheiden ist und daß die Schande sie furchtsam mache; daß der Wohlstand und die Ehrbarkeit sie begleiten; daß ihr Feuer ihre Liebkosungen ehret und reiniget und daß sie, wenn sie bis auf den Punct getrieben wird, wo die Gesätze und sie sich mit einander vereinigen, um aus den beiden Wesen der verschiedenen Geschlechter ein Ganzes zu machen, wenn sie

den Begierden alles gestattet, der Schamhaftigkeit niemals das mindeste benimmt. Ueberall, wo man diese Bedingungen fehlen sieht, kann man versichert seyn, daß sie es nicht ist.

28. Von den Ehegatten.

Fr. Was versteht man durch Ehegatten?

Antw. Einen Mann und eine Frau, welche einander gegenseitig den Eid der Treue geschworen haben, und deren Verspruch feyerlich geschehen ist. Dieser Vertrag, welchen das Gesätz zum gültigen Rechte gemacht, und die Religion bestätigt und öffentlich bekannt gemacht hat, heißt die Ehe.

Fr. Welches ist der Urgrund und die Stütze dieser Gesellschaft?

Antw. Die Liebe. Eine ohne Zärtlichkeit geschlossene Ehe ist eine Art von Raub. Nach dem von Natur angebohrenen Triebe gehöret die Person nur demjenigen zu, welcher derselbigen Herz besitzt. Die Geschenke der Ehe auf andere Art, als durch die Zärtlichkeit, erwerben, heißt, dieselbigen auf eine unrechtmäßige und gewaltsame Art an sich bringen.

Fr. Also steht es den Ehegatten zu, sich zusammenzuwählen und zu urtheilen, ob sie sich für einander schicken oder nicht?

Antw. Unstreitig. Die gegenseitige Neigung

gung muß ihr erstes Band seyn; ihre Herzen und ihre Augen müssen ihre ersten Wegweiser seyn, und die Ursache ist ganz natürlich. Die erste Pflicht der Ehegatten, wenn sie einmal vereinigt sind, ist, daß sie einander lieben sollen; aber das Lieben oder Nichtlieben hängt nicht von uns ab, die erste Schuldigkeit ist also, daß man damit anfange, einander zu lieben, ehe man sich zusammen verbinde. Dieß ist das Recht der Natur, dieß ist ihr geheiligtes Gesätz, welches man niemals ungestraft bricht. Es kann weder in Betracht der Stände noch des Ranges abgeschaft werden, ohne daß dadurch Unglück und Verbrechen verursacht werden.

Fr. An welchem Kennzeichen erkennet man das Glück der Ehe? und giebt es nicht einen Vorboten seiner Dauer?

Antw. Unfehlbar; wenn nemlich aus dieser Gesellschaft eine moralische Person entsteht, davon die Frau das Aug und der Mann der Arm ist, beide aber in einer gegenseitigen Abhängigkeit sind. Wenn die Frau von dem Manne lernt, was man sehen muß und wenn der Mann von der Frau erhält, was man thun soll, so ist es unmöglich, daß das Glück nicht bey ihnen wohne.

Fr. Warum ist diese Uebereinstimmung der Bürge ihrer Glückseligkeit?

Antw. Weil der Mann Grundsätze, die

Frau

Frau aber die zur Ausübung gehörige Vernunft und den zu umständlichern Beschäftigungen erfoderlichen Verstand besitzt. Und in dieser glücklichen Zusammenstimmung zwecket alles zu dem gemeinschaftlichen Ziele ab. Man weiß nicht, welches von beiden am meisten von dem seinigen beyträgt, jedes folgt dem Antrieb des andern; jedes gehorchet und alle beide sind Herr, so wie alle beide glücklich sind.

Fr. Was muß man thun, um dem Kaltsinne in der Ehe vorzubeugen und ihn zu entfernen?

Antw. Man muß nicht vergessen, daß das Vergnügen, sogar auch in der Ehe, nicht erlaubt noch rechtmäßig ist, als nur alsdann, wenn es getheilet wird; und daß man eben so viel dabey gewinne, ein Herz im Besitze zu erhalten, als bey der ersten Eroberung desselbigen. Man muß ein glücklicher, aber ehrerbietiger Ehegatte seyn; man muß alles von der Liebe erhalten, ohne das mindeste von der Pflicht zu fodern; die geringsten Gunstbezeugungen derselbigen als eine Gnade, nicht aber als ein Recht geniessen. Die Treue, welche das geheiligte Band der Ehe auferlegt, ist unstreitig das heiligste unter allen Rechten der Ehegatten; aber die Gewalt, die es einem jeden über das andere verleiht, ist zuviel; der Zwang und die Liebe gehen nicht mit einander. Der Ehegatte, welcher einsieht, daß das Vergnügen

sich nicht anbefehlen läßt, begreift ebenso leicht, daß nicht der Besitz sättige, sondern die Unterwerfung.

Fr. Du sagst, die Treue sey das heiligste unter allen Rechten der Ehe, worauf gründet sie sich denn?

Antw. So oft zwey Ehegatten sich mit einander verbinden, kömmt ein stillschweigender Vertrag des ganzen menschlichen Geschlechtes dazu, vermög dessen es sich verbindlich macht, dieses geheiligte Band in Ehren zu halten und in ihnen die eheliche Vereinigung zu ehren. Das Publikum ist einigermassen Bürge für einen in seiner Gegenwart geschlossenen Vertrag; die Ehre einer tugendhaften Frau steht unter dem besondern Schutze aller rechtschaffenen Leute. Jeder, der sich erfrechet, sie zu verführen, beflecket sich mit einem doppelten Verbrechen; einmal, weil er an dem Laster, an dessen Begehung er schuld ist, Theil hat; hernach, weil er das allgemeine Vertrauen verletzet, ohne welches nichts in der Ordnung bleiben kann.

Fr. Es ist also nicht nur den Ehegatten, sondern allen Menschen daran gelegen, daß die Reinigkeit der Ehe unversehrt bleibe?

Antw. Ja, allerdings, und dieß ist eine Ursache, welche zeigt, wie schändlich die heimlichen Ehen sind, welche, da sie kein Zeichen

dieser

dieser Vereinigung aufweisen, unschuldige Herzen der Gefahr einer verbotenen Liebe aussetzen.

Fr. Es ist also nicht viel daran gelegen, daß die Frau getreu sey?

Antw. Es ist auch noch von grosser Wichtigkeit, daß sie dafür gehalten werde. Sie muß bescheiden, schamhaft seyn und das Zeugniß ihrer Tugend muß sowohl vor den Augen der ganzen Welt, als in ihrem Gewissen liegen. Wenn es nothwendig ist, daß ein Vater seine Kinder liebe, so ist viel daran gelegen, daß er Hochachtung gegen ihre Mutter hege.

Fr. Wenn das ist, so wird auch der äusserliche Schein mit unter die Anzahl der Pflichten der Weiber gehören?

Antw. Die Ehre und der gute Name machen, daß er ihnen eben so unentbehrlich ist, als die Keuschheit. Und aus dieser Wahrheit erfolgt, mit einem Unterschiede der Geschlechter, ein Beweggrund des Wohlstandes, welcher den Weibern die gewissenhafteste Aufsicht über ihr Betragen vorschreibt. Behaupten, daß die Geschlechter gleich seyen und einerley Pflichten haben, heißt predigen und nichts sagen, solang man nicht hierauf geantwortet hat.

Fr. Sollte also wohl die Treue der Frau noch mehr vorgeschrieben seyn, als dem Manne?

Antw. Es ist keinem von beiden erlaubt, gegen seine versprochene Treue zu handeln, und jeder untreu gewordene Mann, welcher seine Gattinn der einzigen Belohnung der strengen Pflichten ihres Geschlechtes beraubt, ist ein ungerechter und grausamer Mensch; aber eine untreu gewordene Frau thut noch mehr.

Fr. Was thut sie denn?

Antw. Sie löset das Band der Familie auf, und zerreißt die Bande der Natur; dem Manne Kinder geben, die nicht sein sind, heißt verrätherisch an beiden handeln und nicht nur ungetreu sondern auch noch falsch und meineidig werden. Ich sehe nicht leicht einen Stand, der beklagenswürdiger wäre, als der Zustand eines unglücklichen Vaters, der aus Mangel des Vertrauens gegen seine Gattinn sich nicht wagt, der sanftesten Neigung seines Herzens zu folgen; der, indem er sein Kind umarmt, zweifelt, ob er nicht das Kind eines andern, das Pfand seiner Beschimpfung und den Räuber des Vermögens der seinigen umarme. Alsdann ist eine Familie eine Gesellschaft heimlicher Feinde, welche eine strafbare Frau gegen einander bewaffnet, indem sie dieselbe-

selbigen zwingt, sich zu verstellen, als liebten sie einander.

Fr. So sehr sich die Frau auch vergehen mag, so scheint doch diese Ungleichheit ungerecht zu seyn?

Antw. Sie ist nicht ungerecht; sie ist von der natürlichen Beschaffenheit des Menschen eingesetzt und das Werk der Vernunft; diejenige Helfte, welcher die Natur die Verwahrung der anvertraueten Kinder aufgegeben hat, muß der andern Helfte dafür stehen.

Fr. Was hält die Frau für ihre eingezogene Lebensart und für die mit ihrem Geschlechte verbundenen Mühseligkeiten schadlos?

Antw. Die Natur und der Ehegatte. Die erstere, welche in allem weise ist, hat ihr besonders zu diesem Ende eine fast unerschöpfliche Quelle von Zärtlichkeit verliehen, um sie gegen die Beschwerlichkeiten und die Folgen der Ehe fühllos zu machen, und durch den sanften Reiz des Vergnügens ihren Schmerz zu versüssen und ihren Kummer zu belohnen. Uebrigens wird das, was man an einer Frau beschwerlichen Zwang nennet, noch durch die Gewalt, die sie über den Mann hat, vergolten. Die Schamhaftigkeit entzündet die Begierden, indem sie dieselbigen in ihrer Freyheit einschränkt; die Furcht, Ausflüchte, bescheidene Zurückhaltung, ein schüchternes Geständniß, eine zärt-

liche

liche List sagen das, was eine Frau zu verschweigen glaubt, besser, als es die Leidenschaft ohne sie gesagt haben würde; die Schamhaftigkeit, die bescheidene Zurückhaltung verleihen den Gunstbezeugungen einen Werth, und versüssen die Bitterkeit der Verweigerung. Jeweniger der Mann erhält, desto höher steigt der Werth dessen, was er erhält, und also genießt die Frau doppelt, indem sie den Mann Entbehrung und Freuden geniessen lehret.

Fr. Eine freche und unverschämte Frau wird diesen vorzüglichen Vortheil gleichfalls besitzen?

Antw. Dieß ist unmöglich. Die Verwegenheit einer Frau ist das sichere Kennzeichen ihrer Schande. Da sie zu viele Ursachen hat, sich zu schämen, schämt sie sich gar nicht mehr. Ein Weib, das einen Mann nur durch Unverschämtheit zu reizen und ihn nur durch groben Scherz beyzubehalten weiß, wird ihn vielleicht in geringen Sachen wie einen Knecht gehorchen machen, aber in wichtigen Dingen höret ihre Gewalt auf; hingegen eine rechtschaffene, bescheidene, ehrbare Frau, welche die Liebe durch die Hochachtung erhält, würde durch einen blossen Wink ihren Gatten bis an das Ende der Welt, zum Ruhme, zum Tode, wohin es ihr gefiele, schicken. Diese herrschende Macht ist schön, verlohnet sich wohl der Mühe,

gekauft zu werden und hält für alles, Zwang und Kummer, bey einer solchen Frau schadlos, welche den Werth derselbigen zu schätzen weiß.

Fr. Besteht die herrschende Macht nicht blos in der Einbildung?

Antw. Wehe dem Zeitalter, da die Weiber solches verlören und da ihr Urtheil nichts mehr auf die Männer wirkte! dieß ist die letzte Stufe zum Verderben. Alle gesittete Völker bezeigten Ehrerbietnng gegen die Weiber. Die grossen Staatsveränderungen in Sparta und in Rom waren der Weiber Werk. Durch ein Weib erhielt Rom die Freyheit, die aus dem Volke die Consulwürde und die Tyranney der Decemvirs ihre Endschaft. Durch Weiber wurde das Reich der Welt aus den Händen eines in die Acht Erkläreten gerettet. Die Männer werden immer das seyn, was den Weibern gefällt, daß sie seyn sollen. Werthe und nachtheilige Wesen, lernet also und vergesset nicht, was Großmuth und Tugend sey, wenn ihr grosse und tugendhafte Männer verlanget.

Fr. Die Weiber besitzen wenigstens diese Gewalt nur, weil die Männer ihnen solche gestatten?

Antw. Sie erhalten solche nicht von den Männern, die Natur hat es also gewollt; sie war ihnen eigen, ehe sie dieselbige zu besitzen

schienen. Herkules war schwächer, als Omphale, und Simson nicht so stark, als Delila. Diese herrschende Macht ist den Weibern eigen, sogar wenn sie dieselbige misbrauchen, und wenn sie solche verlieren könnten, so würden sie dieselbige schon lange nicht mehr besitzen.

Fr. Aus diesen Grundsätzen würde erfolgen, daß das Weib die Oberhand und den Vorzug vor dem Manne hätte?

Antw. Das Weib hat als Weib einen grössern und als Mann einen geringern Werth. Ueberall, wo die Frau sich ihre Rechte zu nutze macht, hat sie den Vorzug; überall, wo sie sich die Rechte des Mannes anmassen will, bleibt sie unter ihm.

Fr. Welches ist die erste Eigenschaft einer Frau?

Antw. Die Sanftmuth. Da sie dazu gebohren ist, auf ihrer Seite einem unvollkommenen und dem Laster ergebenen Wesen zu gehorchen, so muß sie lernen so gar das Unrecht und das unbillige Verfahren eines Mannes zu ertragen, ohne sich zu beschweren; nicht seinetwegen, sondern um ihrer selbst willen soll sie sanftmüthig seyn.

Fr. Warum soll sie um ihrer selbst willen sanftmüthig seyn?

Antw. Weil Unfreundlichkeit und Eigensinn nur ihr Uebel vermehren und zu neuem

widri-

widrigen Betragen des Mannes Anlaß geben; ein Mann sieht wohl ein, daß eine Frau nicht durch solche Waffen den Sieg über ihn erhalten soll. Der Himmel hat dem Weibe die Gabe des kräftigen Zuredens verliehen, er hat sie also nicht zur Zanksucht erschaffen; er hat sie schwach gebildet, also nicht um gebieterisch zu seyn; er hat ihr eine sanfte Stimme gegeben, also nicht um in rauhe Schmähreden auszubrechen; er hat ihr Gesicht mit zarten Zügen gezieret, also nicht um dasselbige durch einen heftigen Zorn zu entstellen. Wenn sie sich erzürnt, so vergißt sie sich; sie hat oft Recht, sich zu beklagen, aber sie hat immer Unrecht, wenn sie zankt. Ein Mann mag auch seyn, wie er will, er müßte denn ein Ungeheuer seyn, so wird er durch die Sanftmuth einer Frau wieder beruhigt und immer besiegt.

Fr. Also stünde es, deiner Meynung nach, der Frau zu, so zu reden, eine durch die Erfahrung bewährte Sittenlehre zu finden?

Antw. Ja, und dem Manne kömmt es zu, solche in ein System zu bringen. Die Frau hat mehr Verstand, der Mann mehr Genie; die eine beobachtet und der andere urtheilet und schließt, und aus dieser gemeinschaftlichen Hülfe entsteht das helleste Licht, und die vollkommenste Wissenschaft, so unser Menschengeschlecht erreichen kann. So kann

die Kunst das von der Natur verliehene Werkzeug zur Vollkommenheit bringen. Die Männer werden philosophische Abhandlungen über das menschliche Herz verfertigen, aber die Blicke einer Frau werden tiefer in dasselbige hineindringen.

Fr. Wenn das ist, so könnten die Weiber allein die Ehre und die Rechtschaffenheit wieder unter den Männern einführen.

Antw. Daran ist gar kein Zweifel. Der Mann sagt, was er weiß, und man höret ihn nicht an; die Frau sagt, was gefällt, und man vollzieht es. Der Mann besitzt stolze Kenntnisse, welche den Hochmuth einflössen, die Frau besitzt einen Geschmack, welcher den Willen entscheidet und die Begierden vestsetzet; der eine hat Sachen, die oft nützlich sind, die andere immer lauter angenehme Sachen zum Gegenstande, und ihre Reden, welche kein anders gemeinschaftliches Muster haben sollen, als die Vorschrift der Wahrheit, verursachen immer verschiedene und schnelle Wirkungen, die einen vor den andern.

Fr. Warum tragen denn die Weiber so oft zur Entfernung und Vertreibung derselbigen bey?

Antw. Weil sie von den Händen der Tugend eine Herrschaft anzunehmen verschmähen, welche sie nur allein ihren Reizen zu verdanken haben wollen; weil sie ihre eigenen Rich-

ter mit so richtiger Billigkeit sind, daß man durch Ehrfurcht und Ehrerbietung gegen sie unwürdig wäre, ihnen zu gefallen. Zum Beweise dienet, daß heute zu Tage die vornehmste Eigenschaft eines Mannes nach der Mode darinn besteht, daß er im höchsten Grade unverschämt sey und die Ehre, einen ehrbaren Mann schamroth zu machen, nur solchen Weibern zugehöret, welche am besten zu leben wissen.

Fr. Wenn du die angenommenen Gebräuche in den Haushaltungen ausrottest, wirst du nicht die Häuser in lauter Klöster und die Einwohner in lauter Cyniker verwandeln?

Antw. Nein. Ich will nur an die Stelle dieser Gebräuche die Höflichkeit, die Sorgfalt, die Hochachtung, die Dienstwilligkeit und besonders den Wohlstand, welchen die Tugend eingiebt, den die Sitten erfodern und von welchem die Religion überzeugt, einführen und die Abwechselung der übeln Laune, des Eigensinnes, des mürrischen Wesens und der Unordnungen verbannen, welche man in so vielen Ehen antreffen würde, wenn ihre Geheimnisse, welche in finsterer Dunkelheit verborgen sind, auf einmal ans Licht kämen. Dafür werden mich gesittete Menschen segnen und ungesittete werden mir ihren Beyfall gewähren. Die erstern werden auf das Verbrechen, welches man nicht begehen wird, Rücksicht nehmen,

die andern werden auf das Aergerniß sehen, welches ich werde vermeiden machen. Bey diesen letztern ist es nur darum zu thun, daß man gegen die Beweise gesichert sey, das Verbrechen wird für nichts gerechnet.

Fr. Welches ist das wahre Mittel, den Unfällen vorzubeugen, welche man so oft in den Ehen sieht?

Antw. Ich habe es schon gesagt. Die Ehegatten müssen einander lieben, und alle beide die Tugenden ihres Geschlechtes, das Verhalten und die Sitten desselbigen beobachten. Dem Könige wird die Last seines Scepters erleichtert seyn, der Kriegsheld wird seinen Muth verstärken, der Richter seine Kenntnisse erweitern, der Handelsmann für sein Rechnen so wie der Künstler für seine Arbeit bezahlt und der Arme für sein Unglück schadlos gehalten werden. Das Weib wird zart seyn, ohne sich ihrer Stärke zu schämen, sie wird sich ihrer Schwachheit nicht zu einem listigen Vorwande bedienen, um sich von ferne eine Entschuldigung und das Recht vorzubereiten, im Nothfalle schwach zu seyn. Anstatt drey bis vier Stunden an einem Putztische zuzubringen und Weiber, mit denen sie sich die Zeit vertreibt, indem sie dieselbigen ungeduldig macht, um sich her zu versammeln, wird sie mit ihrem Manne von ihren vorzunehmenden Arbeiten sprechen, und sich mit ihm über die Mittel, solche recht

zu verrichten, berathschlagen. Er wird Linderung noch vor dem Kummer oder Freude noch vor dem Genusse verschaffen. Endlich wird es ihr überall, wo sie sich befinden wird, lieber seyn, Liebe, als belustigende Unterhaltung zu finden und sie wird einsehen, daß die Liebe mehr werth ist, als die kaltsinnige Sorgfalt der artigen Lebensart und der Mode.

Fr. Hat hierinn der Mann nicht mehr zu thun, als die Frau?

Antw. Er muß ihr die ihrem Geschlechte von der Natur vorgeschriebene Einsamkeit so wenig zur Last fallend und so angenehm machen, als es ihm nur immer möglich ist. Wenn das Haus nichts mehr anders ist, als eine traurige Einöde, so muß die Frau wohl anderswohingehen, um sich aufzumuntern und tausend geheime Verständnisse müssen die Frucht dieser bey andern zerstreuten und zu Hause einsamen Lebensart seyn. Dem Manne kömmt es also zu, diesem vorzubeugen, indem er der Frau alles giebt, was ihren Verstand angenehm unterhalten kann, ohne ihr Herz von ihm zu entfernen.

Fr. Dieß ist nicht leicht?

Antw. Sehr leicht. Den Geschmack in allem demjenigen befriedigen, was nicht gegen die Religion streitet und in dem Vermögen keinen Abbruch thut, ist die allgemeine und sichere Regel, um diesen Endzweck zu erreichen?

Fr. Was misfällt einer Frau sehr und was ist an dem Manne unvernünftig?

Antw. Das hochmüthige Betragen. Ein Mann, der in seinem Hause wie ein Sultan auf seine Sklavinnen verächtlich und stolz herabblickt, ist ein Thor oder ein närrischer Kopf. Mancher liebt seine Gattinn in dem Innersten seiner Seele, da er es aber für seiner Würde zuwider hält, solches zu gestehen, so nimmt er lieber Gehorsam von ihr an, als Liebkosungen und höret auf, Mann zu seyn, um sich als Mann zeigen zu wollen. Mancher andere, der auf seine Schönheit oder auf seine Fähigkeiten stolz ist, zeigt durch seine Blicke und durch seine Reden, daß er glaube, seine Frau sey seine Schuldnerinn, seitdem er ihr die Ehre erwiesen hat, sein Bette mit ihr zu theilen und auf diese Art brechen alle beide ihre Verträge, indem sie gegen die Absicht derselbigen handeln und berauben sich aus eitelm Stolze ihres sanften Genusses.

Fr. Kann die Unmäßigkeit nicht der Ruhe im Ehestande schaden?

Antw. Sehr viel; ausserdem daß sie zugleich Gesundheit, Ehre und Güter wegnimmt, so werden die zärtlichen Empfindungen in den zügellosen Wohnplätzen der Schwelgerey immer für Hirngespinste, die Zärtlichkeit für albernes Wesen, die Gefälligkeit für Knechtschaft und

die

die Hochachtung für nichtswürdige Kleinigkeit gehalten. Da verliert man alles Gefühl gegen solche Freuden, denen die Vernunft ihren Beyfall gewähret und wird gegen bescheidene Weiber unempfindlich, wie eine Marmorsäule. Was soll man von denjenigen denken, deren Gattinnen unter diese Anzahl gehören?

Fr. Verbeut die Religion nicht viele Sachen im Ehestande, welche die Natur erlaubt? zum Exempel die Keuschheit?

Antw. Die Natur verwirft die Keuschheit nicht. Wenn Ehegatten einander wahrhaft lieben, so wird ihre Zärtlichkeit sie niemals die Schamhaftigkeit aus der Acht setzen noch Fehler gegen das Gewissen oder die Ehre begehen lassen. Wenn ein Frauenzimmer weiß, daß sie ihre Reizungen verliert, so bald sie der Schamhaftigkeit entsagt, so wendet sie alle ihre Sorgfalt zur Erhaltung derselbigen an, und der Mann kennet seinen Vortheil zu gut, als daß er sie dieselbige verlieren lassen sollte?

Fr. Sollte die Religion das Verfahren eines Ehegatten nicht billigen, so sich der fleischlichen Gemeinschaft enthielte.

Antw. Statt es zu billigen, verwirft sie es vielmehr. Ein solcher Ehegatte ist besonders alsdann, wenn der andere seine Rechte fodert, nicht zu entschuldigen. Hier kömmt die Religion der Natur zu Hülfe, unterstützet

sie und hält wachsame Sorge, damit sie weder hintergangen noch beleidiget werde. Die beiden Geschlechter vereinigen sich, um ihres Gleichen zu zeugen; die Religion und die Natur, welche ihnen vor ihrer Verbindung diesen letzten Beweis der Liebe untersagten, schreiben ihnen solchen hernach vor. Ihr Gebot, unter welchem Vorwande es auch geschehen mag, aus der Acht lassen, heißt ihr Heiligstes entweihen. Wehe dem Ehegatten, der sich von einem schwärmerischen Eifer bemeistern liesse, der seine Gattinn als eine Feindinn ansähe, der ihre Liebkosungen für Fallstricke hielte und ihre Vorstellungen für verführische List aufnähme. Sein Fasten, sein Beten, seine Bezähmung des Fleisches, um seine Liebe zu ersticken, würden lauter ruchlose Gelübde seyn, um das eigene Werk der Gottheit zu zerstören.

Fr. Ist die Feyerlichkeit der Vermählung nothwendig, um der Verbindung eine rechtmäßige Gültigkeit zu verschaffen?

Antw. Ja.

Fr. Das Gesätz der Natur erfodert blos die Einwilligung der beiden Theile und alsdann ist die Verbindung schon von dem Himmel für gültig erkannt?

Antw. Die Einfalt des natürlichen Gesätzes stößt die Gewalt der Gesätzgebung nicht um. Die eingeführten Gesätze verdienen Ehrfurcht

furcht und legen verbindende Pflicht auf, und sich nach den Vorschriften derselbigen nicht richten, heißt, ungehorsam gegen den Himmel seyn. Sie haben die heimlichen Ehen mit einem entehrenden Schandflecken bezeichnet, welcher die Ehegatten brandmarkt und bis auf die Kinder zurückfällt; dieß ist die Ursache, warum man sie verwerfen muß.

Fr. Aber blosses äusserlich feyerliches Gepränge setzet nichts zu der Treue und der Liebe der vereinigten Herzen hinzu?

Antw. Gesetzt auch; aber jeder, der bey der Liebe zugleich auch Hochachtung hegt, wird dem Herzen, welches sie einflößt, niemals eine Verbindung vorschlagen, die es entehret. Jeder Mensch, der sich in den Nachkömmlingen liebt, wird eine solche Verbindung für abscheulich halten, welche dem Vaterlande nur solche Kinder giebt, die es nicht erkennet und für unächt erkläret und die ein vielleicht ungerechtes Vorurtheil für die traurigen Auswürflinge der Gesellschaft hält und auf ewig zur Verantwortung für das Verbrechen ihres Vaters fodert.

Fr. Ist die Ehe, welche von der Religion und den Gesätzen für gültig erkannt worden ist, ein unauflösliches Band?

Antw. Ja; die Natur selbst gebeut, daß es unauflöslich seyn solle. Die immerwäh-

rende

rende Pflicht, die sie den Ehegatten auferlegt, einander gegenseitig zu lieben, zeigt ihre Absicht in Ansehung der fortzusetzenden Dauer dieses Bandes und die eingeführten Gesätze, welche die feyerliche Begehung dieser Verbindung bestimmen, dienen nur dem Willen der Natur in Ansehung der immerwährenden Dauer derselbigen zur Stütze. Indem sie dieses Band gültiger und rechtskräftiger machen, so machen sie dadurch die Auflösung desselbigen noch um desto schwerer.

Fr. Ist es gut, daß die Ehe ein unauflösliches Band sey?

Antw. Es ist der guten Ordnung der Gesellschaft viel daran gelegen, daß diese Verpflichtung lebenslänglich sey. Die Natur schreibt den Eltern Pflichten gegen ihre Kinder vor, ihre Hülfe ist diesen nothwendig und diese Hülfe würde ihnen fehlen, wenn die Ehe nur eine Verbindung auf einige Zeit lang wäre.

Fr. Wird die Ehe durch die Feyerlichkeit der Verbindung noch mehr unauflöslich?

Antw. Noch viel mehr. Ein geheimes und verstohlenes Band würde man leicht zerreissen; wenn es aber in Gegenwart glaubwürdiger Zeugen geknüpft, von der väterlichen Gewalt bevestigt, von den Gesätzen des Staates für gültig erkläret und von der Religion geheiliget wird, so besitzt es alle Kraft und

Gewalt,

Gewalt, deren die menschlichen Dinge fähig sind.

Fr. Wäre es nicht besser, wenn die Ehe nicht unauflöslich wäre?

Antw. Dieß ist eine Frage, deren Entscheidung uns nicht zukömmt; hier ist nur davon die Rede, was man thun soll, um rechtschaffen und gesellschaftlich zu seyn, und wenn die Güte eines Gesätzes auch noch zweifelhaft wäre, so ist es dennoch immer gut, daß man ihm folge, und es würde ein Verbrechen seyn, es zu übertreten, so lang es vorhanden ist.

Fr. Fehler des Charakters, eigensinnige Gemüthsart, gegeneinander streitende Gesinnungen und Empfindungen des Verstandes, der Geiz, die Kargheit eines Mannes, die Verschwendung einer Frau, können erst nach vollbrachter Verbindung erkannt werden und verursachen immer böse Ehen; giebt es kein Mittel, die daraus erfolgenden Unfälle zu erleichtern.

Antw. Kein anders, als die Gedult, und derjenigen Classe von Eheleuten, deren gegenseitiger Haß aus ihren Fehlern entstanden ist, kann man nichts vorschreiben. Sie fehlen gegen die wesentlichste Pflicht, wenn ihnen die Liebe fehlt, wie können sie die andern erfüllen? Wenn es möglich wäre, die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen, so könnte man

ihnen diese anrathen; aber man darf sich nicht einmal mit der Hoffnung schmeicheln, daß diese Hülfsquelle ihnen bleibe. Die Freundschaft zwischen zwey Ehegatten ist die Frucht einer langen Liebe, deren aufwallenden Eifer die Zeit und der Genuß gestillet hat. Aus dieser Schwierigkeit entsteht die Pflicht, einander zu kennen, ehe man sich zusammen verbinde, und einander zu lieben, ehe man sich eine gegenseitige ewige Liebe schwöre.

Fr. Ist es so schwer, einander zu kennen?

Antw. Sehr schwer; diese Schwierigkeit wird dadurch noch grösser, da die äusserliche Gestalt sehr leicht zu der Bestimmung einer Wahl verleiten kann; ihre Betrachtung ist die erste, welche rühret, und, ohne sie für nichts zu rechnen, ist sie die letzte, so man anstellen soll. Die grosse Schönheit nutzet sich sehr geschwind ab, und genug, daß man sie einige Jahr lang besitzt, so ist sie nichts mehr für den Besitzer; aber ihre Gefahren sind von eben so langer Dauer, als sie, und man fühlet die mit ihr verbundenen Beschwerlichkeiten genug. Wenn man sagt, daß sie dem einen Theile Unruhe und dem andern den Fall vorbereitet, so hat man sich in Ansehung dessen, was sie oft allen beiden ist, hinlänglich erkläret.

Fr. Muß man deswegen eine häßliche Gattinn wählen?

Antw.

Antw. Das sage ich nicht. Die häßliche Gestalt, welche Abneigung erregt, ist das größte Unglück in der Ehe; aber ich unterstehe mich, zu behaupten, daß die häßlichste Gestalt, wenn sie nicht ekelhaft wäre, der größten Schönheit vorzuziehen wäre; und zwar deswegen, weil, da beide bald für den Ehegatten verschwinden, die Schönheit ein Hinderniß und die häßliche Gestalt ein Vortheil wird.

Fr. So sage denn, an was sich ein kluger Mann in Ansehung dieses eitlen Vorzuges halte?

Antw. Wenn man die Gestalt wählen kann, ehe man einander liebt und sich verbindet, so muß diejenige, welche mehr Wohlwollen als Liebe einflößt, vorgezogen werden. Sie ist dem einen Theile nicht nachtheilig und der daraus entstehende Vortheil ist allen beiden gleich nützlich. Ein angenehmes und gefälliges Wesen nutzt sich nicht ab und lebt immerfort von neuem auf. Eine rechtschaffene Gattinn, die angenehm und gefällig ist, gefällt nach dreyßig Jahren eben sowohl, wie an dem Tage ihrer Verbindung und eben dieses ist ein Beweis, daß es weise ist, in allem, sogar auch in der Schönheit, den Mittelweg zu ergreifen.

Fr. Haben das Glück, das Vermögen, der Stand kein Recht, bey der Wahl eines

Gatten oder einer Gattinn in Erwägung gezogen zu werden?

Antw. Hierauf antworte ich, daß, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, nur die persönliche Gleichförmigkeit eine Ehe glücklich oder unglücklich machen könne. Die natürliche Anständigkeit hängt von den Kindern ab, und diese sollte den entscheidenden Ausspruch fällen; die Anständigkeit, welche sich auf Gebräuche und Meynungen gründet, hängt von den Eltern ab, und diese entscheidet fast immer. Daher kömmt es, daß man oft eine Frau nimmt, die man nicht liebt, um sich mit einer andern zu Grunde zu richten, gegen welche man noch weniger Hochachtung hat. Daher kömmt der Misbrauch, das Glück so wie die Güter zu verheyrathen. Der Eigennutz ist der schwärmenden Ausschweifung zu Hülfe gekommen und hat gemacht, daß die auf Hochachtung gegründete Liebe verbannet worden ist. Nachdem die angenommene Gewohnheit sie als eine unverzeihliche Schwachheit verworfen hat, so hat man die Regel eingeführet und vestgesetzet, daß man keine andere Frau als aus einem dem seinigen gleichen Stande nehmen solle und diese Gleichheit der Stände ist bis auf die Gleichheit der Güter erstrecket worden.

Fr. Wirket dieser Gebrauch Unglück?

Antw. Er hat gemacht, daß die Liebe in die Romanen verwiesen worden ist und daß

man

man eine Frau nur allein des Genusses wegen liebt. Die Ehen sind meistens nur der Vertrag zwoer freyer Personen, welche darinn mit einander übereingekommen sind, daß sie beysammen wohnen, den nemlichen Namen führen und die nemlichen Kinder erkennen wollen; welche einander gegenseitig die Rechte verkauft haben, die ihre Verbindung dem einen über das andere verleiht; denn derjenige, welcher nur das Glück oder das Vermögen heyrather, ist der Person nichts schuldig. Das einzige Gute, welches solche Arten von Heyrathen verursachen, ist, daß sie den Ehegatten die Kraft verleihen, einander mit kaltem Blute zu begegnen. Wenn das Herz bey dem Namen dessen, was man geliebt hat, klopfte, wenn man bey dem Anblicke desselbigen vor Freuden hüpfte, so würden die Weiber nichts anders mehr thun, als in Ohnmacht sinken.

Fr. So sage denn, was soll man in Ansehung des Vermögens und des Standes thun?

Antw. Wenn ein Mann in einen niedrigern Stand heyrathet, so würdiget er sich nicht herab, sondern er erhebt seine Gattinn; wenn er eine vornehmere Frau nimmt, als er ist, so erniedrigt er sie, ohne sich zu erheben. In einem dieser Fälle ist ein Gutes ohne Uebel, in dem andern ein Uebel ohne Gutes. Dieß ist die Regel.

Fr. Warum sollte mehr Nachtheil in dem einen Falle seyn, als in dem andern?

Antw. Es gehöret zur Ordnung der Natur, daß die Frau dem Manne gehorche. Wenn dieser eine Frau aus einem gleichen oder aus einem niedrigern Stande nimmt, so bleiben die natürliche und die bürgerliche Ordnung einander gleich und alles ist, wie es sich gehöret. So ist es aber nicht ganz, wenn er über seinen Stand hinaus heyrathet. Alsdann setzet sich der Mann in den Fall, entweder sein Recht zu vergeben, oder die Pflicht der Erkenntlichkeit zu verletzen, entweder undankbar oder verächtlich zu werden. Diejenigen, welche diesen Rath nicht befolgt haben, wissen aus der Erfahrung, daß er zu geben und noch besser zu befolgen ist. Wie viele Weiber sind die Tyrannen ihrer Oberhäupter geworden, und wie viele Männer finden, daß sie die auslachenswürdigsten Geschöpfe sind, weil sie diesen Rath nicht befolgt haben! Sie sind in dem Falle jener unglücklichen Günstlinge, welche die Könige in Asien mit den Heyrathen ihrer Familie beehren und quälen. Um bey ihren Weibern zu schlafen, dürfen sie nicht anders als nur unten zu Füssen in das Bette hinein kriechen. Uebrigens, so vorsichtig man auch dabey seyn muß, so ist es doch noch angenehmer, sein Glück einer Gattinn, als jedem andern zu verdanken zu haben; und man mag sagen, was man will, so

wird

wird ein rechtschaffener Mann niemals einen bessern Freund haben, als seine Frau.

Fr. Welches sind die Eigenschaften der Seele, die man suchen muß, ehe man sich in eine Verbindung einläßt?

Antw. Es giebt deren welche, die dem Verstande, andere, die dem Herzen eigen sind. Von den letztern will ich nichts sagen. Ein Herz, welches einer tugendhaften Liebe fähig ist, weiß sie zu verlangen und sie vor allem zu suchen, und für die andern würde der Unterricht überflüssig und vergebens seyn.

Fr. Sind die Fähigkeiten des Verstandes zu verlangen?

Antw. Für beide Geschlechter giebt es nur zwo unterschiedene Klassen, die eine denkender, und die andere nicht denkender Menschen. Dieser Unterschied kömmt von der Erziehung her; denken ist eine Kunst, die, so wie alle andere, gelernt wird. Ein Mann, der denkt, muß keine Frau nehmen, die nicht denkt.

Fr. Warum?

Antw. Weil der größte Reiz der Gesellschaft der seinigen fehlen würde; er würde genöthiget seyn, allein zu denken. Der größte Kummer eines Hausvaters ist unter andern, wenn er in seinem Hause in sich selbst verschlossen ist, und sich niemand darinn verständlich machen kann.

Fr. Dadurch würde man vielen aus dem weiblichen Geschlechte die Ehe auf ewig verbieten?

Antw. Ein Gesätz, welches verböte oder verhinderte, daß diejenigen, welche nicht im Stande sind, ihre Kinder zu erziehen, nicht heyrathen dürften, würde der Gesellschaft nicht unnützlich seyn. Wie kann eine Frau, die des Nachdenkens gar nicht gewohnt ist, dasjenige unterscheiden, was den Pfändern ihrer Verbindung dienlich ist? Sie wird dieselbigen weder zu den Tugenden, welche sie nicht kennet, noch zu dem Verdienste vorbereiten, von welchem sie keinen Begriff hat. Sie wird nichts anders wissen, als nur allein, ihnen zu schmeicheln oder ihnen zu drohen, sie dumm zu machen und zu schlagen, ihnen unverschämte Frechheit oder Furcht beyzubringen; und solche Leute braucht die Gesellschaft nicht. Ich wiederhole es, ein Mann, der wohl erzogen worden ist, soll keine Frau nehmen, die keine Erziehung erhalten hat, oder die von einem Stande ist, in welchem man keine geben kann.

Fr. Diese Regeln sind gut für die reichen Stände. Sie können aber nicht auf die Handswerksleute und auf die Armen bezogen werden?

Antw. Hier ist von einem grössern oder geringern Grade die Rede. Es giebt keinen

Stand,

Stand, in welchem man von der Pflicht, Mensch zu seyn, befreyet wäre, und in welchem man nicht daran arbeiten könnte, ein solcher zu werden. Wer sich gern unterrichten läßt, dem wird es niemals an Mitteln fehlen, in welchem Stande er sich auch befinden mag.

Fr. Ist die Ehe ein so gefährlicher oder ein so glücklicher Stand, daß eine so grosse Vorsicht dabey nöthig sey?

Antw. Er ist der gefährlichste und zugleich der glücklichste Stand, in welchen Sterbliche auf Erden treten können. Keine Freude, kein Kummer ist mit derjenigen oder mit demjenigen zu vergleichen, so das Herz rühren, und es giebt keine, wie ich schon angemerkt habe, die es auf eine so zärtliche oder auf eine so gefährliche Art rühren, als, die Empfindung, zu lieben und geliebt zu werden, zu hassen oder gehaßt zu werden — Zwey Ehegatten, die einander geliebt haben, weil sie einander tugendhaft befunden haben, werden einander so lang lieben, als sie fortfahren, es zu seyn, und sogar ihre Verbindung selbst ist für ihre anhaltende Beständigkeit und für ihr Glück Bürge. Nichts muntert mehr zum Guten auf, als ein geliebtes Muster, welches dasselbige ausübt.

Fr. Sie können doch wenigstens durch Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten in ihrer Glückseligkeit gestöret werden?

Antw. Die Liebe und die Vereinigung wird sie zwar nicht gegen Unglücksfälle in Sicherheit setzen, das weiß ich wohl, dieses Schicksal werden sie mit den übrigen Menschen gemein haben; aber sie wird das Gefühl ihrer Unglücksfälle beträchtlich vermindern. Die Liebe besitzt die sonderbare Kraft, zwey Herzen, die sich gut zusammenschicken, das Leiden leichter und das Vergnügen rührender zu machen. Indem sie ihren Kummer einander mittheilen, trägt jedes nur noch die Helfte und ihre Zufriedenheit hingegen verdoppelt sich bey der Theilnehmung.

Fr. Worauf schränken sich die Pflichten der Ehegatten ein?

Antw. Sie sollen sich nicht in eine Eheverbindung einlassen, ohne zu lieben und geliebt zu werden, sie sollen dieser Liebe Stärke und Dauer verleihen, indem sie dieselbige gebrauchen und sie auf die Tugend gründen; sie sollen aus den Eigenschaften des Herzens und des Verstandes die Bewegungsgründe zur Verbindung und die Mittel zum Genusse der Vereinigung schöpfen; sie sollen ihr ganzes Leben hindurch eben so sehnsuchtsvoll zu gefallen, eben so sorgfältig darauf bedacht seyn,

nicht zu beleidigen, als wenn es darum zu thun wäre, erst um die Annehmung ihrer Zärtlichkeit anzusuchen; sie sollen das Recht, Liebe zu fodern, dadurch erwerben, daß sie daran arbeiten, solche zu verdienen; sie sollen mehr das angenehme und gefällige Wesen, als die Schönheit in Erwägung ziehen, um ihre Verbindung zu bestimmen, und das Vereinigungsband immer dem Schutze der Liebe überlassen. Dazu sind die Ehegatten verpflichtet, und nichts kann sie von dieser Pflicht lossprechen. Wenn unter ihnen die Zärtlichkeit, die Ehre und die sorgfältige Gefälligkeit herrschen, so bin ich Bürge für die Glückseligkeit ihres Lebens; wenn ihnen eine dieser beiden letztern Bedingungen fehlet, so wird ihr Leben nicht mehr so angenehm seyn; fehlt ihnen aber die erste, so wird ihnen sicher und gewiß ihr Leben zur Last werden.

29. Von den Eltern.

Fr. Welche sind die Pflichten der Eltern gegen ihre Kinder?

Antw. Sie zu lieben, zu regieren, zu belohnen oder zu strafen; dieß ist alles, was ein Vater oder eine Mutter zu thun hat.

Fr. Warum machst du den Eltern ein Gebot daraus, daß sie ihre Kinder lieben sollen.

Antw. Es ist allerdings schimpflich für die Natur, dasjenige vorzuschreiben, was sie sich scheuet zu sehen, daß es unterlassen wird; aber es werden zuweilen Ungeheuer gebohren; und ein Vater ohne Liebe gegen seine Kinder ist ein solches Ungeheuer. Daher kömmt es, daß man grausame und boshafte Väter gesehen hat, die sich zu Tyrannen aufgeworfen, ihre Kinder mit einem eisernen Scepter beherrschet, ihnen das Leben, das sie ihnen gegeben haben, unerträglich gemacht, und sie gelehret haben, sie zu hassen.

Fr. Wenn soll die Erziehung ihren Anfang nehmen?

Antw. Mit uns. Unser erster Lehrmeister ist unsere Amme. Von dem ersten Augenblicke des Lebens an muß man lernen zu verdienen, daß man lebe.

Fr. Die erste Erziehung der Kinder gehöret also den Müttern zu?

Antw. Ja; wenn der Vater der Natur gewollt hätte, daß sie den Männern zugehören sollte, so würde er ihnen Milch gegeben haben, um die Kinder zu nähren.

Fr. Diese erste Erziehung ist die wichtigste, und wenn man dieselbige den Müttern

anvertraut, wird sie nicht verdächtig seyn? Man sagt, diese verderbten ihre Kinder?

Antw. Hierinn haben sie Unrecht; aber vielleicht weniger, als der Vater, der sie verderbt; die Mutter will, daß ihr Kind glücklich seyn soll, und daß es zu allen Zeiten, jeden Augenblick glücklich seyn soll; und hierinn hat sie Recht; wenn sie sich in Ansehung der Mittel irret; so muß man sie eines bessern belehren. Der Ehrgeitz, die Habsucht, die Härte, die falsche Vorsicht der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre Unempfindlichkeit sind den Kindern weit nachtheiliger, als die blinde Zärtlichkeit der Mütter.

Fr. Ist den Müttern daran gelegen, ein wachsames Auge auf die Erziehung zu halten?

Antw. Der Erfolg davon ist ihnen weit wichtiger, als den Vätern. Alle können ihre Gatten verlieren, und die Wittwen befinden sich der Willkühr ihrer Kinder überlassen, und alsdann lassen diese sie nachdrücklich im Guten oder im Bösen die Wirkung der Art, wie sie dieselbigen erzogen haben, empfinden.

Fr. Ist die Mutter verbunden, zu nähren, und der Vater, an der Erziehung seines Sohnes zu arbeiten?

Antw. Dieß ist eine für beide unvermeidliche Pflicht. Jedes, so sich davon befreyen

zu können glaubt, wenn es im Stande ist, solche selbst zu erfüllen, hat weder das Herz eines Vaters, noch die Brust einer Mutter. Keine Augenblicke des Lebens werden besser zugebracht, als diejenigen, welche man zu diesen wichtigen Pflichten anwendet, und es giebt keine heiligere Pflichten, als diejenigen, welche dem menschlichen Geschlechte Menschen, der Gesellschaft gesellschaftliche Mitglieder, und dem Staate Staatsbürger geben sollen. Das menschliche Geschlecht, die Gesellschaft und das Vaterland klagen immer gegen die Eltern, welche sie vernachlässigen.

Fr. Warum sollten sie gegen dieselbigen klagen?

Antw. Weil sie nothwendiger weise dabey verlieren müssen, wenn diese Pflichten durch andere erfüllt werden. Ein lebendiger Körper leidet jeden Augenblick einen immerwährenden Verlust seiner Wesenskraft; wenn dieser Verlust bey einem Kinde durch eine fremde Milch ersetzet wird, so wird es dadurch nothwendiger weise in einen neuen Menschen verwandelt und umgeschaffen; die Milch, welche es eingesogen hat, war nicht für seine Hülfsglieder gemacht; sie ist also nicht so nützlich gewesen, wie die mütterliche; seine Leibesbeschaffenheit hat darunter gelitten, und die Gesundheit, die es in seiner Mutter Leibe genoß, ist an der

Brust,

Brust einer um Lohn gedungenen Mutter geschwächt worden. Hernach hat diese Umbildung einen Einfluß auf sein Herz haben können, da der Körper und die Seele so sehr von einander abhängen; wer weiß, ob es nicht aus eben dieser Ursache einst ein Niederträchtiger, ein Betrüger, ein Bösewicht werden wird? sollte auch nur allein die Gefahr, ein solcher zu werden, drohen, so würden die Natur, die Gesellschaft und das Vaterland sich schon über die Mutter zu beklagen haben, die ihn gebahr. Sie haben aber noch weit mehr Ursache zu seufzen, wenn der Mann, dessen Frau die Frucht ihrer Verbindung zu nähren verschmähet hat, dieselbige zu erziehen verschmähet. Er zahlt einen andern dafür, damit dieser des erstern Pflichten erfülle; giebt aber das Geld seinem Sohne einen Vater? Er giebt ihm keinen Herrn; einen Bedienten giebt er ihm, der einen zweyten aus ihm machen wird, und der, wenn er die Gelindigkeit der Verfahrungsart merket, einst die Art und die Gesinnung desselbigen fortpflanzen wird.

Fr. Es giebt viele Ammen, die gesunder sind, als die Mütter, und viele Lehrmeister, die mehr wissen, als die Väter?

Antw. Ich weiß nicht, ob ein Kind bey diesem Tausche hat gewinnen können; aber ich weiß, daß es dabey hat verlieren können.

Wenn

Wenn es einer geborgten Mutter und einem besoldeten Lehrmeister überlassen wird, so ist immer zu befürchten, sie möchten ihre Sorgfalt nach dem Gewinne, den sie davon erwarten, abmessen. Alles ist gut, so wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge kömmt; alles artet unter den Händen des Menschen aus; kann man wohl Vorsicht genug gebrauchen, damit der Mensch nicht noch mehr unter den Händen des Menschen ausarte?

Fr. Um jedes zu seinen ersten Pflichten zurückzuweisen, muß man also mit den Müttern den Anfang machen?

Antw. Ja; alles kömmt nach und nach von dieser ersten Verderbniß her. Wenn eine Mutter ihre Kinder nicht würdiget, sie zu nähren, so wird die moralische Ordnung gestöret, der natürliche Trieb erlischt in allen Herzen, in dem Innersten eines Hauses ist alles kraftlos und ohne Leben; der rührende Anblick einer entstehenden Familie hat keinen Reitz für einen Ehemann, und flößt den Fremden wenig oder gar keine Achtung ein; man hat weniger Ehrerbietung gegen eine Mutter, deren Kinder man nicht sieht; da sind weder Vater noch Mutter, noch Brüder, noch Schwestern mehr; kaum kennet man daselbst einander und die Liebe ist alda nur vorhanden, um darüber zu seufzen, daß sie daselbst

seyn

seyn sollte. (*) Hingegen wenn die Gattinn Mutter ist, wird der Mann wieder Ehegatte, die Natur erwachet von neuem, der Staat wird wieder bevölkert, und dieser letzte Punct allein vereiniget alles zusammen. Die beständige Zuneigung des Ehegatten, die kindliche Zärtlichkeit, die Achtung, die Ehrerbietung anderer Leute, eine standhafte Gesundheit, das Vergnügen, sich von ihren Töchtern nachgeahmt und diese den Töchtern anderer zum Muster vorgestellet zu sehen, dieß sind die Wirkungen der ersten Pflicht der Mütter.

Fr. Du ziehst die Mutter in Ansehung fast aller Unglücksfälle der Gesellschaft zur Verantwortung?

Antw. Ich nicht; die Natur und GOtt fodern Rechenschaft deswegen von ihnen. Eine wachsame Mutter hält die Leidenschaft ihrer Kinder in ihrer Hand; sie besitzt Mittel, das Verlangen zum Lernen in ihnen zu erregen und zu unterhalten; so lang sie in ihnen keinen Saamen des Lasters zeugen, muß sie dieselbigen

---

(*) Eben aus dieser Ursache wendet man zum Nachtheil des Geschlechtes den Reiz an, der zur Vermehrung desselbigen gegeben worden ist. Wenn eine Frau ihre Kinder nicht nähren will, so höret sie auf, welche machen zu wollen, und die Folge ist natürlich; so bald der Stand einer Mutter zur Last fällt, so sucht man sich davon zu befreyen.

gen ohne Eigensinn anwenden, wenn sie auch keinen erwünschten Erfolg davon sehen sollte. Ich habe einen solchen Begriff von der ersten Entwickelung der Vernunft, daß ich behaupte, daß davon fast alle Gründe des Lebens abhängen; und die Vernunft verleitet mich, zu versichern, daß eine Mutter, welche diese Pflicht erfüllet, wenn sie ihre Kinder auch nicht immer zu den Wissenschaften anführen kann, welches nützlich wäre, dieselbigen doch immer weise und gut machen könne, welches nothwendig ist. Da hingegen eine um Lohn gedungene Erziehung die Kinder in den Vorurtheilen, den Misbräuchen, den Lastern der Gesellschaft ersäuft und in ihnen die Natur erstickt, ohne etwas an die Stelle zu setzen.

Fr. Vorausgesetzt also, eine Mutter nehme sich der Sorge für ihre Kinder an, was muß sie thun in der Zeit, da sie heranwachsen?

Antw. Derjenige, welcher das Gute und das Böse dieses Lebens am besten zu ertragen weiß, hat sicherlich die beste Erziehung erhalten.

Fr. Also besteht die Erziehung des heranwachsenden Alters nicht so wohl in Vorschriften, als in Uebungen?

Antw. Unstreitig. Der unruhige und in immerwährender Bewegung stehende Geist der

Welt

Welt kehret jeden Augenblick alles unter und über; daher entsteht die Nothwendigkeit der wirksamen Thätigkeit und der Misbrauch, ein Kind zu erziehen, gleichsam als wenn es niemals aus seiner Stube kommen, und immer von seinen Leuten umgeben seyn oder von seiner Hofmeisterinn begleitet werden sollte. Wenn es nur einen Schritt auf der Erde thut oder eine Stufe hinabtritt, so schreyt man und hält es für verloren; also lehret man es nicht, die Mühseligkeit zu ertragen, sondern man übt es darinn, sie zu empfinden.

Fr. Aber muß man nicht auf die Erhaltung seines Kindes bedacht seyn?

Antw. Dieß ist nicht genug; man muß es lehren, sich, als Mensch, selbst zu erhalten, die Fälle des Schicksals zu ertragen, sich über Reichthum und Elend hinauszusetzen, wenn es nöthig ist, in Laplands Eisgebirgen und auf dem brennenden Sande in America zu leben.

Fr. Besteht nicht die erste Erziehung darinn, daß man den Charakter bilde?

Antw. Es giebt Charaktere, die sich fast in den Windeln zeigen, und Kinder, die man auf dem Schooße ihrer Amme ausstudiren kann; andere hingegen, die sich nicht so geschwind entwickeln. Die erstern machen eine besondere Klasse aus; sie schwingen sich mit dem Anfange ihres Daseyns empor; wenn man den

Verstand der andern bilden wollte, ehe man ihn kennet, so würde man sich der Gefahr aussetzen, das Gute, das die Natur gemacht hat, zu verderben, und an deren statt noch übler zu thun.

Fr. Es giebt also keine Art der ersten Erziehung, die für alle gemein wäre?

Antw. Ueberhaupt muß man den Charakter ausstudiren, ehe man ihn bildet; man muß warten, bis er sich zeigt, ihm Gelegenheit geben, wo er sich zeigen kann, und lieber gar nichts thun, als etwas unüberlegt vornehmen.

Fr. Warum ist es besser, gar nichts zu thun, als auf eine unrechte Art oder zur unrechten Zeit zu thun?

Antw. Weil manches Genie Flügel, das andere Fessel erfodert; das eine will angetrieben, das andere zurückgehalten seyn; dieses will geschmeichelt, jenes in Furcht gesetzt werden; viele fodern Erläuterung; andere müßte man beynahe zu dummen Thieren machen. Mancher Mensch ist dazu gebohren, die Kenntnisse bis auf den letzten Punct zu treiben, da es hingegen andern sogar nachtheilig seyn würde, wenn sie lesen könnten.

Fr. Es giebt also kein Formular, welches man auf alle beziehen könnte?

Antw. Nein; wenn man keine Rücksicht auf die wunderbar manchfaltige Verschieden-

heit

heit des Verstandes nimmt, so ist man in Gefahr, den meisten einen schädlichen und übel angebrachten Unterricht zu ertheilen, und sie desjenigen Unterrichts zu berauben, der für sie schicklich seyn würde. Wie viele grosse Eigenschaften der Seele vertilgt man nicht, um äusserlich scheinbare und kleine an deren Stelle zu setzen. Eine Verfahrungsart der ersten Erziehung, die sich auf alle beziehen liesse, angeben oder vorschreiben, heißt, die Kunst angeben, verdienstlose Menschen zu bilden, die nur allein wegen ihrer Schwachheit und Unnützlichkeit merkwürdig sind.

Fr. Es ist also nicht darum zu thun, den natürlichen Trieb eines Kindes zu zwingen und seinen Charakter zu ändern?

Antw. Um seinen Charakter zu ändern, müßte man das Temperament ändern, von welchem er abhängt, und wie soll man es dazu bringen? Alles, was dabey zu thun ist, besteht darinn, daß man gleich anfangs das Herz gegen das Laster und den Verstand gegen den Irrthum verwahre, daß man das eine zur Tugend und den andern zur Wahrheit leuke, daß man jene mit dem ersten Feuer ihrer Seele und diese mit dem ersten Funken ihrer Vernunft vermenge; dieß ist die einzige allgemeine Regel, die es giebt, um an der Bildung eines Menschen den Anfang zu machen.

Fr. Diese Erziehung ist verneinend, weil man vielmehr vorbeugen und verwahren, als lehren und unterrichten muß?

Antw. Man nenne sie, wie man will. Wenn man weise Menschen bildet, sollte man auch damit anfangen, nichts zu thun, so würde man schon ein Wunder der Erziehung gewirkt haben.

Fr. Muß man nicht vernünftig mit den Kindern sprechen, anstatt zu stammeln, um sich ihnen durch Herablassung begreiflich zu machen?

Antw. Man muß sie zuerst in den Stand setzen, daß sie die Sprache der Vernunft verstehen, dieser Vernunft gewissermassen einen Körper geben, um sie ihnen fühlbar zu machen und die Sprache des Verstandes durch das Herz dringen lassen, damit dieses seine Stimme hören lasse. Frostige Schlüsse machen, daß man sich zu Meynungen entschließt, aber sie wirken keine Thaten; sie machen glauben, aber nicht handeln; man erweiset, was man denken, aber nicht was man thun soll. Dieß ist eine Wahrheit für erwachsene Menschen, noch mehr aber für Kinder.

Fr. Muß man die Kinder beschäftigen?

Antw. Der Müßiggang ist für sie die am meisten zu befürchtende Gefahr.

Fr.

Fr. Was sollen sie denn lernen?

Antw. Das, was sie thun müssen, wenn sie groß sind, nicht aber solche Sachen, die sie vergessen sollen.

Fr. Unter allen Seelenkräften, die sich entwickeln, ist das Gedächtniß die erste; mit was muß man dasselbige beschäftigen?

Antw. Mit allen den Begriffen, welche einige Beziehung auf den Zustand des Menschen haben, mit allen denjenigen, welche mit seinem Glücke in einigem Verhältnisse stehen, ihm seine Pflichten zu erkennen geben und ihm zur Hülfe dienen sollen, damit er sich während seinem Leben auf eine seines Wesens würdige Art betrage. In der Wahl seiner Gegenstände, in der Sorgfalt, ihm unaufhörlich diejenigen, die er kennen muß, vor Augen zu stellen, besteht die Kunst, die erste seiner Seelenkräften zu bilden. Diese Kenntnisse werden zu seiner Erziehung in seiner Jugend und zu seiner Verhaltung zu allen Zeiten dienlich seyn und wenn sie ihm in seiner Jugend weniger Bewunderung verschaffen, so werden sie ihm, wenn er groß ist, mehr Ehre erwerben.

Fr. Das Kind erinnert sich an alles, was es sieht; von allem, was es höret, wird es gerührt; man sollte also nur lauter solche Sachen vor ihm reden, welche sich auf seine Bildung beziehen?

Antw. Eben deswegen, weil es sich die Handlungen und die Reden der Menschen gleichsam in einem Archive aufbewahret, weil es sein Gedächtniß mit allem, was es umgiebt, bereichert, muß man ihm kein anders Buch geben, als das Buch seiner Pflichten. Wenn alles das, was er sieht oder höret, schon ein Buch für es ist, so muß man ihm niemals ein anders geben, als das Buch der Rechtschaffenheit und der Tugend.

Fr. Welches ist das Mittel, Kinder zu belohnen? Kann man ihnen nicht z. E. Putz und Schmuck versprechen?

Antw. Unter allen Verfahrungsarten ist diese die schädlichste. Man lehret sie, ausgesuchte Pracht lieben; wie schön läßt dieß, wie hübsch steht jenes, sagt man zu ihnen, wenn sie geputzt sind, und man sollte ihnen gerade im Gegentheile zu verstehen geben, daß so vieler und grosser Putz nur dazu diene, Fehler und Mängel zu verbergen, und daß der wahre Triumph der Schönheit darinn bestehe, daß sie durch sich selbst glänze; daß die Kleider nicht wir sind, daß man nur durch die Person gefalle. Man hat müssen ihren Geschmack ausstudiren, und diesen nur in soweit begünstigen, als er den Umständen des Vermögens und der Ehre nicht nachtheilig werden kann. Dieß ist das Mittel, sie zu belohnen.

Fr.

Fr. Also ist es eine schlechte Art, die Kinder zu strafen, daß man ihnen mit Kleidern von groberm Zeuge, wenn sie nicht lernen, oder mit Bauernkitteln und Bettlerslappen drohe, wenn sie ihre Kleider zerreissen?

Antw. Nichts ist schädlicher. Es ist eben so, als wenn man zu ihnen sagte: wisset, daß der Mensch nichts ist, als nur durch seine Kleider; daß euer Werth und euer Verdienst gänzlich in den eurigen bestehe. Das heißt sie lehren, nur den Putz hochzuschätzen und den Mensch nur nach dem äusserlichen Scheine zu beurtheilen. Die Art, sie zu strafen, besteht darinn, daß man sie der Belohnungen, von welchen so eben die Rede gewesen ist, beraube und sie empfinden lasse, daß diese Beraubung nur noch der geringste mit dem Fehler verbundene Schimpf ist.

Fr. Es giebt welche, die sich nicht ohne Schläge ziehen lassen?

Antw. Ich bin versichert, daß es nicht ein einziges giebt, welches nicht die Ruthe oder den Stock dem Schimpfe vorzöge, wenn man es gelehret hätte, was schamroth werden heißt; und der Beweis, daß alle fähig sind, es zu lernen, ist, da kein einziges sich befindet, welches nicht lieber sechs Schläge in Abwesenheit, als drey in Gegenwart seiner Schulgefehrten aushielte. Die Schläge und der Stock prägen

Furcht ein; aber sie werden niemals Liebe zum Guten noch Haß gegen das Böse einflössen. Wenn man sich enthält, Uebels zu thun, blos allein deswegen, weil die Züchtigung auf das Vergehen folgt, so sucht man nur, ungesehen zu bleiben, um sich zur Begehung desselbigen zu entschliessen. Wehe den Vätern, welche ihre Kinder nur mit Geisseln ziehen, sie werden niemals etwas anders aus ihnen bringen, als dumme Thiere, welche, da sie mit ihnen gleiche Denkungsart bekommen, eben so handeln, die Schande des Menschen fortpflanzen und die Vernunft auf ewig in der Vergessenheit erhalten werden.

Fr. Sind die Verrichtungen des Vaters und der Mutter bey der Erziehung der Kinder nicht verschieden; du scheinst, sie für einerley zu halten?

Antw. Sie sind sehr verschieden, und ich halte sie nicht für einerley. Die Pflicht des einen ist nicht die Pflicht der andern.

Fr. Wer hat sie von einander unterschieden?

Antw. Die Natur. Diese scheint besonders der Mutter die Sorge für ihren Körper und die Erhaltung ihres thierischen Wesens angewiesen zu haben. Das Geschäft des Vaters ist edler; die Sorge für das denkende Wesen ist ihm anvertraut.

Fr. Du hast die Pflichten des ersten Alters gut erwiesen; nun bleibt dir noch übrig, die Pflichten des reifen Alters zu zeigen?

Antw. Wenn ein Vater und eine Mutter keine verdrüßliche, zornige noch mürrische Mine bey Erfüllung ihrer Pflichten gezeigt, noch den Kindern Furcht gegen die ihrigen eingeprägt haben, so werden sie ihnen leichtlich die Freuden und den Grund ihrer mit der Erfüllung ihrer Pflichten verbundenen Rechte zeigen; sie werden zu ihnen sagen: liebet, um geliebt zu werden; machet euch liebenswürdig, um glücklich zu seyn; erwerbet euch Hochachtung, um Gehorsam zu erhalten; verschaffet euch Ehre, um geehret zu werden; und sie werden ihnen glauben. Die jungen Leute werden einsehen, daß diese Rechte schön und verehrungswürdig sind, daß sie dem Manne werth sind, wenn die Frau sie geltend zu machen weiß, daß man nicht das hohe Alter erwarten müsse, um sie zu genieſſen. Ein junges Frauenzimmer wird sehen, wie ihre Herrschaft mit ihren Tugenden und ihre Regierung mit ihren Reizen anfängt; und die Sanftmuth und die Bescheidenheit, welche sie ihr erworben hat, wird ihr noch zur Erhaltung derselbigen dienen.

Fr. Ist es nicht gut, daß man junge Leute erniedrige und demüthige, um ihrem Stolze vorzubeugen, und daß man ihnen Begriffe

von dem Himmel beybringe, um sie von der Erde abzuziehen?

Antw. Allzu erhabene und allzu niedrige Begriffe sind auf gleiche Weise unzulänglich und können nicht beysammen bestehen; es gehöret eine den Seelenkräften des Geschlechtes und des Alters angemessene Vernunft dazu. Die Betrachtung der Pflicht ist nur in so weit mächtig und kräftig, als man Bewegungsgründe damit verbindet, welche dazu antreiben, sie zu erfüllen.

Fr. Aus allem dem, was wir von den Pflichten der Väter und der Mütter gesagt haben, folgt, daß es dreyerley Gattungen derselbigen gebe; die einen betreffen den gottesfürchtigen Mensch, die andern den gesellschaftlichen Mensch, und die letzten den Mensch, als Staatsbürger betrachtet. Beschreibe eine jede derselbigen genauer insbesondere?

Antw. Der Vater muß bedenken, daß der Mensch, da er durch seinen Stand verpflichtet ist, von seinem Urheber abzuhängen, seinem Kinde durch alle mögliche Mittel und Wege Ergebung gegen ihn einflössen müsse. Er muß ihm bey dem ersten Gebrauche seiner Vernunft helfen, sich dem Willen GOttes zu unterwerfen; er muß es lehren, seine herrschende Macht zu verehren, seinem Worte zu glauben, sich seiner Güte anzuvertrauen, seine Gerechtigkeit zu fürchten, sich seiner Weisheit zu

über-

überlassen, seine Ewigkeit zu hoffen. Dieß ist für GOtt.

Fr. Und für die Gesellschaft?

Antw. Es muß nachdenken; das Licht der geheiligten Fackel, welche es zu GOtt auf den schönen Wegen der Tugend und der häßlichen Strasse des Lasters geführet hat, wird ihm die eine zeigen, um sie zu lieben und zu erwerben, und das andere, um es zu verabscheuen und zu fliehen. Wenn sein Kind zu diesen Kenntnissen gelangt ist, so muß er es lehren, daß die Tugend ewig daure, und daß es sein Leben auf alle Zeiten erstrecken solle, indem es dasselbige durch ihre Vorschriften anfeuert; daß es seine Begierden eher als die Ordnung der Welt verändern werde; daß es seine Gedanken, da dieselbigen in seiner Macht stehen, zu GOtt oder zum Nutzen seines Gleichen wenden solle; daß es sich mit dem Nothwendigen begnügen, die übertriebenen Ausschweifungen fliehen und sein Glück einzig und allein an die Tugend heften solle. Ist sein Kind ein Regent, so wird er zu ihm sagen: „Du wirst über die Körper „noch mehr durch Sanftmuth als durch Ge„walt, und über die Herzen durch die Zärt„lichkeit herrschen; wenn dein Tron auf dem „Gewissen deiner Unterthanen errichtet ist, so „werden deine Pflichten auf ihren Bedürf„nissen geschrieben stehen.„ Bestimmt der

Stand sein Kind zum Staatsrathe oder nähert er es den Grossen, so wird er ihm den Muth einflössen, sie zu erinnern, „ daß sie ihre Macht „ vom Schwachen her haben, daß, wenn es „ keine Dürftige gegeben hätte, GOtt der „ Welt keine Beherrscher gegeben haben würde, daß sie GOtt von dem Glücke der Völker Rechenschaft schuldig sind, und daß das „ Blut oder die Thränen, welche die Gerechtigkeit nicht vergiessen läßt, die Natur beleidigen und einen Rächer verheissen. „ Ist sein Kind arm, so muß sein Beyspiel es lehren, sich zu trösten und sein Betragen muß zu ihm sprechen: „ der Muth bey Widerwärtigkeiten „ verleiht dem Ruhme des Gerechten einen „ neuen Glanz, indem er ihn über seine Unglücksfälle siegen läßt. „ Endlich in welchem Stande sich auch sein Kind befinden mag, muß er ihm vorstellen, wie nothwendig es sey, dem Gesätze des Schicksals zu gehorchen, zu bedenken, daß die abwechselnde Veränderung desselbigen alles das, was es giebt, nehmen könne, zu unterscheiden, wem man Gehorsam, wem man Dienst, wem man Schutz, wem man Hülfe, wem man willfähriges Nachgeben schuldig sey; daß Gerechtigkeit gegen alle Pflicht sey, daß das Laster den Himmel beleidige, dessen Gerechtigkeit errege und zu deren Vollziehung diene. Dieß ist für die Gesellschaft.

Fr. Wie ziehst du aus diesen Grundsätzen die Erfüllung alles dessen, was der Gesellschaft dienlich ist?

Antw. Wenn die Liebe zu diesen Grundsätzen einmal eingeflößt ist, so ist es leicht, zu überzeugen, daß die Freygebigkeit nicht arm und die Mäßigkeit nicht krank mache; daß die Sanftmuth den Zorn nicht entzünde und daß die Demuth den Stolz nicht anfache; daß die Gedult keinen Streit errege und daß die Bescheidenheit nicht zu einem heftigen Eifer reize; daß die Menschenliebe von Menschen nichts übels rede und daß die Aufrichtigkeit dieselbigen nicht hintergehe; daß die Vergebung der Beleidigungen keinen Haß fortpflanze und daß eine Seele, die mit dem, was sie besitzt, zufrieden ist, die Güter eines andern weder verlange noch raube.

Fr. Was bleibt nun noch für den Staat zu thun übrig?

Antw. Den Kindern einzuprägen: „Daß „man, sobald man gebohren wird, an den Rech„ten der Staatsbürger Antheil nehme; daß „das Herz den ersten Seufzer, nach jenem gen „Himmel, dem Vaterlande schuldig sey; „daß sie ihr einzelnes Wesen niemals anders, „als in seinen Beziehungen auf den Staats„körper, betrachten und ihr Daseyn, so zu „reden, nur als einen Theil des seinigen an„sehen sollen; daß das Vaterland eine zärt-

„liche

» liche Mutter sey, von welcher der Staats-
» bürger unschätzbare Güter erhalte; daß sie
» gegen solche nicht anders erkenntlich seyn
» können, als durch ihre Liebe und durch das
» Verlangen, demselbigen sogar mit Gefahr
» ihres Blutes und ihres Lebens zu dienen. »
Diejenigen Menschen, welche Vaterherz genug besitzen, diese Sorge zu übernehmen, haben die heiligsten Pflichten erfüllt, die ein Sterblicher dem Himmel darbieten kann, sie haben gottesfürchtige und gesellschaftliche Menschen, Vertheidiger und Väter des Vaterlandes gebildet, dessen wahre Kinder sie gewesen sind.

Fr. Ein Vater ist also sehr strafbar, wenn er diese Pflichten nicht erfüllet?

Antw. Jeder Mensch, der diese dreyfache Schuld entrichten kann und nicht entrichtet, ist eine niederträchtige und verachtungswürdige Seele.

Fr. Es giebt viele Menschen, die nicht vermögend sind, sie zu entrichten?

Antw. Derjenige, der die Pflichten eines Vaters nicht erfüllen kann, hat kein Recht, Vater zu werden; weder Armuth, noch Arbeiten, noch menschliche Ehrfurcht befreyen ihn von der Pflicht, seine Kinder zu ernähren und sie selbst zu erziehen. Man kann es mir auf mein Wort glauben, jeder, der so heilige

Pflichten verabsäumet, wird früh oder spät seinen Fehler desto bitterlicher beweinen, da er niemals einen Trost dagegen finden wird.

Fr. Es giebt viele Umstände, da der Vater die Erziehung seines Sohnes nicht über sich nehmen kann?

Antw. Ich weiß es und ich bedaure einen solchen Vater. In seiner Verfassung hat er kein anders Mittel, als sich einen Gehülfen beyzulegen, einen Mann, der mehr sein Beystand, als der Hofmeister seines Sohnes sey?

Fr. Worinn müssen die Eigenschaften dieses Gehülfen bestehen?

Antw. Die erste ist, daß er kein feilgebotener Mann sey. Es giebt Verrichtungen, die so edel sind, daß man sie nicht für Geld thun kann; und unter diese Anzahl gehöret die Erziehung. Ein Hofmeister ist eine erhabene Seele; um einen Mensch zu bilden, muß man Vater oder selbst mehr als Mensch seyn. Indessen wird diese Verrichtung unbesorgt Taglöhnern anvertrauet.

Fr. Es ist also vergebens, einen ächten mit Geld zu suchen?

Antw. Das Genie läßt sich um keinen Preis anschlagen, die Zuneigung noch weniger; und die Einsichten eines Lehrmeisters erfodern Genie, so wie der Eifer eines Vaters

einen

einen Freund. Beides gehöret dazu, um ein Hofmeister zu seyn. Nichts macht mehr bereuen, daß ein Vater die Erziehung nicht selbst über sich nimmt, als seine Wahl, um seine Stelle zu ersetzen.

Fr. Es giebt also viele schlechte Hofmeister?

Antw. Es giebt deren noch mehr gute, als es Väter giebt, die eine Wahl zu treffen wissen. Sie nehmen ihre Verrichtungen so oft unter den Augen eines Thoren vor, daß sie immer noch gut genug sind, um den Sohn dem Vater gleich zu machen. Indem man ein Kind einem Hofmeister anvertrauet, empfielt man ihm die Gelindigkeit, man weiset ihm mit der Bestimmung des Zöglings an, was er zu thun hat, das heißt, man sagt zu ihm: Machen Sie aus ihm das und das, in Ansehung des übrigen ist wenig daran gelegen, ob er in Rücksicht dessen ein Mensch sey.

Fr. Kann ein Vater, der sein Kind lieb hat, nicht anempfehlen, daß man ihm nichts zu leid thue?

Antw. Ja; aber er soll nicht anempfehlen, daß man seinem Eigensinne nachgebe. An so elenden Merkmaalen erkenne ich die Liebe eines Vaters nicht. Ich werde sie weit besser an der Sorgfalt wahrnehmen, welche

er

er dafür trüge, daß seine Beurtheilungskraft gebildet, sein Verstand ausgeschmückt, seine Seele erhoben und ihm gute Sitten beygebracht werden. Indem man es umarmt, indem man es belustiget, zeigt man ihm seine ganze Zärtlichkeit, und eben deswegen geht man nicht weiter.

Fr. Ein Vater soll also auch alsdann noch ein wachsames Aug auf sein Kind haben, wenn er schon ein gute Wahl getroffen hat, um seine Stelle zu ersetzen?

Antw. Wenn er einen Engel an seine Stelle gesetzt hätte, so bleibt er doch immer Vater; dieß heißt genug gesagt.

Fr. Sollen die Eltern sorgfältig bedacht seyn, ihre Kinder nicht in der Wahl ihres Standes zu zwingen?

Antw. Wenn sie ihre Pflicht erfüllet haben, bis das Kind das Alter erreicht hat, in welchem es einen Stand wählen soll, so werden sie denjenigen, welcher sich für dasselbige schickt, leicht entdeckt haben, und es wird ihnen eben so wenig Mühe kosten, es zu bewegen, daß es ihn selbst wähle. Durch ihre aufmerksame Sorgfalt haben sie sich die Liebe ihrer Kinder erworben, und, da diese nur geniessen dürfen, um glücklich zu seyn, so werden sie nicht an gefährliche Verbindungen denken; sie werden sich nicht, um sich dem väterlichen

lichen Joche zu entziehen, einer Person, die sie nicht kennen, in die Arme werfen, und noch weniger an jene einsame Orte fliehen, welche ein frommer Eifer der Langenweile und sehr oft der Reue gewidmet hat.

Fr. Was muß bey den Verbindungen ihrer Kinder ihr Wegweiser seyn?

Antw. Die Ehre und die Tugend, ohne die Liebe ihrer Kinder zu vergessen. In der Eheverbindung heyrathet man die Güter nicht, sondern die Person; bey Ehrenstellen muß man nicht die Ehre, sondern die Fähigkeiten, sie würdig zu versehen, und den Muth, die Schwierigkeiten zu übersteigen, zum Augenmerk haben.

Fr. Sind sie nicht verbunden, in allem ihren Kindern das Beyspiel der Tugenden zu geben?

Antw. Darauf müssen sie am alleraufmerksamsten seyn. Mancher Vater wird der Verderber eines Sohnes, dessen Wegweiser und Stütze er auf dem Wege der Sitten gewesen wäre. Mancher andere, berechtiget durch heftige Regungen und wollüstige Ausschweifungen Leidenschaften, die er durch das Beyspiel der Mässigkeit zurückgehalten haben würde. Ein dritter bedienet sich des geheiligten Vaterrechtes, nur um seinen Betrug, seine Feindschaft und seine Laster in seiner Familie

fort-

fortzupflanzen, und seine Kinder zu unglücklichen Erben aller der Leidenschaften zu machen, deren Beyspiel sie vor sich gehabt haben. Die Gesinnungen einer Mutter sind immer die sichern Bürgen der Gesinnungen einer Tochter. Wenn die erstere die Ehre in der Sittsamkeit, die Pflicht in dem Wohlstande, die Schande in der Leidenschaft und das Verdienst in der Weisheit suchet, so wird die Tochter unfehlbar durch die Nachahmung derselbigen die Tugenden ihres Geschlechtes erlangen; in der vesten Ueberzeugung, daß sie, sobald sie aufhörete dieselbige nachzuahmen, ihre Pflichten verlassen würde, erniedriget sie sich nicht durch verhaßte Nachahmungen, welche ihr Geschlecht und das unserige entehren würden.

Fr. Gieb den kurzen Inbegriff der Pflichten der Eltern an?

Antw. Die Natur hat die Verrichtungen des Vaters von den Verrichtungen der Mutter unterschieden; das Amt des einen ist nicht das Amt der andern. Der Körper scheint besonders die Sorgfalt der einen und die Seele die Sorgfalt des andern zu erfodern. Wenn der Vater es bey der erstern bewenden läßt, so ist er strafbar; wenn die Mutter solche nicht übernimmt, so verdienet sie Verachtung. Die Kinder lernen weit mehr, als sie denken, und sie denken weit weniger, als sie lieben; alles,

was sie denken oder lieben werden, wird in allem dem bestehen, was sie von ihren Eltern gelernt haben; sie sind nicht sie selbst, wenn sie in die Hände der Erzieher kommen, und wenn sie diese verlassen, so sind sie alles das, was man sie gelehret hat. Eine Ursache für den Vater, ihnen die Liebe gegen GOtt und ihres gleichen einzuflössen, ihnen nach diesem die Liebe zum Vaterlande beyzubringen; sie zu lehren, daß dieses nicht ohne Freyheit, die Freyheit nicht ohne die Tugend und die Tugend nicht ohne die Staatsbürger bestehen könne; daß dasselbige sonst, von dem Oberhaupte und den Grossen eines Staates an gerechnet, aus Bösewichtern und aus Sklaven zusammengesetzt seyn würde; hierauf schränken sich in wenig Worten die Pflichten des Vaters gegen einen Sohn ein. In Ansehung der Personen des weiblichen Geschlechtes, muß, nach GOtt, ihre ganze Erziehung sich auf die Personen des männlichen Geschlechtes beziehen, ihnen zu gefallen, ihnen nützlich zu seyn, ihre Hochachtung, ihre Verehrung und ihre Liebe zu erwerben; sie, wenn sie jung sind, zu erziehen, sie, wenn sie groß sind, zu versorgen, ihnen zu rathen, sie zu trösten, ihnen das Leben angenehm zu machen; dieß sind die Pflichten der Personen des weiblichen Geschlechtes in allen Zeitpuncten, und dieß muß man sie schon von Kindheit an lehren. Ohne ihnen

un-

unaufhörlich zu sagen: seyd klug und weise, muß man es ihnen zum wichtigen Vortheile machen, solches zu seyn, sie den Werth der Weisheit einsehen und dieselbige lieben machen, und diesen wichtigen Vortheil nicht ferne von ihr suchen; sondern ihnen solchen im nemlichen Augenblicke und auf der Stelle in den verschiedenen Verhältnissen ihres Alters zeigen; wenn die Väter sie gelehret haben, nichts weichliches noch niederträchtiges an sich zu leiden; wenn die Mütter sie gelehret haben, sogar den Gedanken des Uebels zu vermeiden; wenn beide sie gelehret haben, wohlthätig zu seyn und die Wahrheit allem vorzuziehen; wenn, anstatt ihnen zu sagen: habt die Unglücklichen lieb, sie diejenigen, die es waren, mit Hülfe versorgt, wenn sie unter ihren Augen ihr Vermögen einem unterdrückten Freunde aufgeopfert haben, noch ehe sie ihnen riethen, den Besitz eines solchen zu verdienen; wenn sie ihnen endlich ihren Muth gegen die Widerwärtigkeiten und gegen die Wohlfahrt des Vaterlandes gezeigt und sie durch die That gelehret haben, was Sanftmuth, Großmuth, Gerechtigkeit, Mitleiden und Liebe ist, so werden sie sich schmeicheln können, ihre Pflichten erfüllt zu haben. Bey den beiden Geschlechtern die Tugend durch die Vernunft, und das Glück durch die Ausübung derselbigen beyzubrin-

bringen, darauf schränkt sich die ganze Pflicht der Eltern ein.

30. Von den Kindern.

Fr. Welches ist die erste Pflicht der Kinder?

Antw. Die Liebe. Das Kind ergiebt sich, um dem Vater zu gefallen, der Tugend, und aus Liebe zur Tugend liebt es seinen Vater zärtlich.

Fr. Giebt es keine zweyte Pflicht, die der erstern gleich kömmt?

Antw. Ja, und diese ist der Gehorsam. Ein gutgeartetes Kind ist folgsam, aus der Ursache, weil es seinen Vater liebt, und weil es von ihm geliebt wird.

Fr. Wie ist dieser Gehorsam beschaffen?

Antw. Er ist kein Gehorsam eines Sklaven gegen einen gebieterischen Herrn. Er ist eben so unumgänglich nothwendig, aber er muß willkührlich seyn und aus dem Herzen kommen.

Fr. Warum sagst du, daß der Gehorsam eines Kindes nicht der Gehorsam eines Sklaven seyn soll?

Antw. Weil die verbindende Pflicht desselbigen nicht so allemein ist, daß sie nicht einer

Er-

Erlassung fähig wäre. Man muß einem Vater sogar auf Kosten des Eigennutzes gehorsam seyn, niemals aber darf man es auf Kosten der Ehre seyn.

Fr. Giebt es nicht eine allgemeine Regel, wenn man gegen seine Eltern eine unmschränkte Liebe und Ehrfurcht hegen solle?

Antw. Ja, wenn sie mit einem untadelhaften Lebenswandel ein Vaterherz verbinden. Alsdann sind die Kinder versichert, daß sie ihnen niemals etwas befehlen werden, welches der Tugend und der Vernunft zuwider wäre.

Fr. Aber sie haben Fehler an der übeln Laune, an dem Verstande, an dem Charakter, sie widersetzen sich immer dem Willen der Kinder?

Antw. Lauter eitler Vorwand der Undankbarkeit. Dieß ist ein Zeichen, daß diese Kinder nur das Böse wollen. Fallet ihnen zu Füssen, harte und undankbare Herzen, umarmet ihre Knie; sie sind tugendhaft, sie lieben euch; wenn ihr diesen Rechtsgründen eure Liebe und eure Ehrfurcht versagt, sind sie wohl alsdann ungerecht, wenn sie die ihrige in Haß verwandeln?

Fr. Worauf ist die kindliche Liebe besonders gegründet?

Antw. Auf die Dankbarkeit; die Eltern sind oder sollen die ersten Wohlthäter der Kin-

der seyn. Sie lassen sie für die Tugend gebohren werden, und diese haben ihnen alles, was sie zu erwerben im Stande sind, zu verdanken.

Fr. Der vornehmste Grund der kindlichen Liebe ist also nicht der, weil sie von den Eltern das Leben erhalten haben.

Antw. Nein. Angenommene Tugenden, oder die Liebe zum Guten, ein Vermögen und die Liebe zum Vaterlande, Wissenschaften oder die Mittel, welche zu erwerben, sind wichtigere Bewegungsgründe, als sogar das Daseyn selbst, welches sie uns gegeben haben. In der Handlung, welche uns das Wesen verliehen hat, haben sie mehr sich einander selbst geliebt als Rücksicht auf uns genommen; bey ihrer elterlichen Sorgfalt sehen sie mehr auf unsere Bedürfnisse, als auf ihre Freuden; in diesem zweyten Falle werden sie von der Tugend geleitet, welche in dem erstern nur mit ihrem Bedürfnisse verbunden ist. Wenn man einen Vater nur allein deswegen lieben müßte, weil er Vater ist, so müßte man die Liebe für alle die Lust verdoppeln, die er ohne uns genösse.

Fr. Wenn Kinder keine eifrige Neigung gegen diejenigen bezeigen, von welchen sie das Leben erhalten haben, wenn sie ihren Wünschen nicht zuvorkommen, wenn sie ihre Meynungen nicht annehmen, so ist es also nicht

immer eine Ursache, sie ohne weitere Untersuchung zu tadeln?

Antw. Nein, gar nicht. Wenn sie auf dem Pfade der Ehre und der Tugend wandeln, so hat ihr Kaltsinn eine rechtmässige Ursache zum Grunde; wenn die Aufführung und die Sitten des Vaters nicht ganz unsträflich sind, so haben die Kinder schon eine Vertheidigung für sich.

Fr. Aber ein Vater hat nichts für seine Kinder vernachlässigt, er hat Schweis, Nachtwachen, Gesundheit aufgeopfert; er hat sogar die Kräften seines Lebens erschöpft, um das Glück des ihrigen zu gründen; indessen wird er doch nicht von ihnen geliebt?

Antw. Ich habe so eben die unfehlbare Regel angegeben, um zu urtheilen, ob die Kinder Ungeheuer sind, oder ob der Vater blind ist. Die Klagen des letztern sind nur alsdann gerecht, wenn er nicht vergessen hat, sie zu lehren, wie sie leben sollen, und sie beweisen nichts besser, als den Vorzug der Erziehung vor den Reichthümern. Er muß sich aber nicht über ihre Gleichgültigkeit wundern, wenn er ihnen den Hang zur Tugend nicht eingeflößt hat. Vielleicht aus Furcht, sie möchten nur halblasterhaft werden, hat er sie im Wohlleben ersäuft, und solches für das einzige Mittel, glücklich zu seyn, gehalten; seine Kinder haben es eben so lieb als er, und,

wenn sie ihren Vater nicht lieben, so ahmen sie ihn wenigstens doch nach.

Fr. Wenn auch ein Vater es verabsäumt hätte, seinen Kindern Tugend und Ehre einzuprägen, so sind diese dadurch doch noch nicht von der Pflicht befreyet, ihn zu ehren?

Antw. Es giebt keinen Fall im ganzen Leben, da die Kinder sich davon befreyen könnten. Sie müssen ihm alle gefällige Dienste und Pflichten erzeigen, deren sie fähig sind. Moses selbst hat in seinem Gesätzbuche den Nachkömmlingen Jakobs hierinn keine Schranken gesetzt; und der Beweis, daß er ein nicht von Zeiten und Umständen abhängendes Gebot ertheilte, ist, daß er sagt: ehre deinen Vater und deine Mutter. Er sagt nicht: liebe sie.

Fr. Verursacht das Alter keine Veränderungen in den Pflichten eines Kindes gegen seinen Vater?

Antw. Ja. In der Kindheit ist es ihm einen unumschränkten Gehorsam schuldig. Da es keiner Untersuchung fähig ist, so hat es auch nichts zu untersuchen. In dem auf die Kindheit folgenden Alter sind ihm ehrerbietige Vorstellungen erlaubt; wenn aber dieselbigen nichts ausrichten, gesetzt auch, sie wären gerecht, so hat es kein anders Mittel zu ergreifen, als den Gehorsam. Wenn es das mannbare Al-

ter erreicht hat, so höret es zwar nicht auf, Kind zu seyn, aber es ist der rechtmässige Richter seiner Handlungen. Es ist seinem Vater ehrerbietiges Nachgeben, aber keinen blinden Gehorsam schuldig. Die Gesätze selbst haben diesem vorgesehen; das Vaterland untersuchet die Sitten und die Aufführung eines Volljährigen, er gehöret mit in die Klasse der Staatsbürger, und in einem monarchischen Staate wird der König sein Vater.

Fr. Ist ein Kind verpflichtet, seinem Vater Hülfe und Beystand zu leisten?

Antw. Hierinn ist die Natur den Gesätzen zuvorgekommen und hat ihre Macht bis auf die Tyger erstrecket. Nach dem Name: Gatte ist kein zärtlicherer in dem Munde eines Menschen, als der Name: Vater, wenn es nicht vielleicht der Name: Mutter ist. Wehe dem Kinde, welches die Süssigkeit desselbigen nicht empfindet! noch mehr wehe dem Vater, welcher solche zu empfinden verhindert! Nichts geht über das Vergnügen, die Last eines alten Vaters oder einer alten Mutter mit seiner Liebe oder mit seinen Wohlthaten zu erleichtern. Ein unter der Bürde der Jahre gebeugter Vater ist ein Gott, der befielt; seine gebrechliche Schwachheit beruft sich auf alle die Sorgen, die er seinem Sohne in dessen Kindheit häufig erwiesen hat, und in diesem Alter

fühlet er am stärksten den Werth, wohl gethan zu haben.

Fr. Wie soll man einem Vater oder einer Mutter, die bedürftig sind, gefällige Dienste erzeigen?

Antw. Die erste Bedingung ist, daß man ihre Zärtlichkeit nicht beleidige; die zweyte, daß man es so einrichte, daß ihre Bekümmerniß und ihre Unruhe die Hülfe nicht vergiften, die man ihnen verschafft. Die verschonende und behutsame Achtung ist bey der Freundschaft vorgeschrieben; bey der kindlichen Liebe ist sie noch nothwendiger.

Fr. Soll sich ein reiches Kind eines armen Vaters schämen?

Antw. Die Tugend schämet sich nur dessen, was böse ist. Die Armuth eines Vaters ist nur alsdann verunehrend, wenn sie die Frucht seiner schlechten Aufführung ist. Uebrigens ist es in Ansehung der Tugend und kindlichen Liebe ein Widerspruch, daß ein Kind reich und ein Vater arm sey. Die in Arbeit und gesittetem Leben grau gewordenen Haare eines Vaters sind die schönste Zierde in dem Hause eines Sohnes, und dieser soll nie stolzer seyn, als wenn er solche als eine Folge einer langen Reihe von untadelhaften Lebenstagen vorzeigen kann. Belisar in zerrissenen Lappen würde einem Sohne Ehre gemacht haben,

wenn

wenn dieser auch Beherrscher der ganzen Welt gewesen wäre.

Fr. Welches ist das Mittel, zu beweisen, daß man gegen einen alten Vater Liebe und Ehrfurcht hege?

Antw. Man muß ihm allen Kummer verheelen, den er nicht ändern kann; man muß ihm von lauter solchen Sachen reden, die vermögend sind, seine Sinnen wieder von neuem zu beleben; man muß ihm alles anvertrauen, wo sein Rath nützlich seyn kann, ohne seine Zärtlichkeit zu beunruhigen. Ein Landmann, der bey seiner Zurückkunft aus dem Felde seinem Vater die gute Beschaffenheit des Erdbodens, seine Sorgfalt, denselbigen anzubauen, seine Hoffnung auf die Erndte anrühmet, erinnert ihn an seine glücklichsten Jahre und stellet ihm wieder das Bild der furchtbaren Furchen vor, die ihm Ueberfluß verschafften. In dem Augenblicke, da die Freude seines Sohnes sich sichtbar zeiget und aus seinen Reden hervorbricht, scheint es dem Greisen, als gieng er hinter seinen trägen Ochsen her und sein Herz wiederholt ihm das Andenken, wie seine dankbare Stimme den Himmel segnete. Was mußte August, der Beherrscher der Welt, die er erobert hatte und selbst regierte, empfinden, wenn seine Enkel, die er schwimmen und schreiben gelehret hatte, ihm im Wasser oder mit der Feder in der Hand zuriefen: Dieß hast

du uns gelehret. Grosse Männer unserer Zeiten! eure grossen Geschäften verschafften euch niemals so sanfte Augenblicke, als die Belustigungen dieser guten Leute.

Fr. Wenn dieß alle Pflichten sind, welche ein Kind zu erfüllen hat, so erstrecken sie sich nicht sehr weit?

Antw. Es ist nicht möglich, sich in alle Umstände einzulassen, in welchen ein Vater, eine Mutter und ein Kind sich befinden können. Keiner derselben entgeht der Fackel der kindlichen Liebe; die Liebe sucht sie auf und die Ehrfurcht heiliget sie, wenn die erstere sie ihr gezeigt hat (*).

31. Von den Herrschaften.

Fr. Wen nennest du Herrn?

Antw. Jeden Mensch, unter dessen Befehlen andere stehen, und besonders jeden Hausvater, der Gesind hat.

Fr. Wo soll die Ordnung eines Hauses ihren Anfang nehmen?

Antw.

(*) Nach dem, was schon gesagt worden ist, hat man nicht nöthig, von den Pflichten der Geschwister zu reden. Man schreibt nicht für diejenigen, welche einander hassen, und die andern werden sie alle erfüllen, indem sie einander lieben.

Antw. Damit, daß man darinn niemand anders, als ehrlichen Leuten Aufenthalt gestatte, welche weder die geheime Begierde, noch die schädliche Fähigkeit besitzen, diese Ordnung zu stören.

Fr. Schicken sich die Dienstbarkeit und die Ehrlichkeit so gut zusammen, daß man hoffen könne, unter dem Gesinde ehrliche Leute zu finden?

Antw. Um solche zu haben, muß man sie nicht sowohl suchen, als vielmehr erst dazu bilden. Nur ein rechtschaffener Mann versteht die Kunst, ehrliche Leute zu ziehen.

Fr. Was muß der Herr thun, um das Gesind so zu ziehen, wie er es haben will?

Antw. Diese Kunst ist ganz natürlich und leicht. Er darf sich ihm nur so zeigen, wie er ist.

Fr. Woher kömmt es, daß er aus ihm machen kann, was er will, wenn er sich unverstellt zeigt?

Antw. Weil das Gesind, wenn es ihn niemals etwas thun sieht, das nicht recht und billig wäre, die Gerechtigkeit nicht für den Tribut des Armen, noch für das Joch des Unglücklichen, noch für ein Elend seines Standes hält; der Gehorsam seines Gesindes ist alsdann weder mürrisch noch unwillig. Es hat Ehrfurcht gegen seine Herrschaft und dienet ihr

aus Zuneigung und hält sich nicht sowohl für um Lohn gedungene Aerme, als vielmehr für verehrungswürdige Werkzeuge.

Fr. Was macht das Gesind grob und frech?

Antw. Die Vertraulichkeit und die Fehler; diese aber machen die Herrschaften noch weit mehr verächtlich, als jene. Das grobe und freche Betragen des Gesindes ist ein Beweis, daß der Herr mehr lasterhaft als schwach ist, denn nichts macht dasselbige verwegener, als wenn es die Laster seiner Herrschaft weiß. Alle diejenigen, welche es an ihr kennet, sind lauter Befreyungen von dem Gehorsam gegen einen Mann, gegen welchen sie keine Ehrfurcht haben können.

Fr. Man kann also oft von dem Betragen und dem Verhalten des Gesindes auf die Sitten der Herrschaft schliessen?

Antw. Diese Regel trügt fast niemals. Das Gesind handelt so, wie die Herrschaft denkt und besonders, wenn es die Geheimnisse derselbigen weiß. Ausserdem daß es die Herrschaft seine Verschwiegenheit theuer bezahlen läßt, so verräth es ihre Grundsätze, indem es dieselbigen auf eine ungeschickte Art ausübt.

Fr. Das Beyspiel der Herrschaft ist also stärker, als ihre Gewalt?

Antw.

Antw. Ja, und zwar in allem. Es ist nicht natürlich, daß ihr Gesind ehrlicher seyn wolle, als sie.

Fr. Was ist daran gelegen, ob man von seinem Gesinde verachtet werde, wenn man nur von demselbigen gut bedienet wird?

Antw. Dieß ist unmöglich. Die dem äusserlichen Scheine nach genaue und richtige Bedienung ist nicht Bürge dafür, daß nicht der Herrschaft insgeheim tausenderley Nachtheil zugefüget werde; sie verbirgt nur die Quelle desselbigen. Uebrigens wo ist der Mensch, dem so wenig an der Ehre gelegen wäre, daß er die Verachtung aller derer, die ihn umgeben, ertragen könnte? Wo ist eine Person des weiblichen Geschlechtes, die der Ehrbarkeit so weit entsagt hätte, daß sie gegen Beleidigungen unempfindlich wäre? Viele Personen beiderley Geschlechtes, welche glauben, daß sie in hohen Ehren gehalten werden, würden voller Verzweiflung in Thränen zergehen, wenn sie hören, was man von ihnen in ihrem Vorzimmer spricht.

Fr. Ist es für die gute Ordnung in einem Hause nicht wichtig, daß das Gesind von verschiedenem Geschlechte wenig Gemeinschaft mit einander habe?

Antw. Sehr wichtig. Die vertraulichen Bekanntschaften unter zweyerley Geschlechtern stiften selten etwas Gutes und fast immer Böses.

ses. Aus den geheimen Zusammenkünften, welche unter ihnen gehalten werden, entstehen die meisten Unordnungen in einer Haushaltung; wenn eine Magd dem Knechte gefällt, so verführt er sie auf Kosten der Herrschaft; immer entstehen zwischen Leuten von zweyerley Geschlechte jene geheime Monopolien, welche die reichesten Familien zu Grunde richten. Die Herrschaft ist also sowohl um ihres eigenen wohl verstandenen Vortheils willen, als aus Ursachen der Sitten und der Ehrbarkeit verpflichtet, auf den unsträflichen Lebenswandel seines Gesindes ein wachsames Auge zu halten.

Fr. Ist die Herrschaft dem Gesinde nicht eine gewisse Achtung schuldig?

Antw. Sie ist ihm noch mehr, sie ist ihm Sorgfalt schuldig. Das Gesind verkauft nicht sowohl seine Dienste, es kauft eigentlich Brod. Mancher, von welchem man glaubt, daß seine Seele feil sey, seufzet darüber, daß er gezwungen ist, seine Aerme zu vermiethen.

Fr. Das Gesind ist also ehrenswürdig?

Antw. Sie sind Menschen; dieß ist ihr Recht, Ehrerbietung zu verlangen. Wenn es welche giebt, die so tief herabsinken, daß sie keine Menschen sind, indem sie die Arbeit und die Erde scheuen, welche ihre Aerme fodert, so machen diese gewiß nicht die größte Anzahl aus und verdienen nicht einmal die Verachtung rechtschaffener Leute.

Fr.

Fr. Muß man in Ansehung der Anzahl des Gesindes vorsichtig und behutsam seyn?

Antw. Sehr vorsichtig. Alle diejenigen, welche man zuviel hat und die nicht unumgänglich nothwendig sind, sind ein gestolenes Gut, so man der Erde raubt, als welche niemals Aerme genug hat, um angebauet zu werden, sie sind ein Schimpf, den man dem Menschengeschlechte dadurch anthut, daß man es bis zur Dienstbarkeit erniedrigt. Uebrigens muß man wenig Leute haben, um gut bedient zu werden. Ein Bürger zieht mehr Dienste von einem einzigen Bedienten, als ein Herzog von zehn Herren, die um ihn herum sind.

Fr. Ist ein Herr verbunden, sein Gesind zu unterrichten und unterrichten zu lassen?

Antw. Er ist der Vater seines Gesindes und dadurch ist schon gesagt, was er für dasselbige seyn soll. Je mehr das Glück und ihre Unfälle ihnen versagt haben, desto mehr ist er ihnen schuldig. Das Vaterland macht auf ihre Sitten und auf ihre Fähigkeiten wieder einen Anspruch, als auf sein Eigenthum, und wenn sie für dasselbige unnütz sind, so klagt es die Herren an, welche ihm nicht zuvorgekommen sind.

Fr. Welche ist die erste Pflicht des Gesindes?

Antw. Der Gehorsam und die Treue. Ein unlenksamer Bedienter ist ein Betrüger.

Er verkauft sich, um zu gehorchen. Ein untreuer Bedienter ist ein Meineidiger; seine Dienste werden nicht anders als nur unter dem Eide der Treue angenommen.

Fr. Soll das Gesind verschwiegen seyn?

Antw. Eben aus der Ursache, weil es getreu seyn soll, soll es nicht gegen die Verschwiegenheit fehlen. Die Herrschaft, welche ihm die Zunge bindet, hat allein das Recht, ihm solche wieder aufzulösen. Ein Geheimniß entdecken ist ein eben so grosses Verbrechen, als Geld zu entwenden oder durchzubringen; die Beschaffenheit des erstern kann dasselbige sogar noch unendlich grösser machen.

Fr. Worinn besteht die Ehrfurcht, welche das Gesind gegen seine Herrschaft hegen soll?

Antw. Die Ehrfurcht muß nach dem Stande des Herrn, nach dessen Tugenden und besonders nach der Sorgfalt berechnet werden, welche er für das Wohl seines Gesindes trägt. Ein Herr aus der niedrigsten Klasse, welcher aufmerksam und zärtlich gegen seinen Bedienten ist, bezahlet nichts desto weniger dessen Dienste und vermehret seine Rechte; dadurch wird die Achtung erworben.

Fr. Soll das Gesind arbeitsam seyn?

Antw. Ganz natürlich. Die Herrschaft kauft seine Arbeit, und, wenn es müssig geht, so stiehlt es alles das, was es nicht thut, und alles das, was es hätte thun können. Es

ver-

verpflichtet sich, für alle die leidigen Folgen zu stehen, die sein Müssiggang nach sich ziehen könnte.

Fr. Worauf lassen sich alle Pflichten der Herrschaft und des Gesindes einschränken?

Antw. Auf die Wohlthätigkeit, auf die Gelindigkeit, auf das gute Beyspiel von Seiten der erstern; auf den Gehorsam, auf die Treue und auf den Eifer von Seiten des letztern.

---

32. Von den Feinden der Gesellschaft.

Fr. Was verstehst du durch die Feinde der Gesellschaft?

Antw. Diejenigen, welche sich den Gesätzen derselbigen am meisten widersetzen; diejenigen, welche sie in ihren Grundsätzen angreifen und die Tugend derselbigen am meisten verhöhnen.

Fr. Dieß sind nicht die Meuchelmörder, die Vergifter, die Strassenräuber?

Antw. Nein; es sind die Menschen, welche den Lastern ganz ergeben sind, zum Laster verführen oder noch zu bösern Thaten verleiten. Jene schändlichen Mittel, welche die Geburt der Menschen verhindern und die Natur betrügen; jene viehischen Triebe, welche ihr

Werk schänden und welche den unvernünftigen Thieren unbekannt waren; jene geheime Erstickungen der Geburten, Früchten der schändlichen Wollust und der lasterhaften Ehre; jenes Aussetzen oder Umbringen der Kinder, welche die Schlachtopfer der wilden und grausamen Schande ihrer Mütter sind; die Verstümmelung jener Unglücklichen, deren Nachkommenschaft Gefängen oder der viehischen Eifersucht einiger Menschen aufgeopfert wird; alle diejenigen, welche sich mit diesen schrecklichen Greueln beflecken, beleidigen GOtt und die Natur, und sind die größten Plagen der Gesellschaft, so wie der größte Beweis des Verderbens.

Fr. Unter allen diesen Lastern habe ich den ehelosen Stand nicht nennen hören?

Antw. Derjenige, welcher im ehelosen Stande lebt, begeht nicht immer ein Verbrechen gegen die Gesellschaft; ob es gleich scheint, daß jeder, der einen Vater hatte, verbunden sey, wieder Vater zu werden, so ist doch diese Pflicht nicht allen insgemein auferlegt; sie hängt für jeden Menschen von dem Stande ab, in welchen ihn das Schicksal gesetzt hat. Der ehelose Stand ist nur unerlaubt für die wahrhaft nützlichen Menschen, den Feldbauer, den Landmann ꝛc. ꝛc. Er sollte denjenigen anbefohlen werden, welche, nachdem sie verheyrathet sind, das Menschengeschlecht bis in sei-

ner

ner Quelle angreifen, welche in dem heiligsten Bande die Stimme der Natur nicht eher anzuhören wagen, als erst nachdem sie die Glücksumstände zu Rathe gezogen haben, und deren Enthaltsamkeit endlich zu einer strafbaren Vorsicht, und die Weigerung, ihres gleichen das Leben zu geben, zu einer Handlung der Menschenliebe wird. Zu allen diesen rechne man noch diejenigen, welche man dafür bezahlt, daß sie nichts thun, und die auf Kosten der andern leben, so wird man alle Menschen beysammen haben, welchen der eheloſe Stand mehr als erlaubt seyn sollte. Der Staat wird durch die vielfältige Vermehrung solcher Unterthanen, die ihm zur Last sind, oder durch die Verbindung solcher Leute, welche die Natur betrügen, indem sie dieselbige beleidigen, nur entvölkert.

Fr. Aber sind diejenigen, deren Stand die eheliche Verbindung verbeut, keine Feinde der Gesellschaft?

Antw. Nein. Wenn sie dem Menschengeschlechte keine Stützen verleihen, so geben oder sollen sie doch dem Vaterlande Unterthanen geben; und das eine ist wohl so gut, als das andere. Wenn es welche giebt, die die Staatsbürger verderben oder ärgern, so ist die Verachtung, welche sie verdienen, ein Beweis, daß das Vaterland durch die Beschaffenheit ihres Standes vielmehr noch gewinnt.

Fr. Wie können sie Staatsbürger geben?

Antw. Durch ihre Einsichten, durch ihren Eifer, durch ihr Beyspiel. Auf diese Art sind sie, indem sie die Pflichten ihres Berufs erfüllen, denjenigen noch nützlich, welche sie verläumden, und rächen sich für die Schärfe der Gesätze dadurch, daß sie den Mangel durch ihre Tugenden ersetzen.

Fr. Es giebt deren so viele, welche müssig unnütz sind?

Antw. Sie sind deswegen nur desto strafbarer. Jeder Mensch, der auf Kosten der andern lebt, ist ihnen an Arbeit den Werth seiner Unterhaltung schuldig; dieß gilt für alle ohne Ausnahme; desto mehr aber für diejenigen, welche vollkommener seyn sollen. Derjenige, welcher im Müssigange das Brod ißt, das er nicht verdient hat, stielt es.

Fr. Der müssige Mensch ist also ein Feind der Gesellschaft?

Antw. Arbeiten ist eine unvermeidliche Pflicht; reich oder arm, mächtig oder schwach, bekannt oder einsam, ist jeder müssige Staatsbürger ein Betrüger.

Fr. Was soll man endlich von jenen Weltbürgern denken, welche in der Ferne in ihren Büchern solche Pflichten aufsuchen, welche sie um sich herum zu erfüllen verschmähen? Manscher

cher liebt die Hottentotten, um sich von der Liebe gegen seine Nachbarn loszumachen?

Antw. Diejenigen, welche dazu ermahnen, dasjenige zu thun, was sie sagen, und nicht was sie thun, sagen eine grosse Ungereimtheit. Jeder, der nicht thut, was er sagt, sagt es niemals recht. Die Sprache des Herzens, welche rühret und überzeugt, fehlet ihm. Also verjagte Sparta die Männer, welche eine unnütze Gelehrsamkeit besassen, aus seinen Mauern, dahingegen ein Tyrann zu Athen die Werke des Königes der Dichter zusammensammelte. Endlich sind die Grundsätze der Gesellschaft dem Herzen des tugendhaften Menschen eingeprägt. GOtt selbst hat die Hand der Natur geleitet, und der göttliche Gesätzgeber der Christen hat sich nicht gescheuet, die Regel davon zu verkündigen: thut das Gute und fliehet das Böse. Der Mensch, welcher dieser Regel folgt, erfüllet seine Pflicht gegen die Natur, und der Lohn seiner Treue ist, daß er sich bis in den Schoos ihres Vaters erhebt.

Glaubensbekenntniß des Menschen.

Ich glaube an GOtt den Vater der Natur, den Urheber der Ordnung, den Richter meiner Handlungen, den Belohner der

Tugend. Die Ausübung des Guten macht den Anfang der Glückseligkeit aus, die er mir vorbereitet, und meine Seele, welche ihr Leben jenseit der Zeiten hinaus erstrecket, fodert mein Gewissen auf, um die Pforten der Ewigkeit zu öfnen. Meine Leidenschaften legen mir Fessel an, welche meine Reue zerbricht; und der Misbrauch derselbigen setzet mich in eine Verfassung, die mich erniedrigt. Die Ehre erhebt mich und die Achtung meines Gleichen erhöhet mich noch mehr. Die Wohlthätigkeit macht mein Daseyn angenehmer, und die Liebe und die Freundschaft verdoppeln dasselbige. Mein Herz hüpft vor Freuden bey den heiligen Namen: Gatte, Vater, Sohn, Bruder und ich sehe den Frieden und seine Palmen die geheiligten Pflichten, die sie auferlegen, begleiten. Ich empfinde, daß es ein Glück seyn würde, Mensch zu seyn, sogar aus Eigennutz, und ich danke GOtt segnend dafür, daß ich es nach Grundsätzen bin.

Zwey-

Zweyter Theil.

Jam fides & pax & honos pudorque
Priſcus, & neglecta redire virtus
Audet; apparetque beata pleno
Copia cornu.

Horat.

Von den Pflichten des Staatsbürgers.

1. Von dem Staatsbürger.

Frage.

Was iſt der Staatsbürger?

Antwort.

Er iſt ein Menſch, der den Geſätzen eines Staats unterworfen iſt und unter der Aufſicht derſelbigen lebt.

Fr. Welches iſt die erſte Eigenſchaft eines Staatsbürgers?

Antw. Ein Mensch zu seyn. Seine Tugenden setzen die gesellschaftlichen voraus, und der Staatsbürger ist in Ansehung des Menschen, was das Vortreffliche in Ansehung des Guten ist.

Fr. Nach diesem Grundsatze würde ein Staat die Vollkommenheit der Natur seyn?

Antw. Er sollte es seyn. Der beste Staat ist derjenige, der sich am nächsten an den Gesätzen der Natur hält.

Fr. Aus der nemlichen Ursache ist also der beste Staatsbürger derjenige, welcher der tugendhafteste ist?

Antw Dieß ist so wahr, daß der Heldenmuth in dem Patriotismus es auch in der Tugend ist; niemals hat man gesehen, daß ein lasterhafter Mensch ein wahrer Staatsbürger war.

Fr. Ist das, was du hier sagst, nicht ein paradoxer Satz? kann ein ruhmsüchtiger nicht dem Vaterlande dienen?

Antw. Er wird seiner Ruhmsucht dienen, der Dienst des Staates ist nicht in seinem Herzen. Dieß ist der Staatsbürger nicht.

Fr. Er soll also sehr uneigennützig seyn?

Antw. Der wahre Staatsbürger ist ein Mensch, der sein selbsteigenes Daseyn abgelegt hat, und nur in Beziehung auf den Regent und auf die Gesätze vorhanden ist; der

sich

sich nicht für ein einzelnes Wesen, sondern für einen Theil des Ganzen hält, und dieses Ganze ist das Vaterland.

Fr. Der Staatsbürger ist also weder Marius, noch Moritz?

Antw. Nein. Er ist ein Mann, der das Vaterland ohne Rücksicht auf sich selbst lieb hat. Das Ich und der Egoismus sind eiskalt für sein Herz. Sully wünschte in seiner Landesverweisung Frankreichs Wohlfarth mit brünstigem Eifer, zu der nemlichen Zeit, da derjenige, welcher das Scepter dieses Reiches führete, dessen Dienste vergaß. Dieß ist der Staatsbürger — Ein Lacedämonischer Sklave kömmt aus der Spartanischen Armee zurück, eine Spartanerinn, welche fünf Söhne darunter hatte, fragt ihn zitternd, wie die Schlacht ausgefallen wäre, welche das Schicksal der Republik entscheiden sollte. „Eure Söhne sind umgekommen — „elender Sklave, darum frage ich dich nicht — „wir haben gesiegt.„ Die Mutter hebt die Hände gen Himmel auf und eilet in den Tempel, um den Göttern zu danken. Dieß ist die Staatsbürgerinn.

Fr. Sollte wohl die Liebe zum Vaterlande eine so grosse Macht besitzen?

Antw. Das Herz, welches sie entzündet, glühet von jenem feurigen und erhabenen Eifer,

ser, der in der reinesten Tugend nicht funkelt, wenn diese von jener getrennet ist. Diese Liebe zum Vaterlande wirket so viele unsterbliche Thaten und verschafft so viele grosse Männer, deren uralte Tugenden für Fabeln gehalten werden, seitdem man die Liebe lächerlich zu machen gesucht hat.

Fr. Ist diese Liebe eine Pflicht?

Antw. Ja. Das Vaterland liebt uns, nähret uns, beschützet uns, vertheidigt uns; dieß sind seine Rechte, um Liebe zu fodern, und darinn bestehen seine Ansprüche auf unsere Zärtlichkeit.

Fr. Aber sehr oft belohnet es die Dienste nicht, die man ihm erweiset? noch öfters ist es undankbar?

Antw. Ich weiß es; aber jeder, der sich ihm widmet, muß voraussetzen, daß die Vergeltung nicht in seinem Vermögen stehe; denn was er für dasselbige wagt, ist unschätzbar; er muß noch mehr thun; er muß sich gefaßt machen, es undankbar zu finden, aus der Ursache, weil, wenn das Opfer, welches er ihm bringt, nicht großmüthig wäre, er ein Thor seyn würde.

Fr. Man muß ihm also nicht aus Absicht auf Belohnung dienen?

Antw. Nein. Eine um Lohn gedungene Ergebung ist schändlich; Bezahlung fodern, ist niederträchtig, und einen Sold erwarten,

heißt

heißt Sklave seyn. Der hohe oder geringe Grad des Preises thut nichts zur Sache; eine Seele, die sich für eine Million anschlägt, ist eben so feil als diejenige, welche sich um einen Heller hergiebt.

Fr. Wenigstens kann man ihm doch dienen, um Titel, Ehrenstellen, die Gunst des Regenten, u. s. w. zu erhalten?

Antw. Alles dieses ist Sold, und wer ihn fodert, läßt sich bezahlen. Man giebt sich oder man verkauft sich, es giebt keinen Mittelweg; wer sich giebt, ist ein Staatsbürger; wer sich verkauft, ist ein Sklave.

Fr. Du erleichterst dem Vaterlande und den Regenten die Mühe in Ansehung des Wohlwollens und der Erkenntlichkeit sehr?

Antw. Wenn die Pflicht des Staatsbürgers darinn besteht, großmüthig zu seyn, so besteht die Pflicht der Regenten darinn, gerecht zu seyn.

Fr. Wenn es aber gerecht ist, zu belohnen, warum sollte es nicht auch gerecht seyn, Belohnungen zu erwarten?

Antw. Demjenigen, welcher die Dienste erhalten hat, kömmt es zu, darauf bedacht zu seyn. Desto schlimmer für ihn, wenn er sie vergißt. Hernach, wer würde wohl, wenn er die seinigen dagegen abwägt, die Wage im Gleichgewichte halten? und wenn man auch

dessen

dessen gewiß versichert wäre, so kömmt es doch demjenigen, welcher gehorcht, nicht zu, über denjenigen, welcher befielt, das Urtheil zu fällen. Sollte der Regent, das Vaterland, die ganze Erde vergessen, was man für sie thut, so sieht doch GOtt denjenigen, welcher ihnen dienet, und er selbst ist dessen eingedenk; dieß ist genug.

Fr. Die Liebe zum Vaterland keimt also nicht in den kleinen Seelen auf?

Antw. Nein. Alles das, was die Tugend verdunkelt, erstickt oder zernichtet sie. Wie weit würden die Staaten gekommen seyn, wenn man, um bedient und vertheidigt zu werden, auf ein Vaterland und auf einen Regent warten müßte, welche alles sehen und alles bezahlen könnten? Der Staatsbürger geht standhaft vor sich hin; die Verläumdung und der Undank werden ihn vielleicht an dem Ende seiner Laufbahne erwarten; aber der Ruhm wird alda bey ihnen stehen, und wenn er auch nicht da wäre, so ist die Tugend wohl so viel werth, als er.

Fr. Indessen stellet die Tugend doch oft, um die Herzen an sich zu ziehen, den Reiz des Angenehmen, sogar des persönlichen Nutzens dar?

Antw. Dieß ist wahr; aber wenn sie einmal herrschet, so kehret sie in ihre Rechte zurück.

rück. Mancher Mensch, der sich zuvor geliebt hatte, ehe er sie liebte, endiget damit, daß er sie zum einzigen Gegenstande seiner Liebe macht. Regulus, welcher sie in seiner Jugend mit Ruhm bekrönet sah, verließ sie nicht, als sie ihm Fessel, Foltern und Scheiterhaufen zeigte.

Fr. Was heißt bey dem Staatsbürger, tugendhaft seyn?

Antw. Es heißt, seinen besondern Willen der allgemeinen Sache, dem Gesätze der Pflicht unterwerfen. Der Mensch, welcher, wenn er das einzige Wohl des Staates sieht, sein eigenes verläßt, um zu dem erstern beyzutragen, ist ein tugendhafter Staatsbürger.

Fr. Die allgemeine Wohlfarth ist also dem Privatnutzen vorzuziehen?

Antw. Unstreitig; Und dieser Vorzug macht den Staatsbürger aus (*).

Fr. Muß dieser Vorzug dem Menschen in allen Ständen auf gleiche Weise ein Gesätz seyn?

Antw. Allerdings; indem alle Stände von dem Staate auf gleiche Weise geliebt und und beschützt werden und ihm alle nothwendig sind. In welcher Verfassung der Mensch sich auch befinden mag, so hat er dem Vaterlande

Rechen-

(*) S. Erster Theil, S. 77.

Rechenschaft von seinen Aermen und von seinem Herzen zu geben. Jener, um es ausserhalb zu vertheidigen; dieser, um innerhalb für die gute Ordnung zu wachen; ein anderer, um es zu ernähren, noch ein anderer, um es zu belustigen.

Fr. Wenn diese Verbindlichkeit so weit ausgedehnt wäre, so würde der Staat nicht eine so grosse Ungleichheit unter seinen Untergebenen zulassen?

Antw. Der Staat läßt zu, was er nicht verhindern kann. In Ansehung dessen ist er nicht mächtiger, als die Natur, welche ihm das Daseyn verliehen hat.

Fr. Welches ist denn der Bewegungsgrund, welcher zur Erfüllung dieser Verbindlichkeit antreiben kann?

Fr. Die Pflicht und die Ehre. Als Tochter des Ruhmes und als Mutter des Heldenmuthes ist die Nacheiferung die Seele der Staaten, und diese ist nur bey Untergebenen vorhanden. Die Glücksgüter sind eine Belohnung für gemeine Herzen und zeugen nur Niederträchtige; schöne Seelen fodern eine reinere Nahrung.

Fr. Es giebt viel Stände, deren das Vaterland wenig achtet?

Antw. Solcher Stände giebt es keinen. Wenn diejenigen, welche die ersten Stellen in dem-

demselbigen besetzen, sie vergessen, so verkennet es sie und seufzet darüber, daß man es zum Vorwande gebraucht, um es zu beleidigen.

Fr. Dem Unglücklichen wird es noch mehr Mühe kosten, als dem Ruhmsüchtigen, nicht zu glaubeu, daß das Vaterland ein träumerischer Name und die Liebe zum Vaterlande ein täuschendes Hirngespinst sey?

Antw. Er hat Unrecht. Es ist ein gegenwärtig vorhandener und werther Gegenstand, an welchen jederman durch alle Bande der Natur geheftet seyn soll. Staatsbürger! Generaal, oder Soldat! „Es ist das Feld, das „euch ernähret, es ist das Dach, worunter „ihr gebohren wurdet, es ist das Grab eurer „Väter, die Wiege eurer Kinder, das Bette „eurer Weiber, so ihr vertheidiget. „ Partheyen oder Richter! „es ist die Ehre eurer „Gattinn, das Vermögen eures Freundes, „das Brod des Armen, der Lohn des Arbeiters, das Erbtheil des Waisen, das Recht „der Wittwe, so ihr beschützet. „ Feldbauer oder Handwerksleute! „wenn ihr oft das Laster nähret und erfreuet, so sieht das Vaterland euren Schweis auf eure Pflugeisen, „auf eure Feilen oder auf eure Hobel fallen, „er dünstet bis in sein Herz, und ein einziger „seiner Seufzer hält für tausend vergessene „Furchen schadlos. „

Fr. Ich gebe zu, daß die Liebe zum Vaterlande kein täuschendes Hirngespinst sey, wie soll man sie entstehen machen, da wo sie nicht ist?

Antw. Man lehre den Mensch, daß die Ehre werther ist, als das Leben, und daß die Schande schrecklicher ist, als das Nichtseyn; man gebe ihm Grundsätze anstatt Vorurtheile; man wird bald sehen, wie wenig Macht die niederträchtigen Neigungen und der persönliche Eigennutz auf ihn haben werden. Man erinnere sich wie der Rath der Dreyhundert zu Sparta und der Senat zu Rom entstund, in diesen Republiken gieng nichts über eine grosse Seele; man schätzte daselbst die Rechtschaffenheit, die Tugend war alda verehret, und Ruhm war auf den Patriotism gesetzt. Was waren die Decius, die Cato? Männer, deren erhabene Seele von dem Ruhme und von der Tugend lebte. Dieß ist ist die Vorschrift, um das sanfteste Feuer entstehen zu machen, von welchem je das menschliche Herz entzündet werden könne.

Fr. Wenn die Erziehung dieses Feuer angezündet hätte, würde nicht zu befürchten seyn, daß die Undankbaren, welche sich haufenweise in einem Staate befinden, dasselbige auslöschen?

Antw.

Antw. Jeder Mensch, welcher einmal die sanfte Hitze desselbigen empfunden hat, wird die Undankbaren nicht sehen; er wird sich mit der Wohlthätigkeit, dieser zärtlichen Mutter, beschäftigen, und indem ihre verwilderten Kinder sich bemühen werden, ihr die Krone wegzureissen, welche sie von dem Himmel erhalten hat, wird er sich bemühen, sie durch seine liebreiche Sorgfalt zu trösten. Ich versichere, daß jeder rechtschaffene Mensch bey dem blossen Gedanken, sein Vaterland glücklich zu machen, triumphirt, und ob es gleich die seltenste und vollkommenste Uneigennützigkeit fodert, so weiß ich doch, daß es noch welche giebt, die sich für glücklich halten würden, sich ihre Adern öfnen zu sehen, wenn um den Preis ihres Blutes ihre Wünsche erfüllt würden.

Fr. Vermehret der Staatsbürger nicht seine Pflichten nach den Verhältnissen, so wie das Gesätz ihm Macht verleiht?

Antw. Je mehr er erhält, desto mehr ist er Rechenschaft schuldig, und der Regent darf nicht so ruhig seyn, wie der Schäfer.

Fr. Der Staatsbürger, welcher zu gebieten hat, hat also weit mehr Pflichten zu erfüllen, als derjenige, welcher gehorcht?

Antw. Daran ist gar kein Zweifel, und eben deswegen hat man gesagt, daß der König, welcher seine Schuldigkeit thut, unter allen

Menschen am meisten zu bedauren, und daß derjenige, welcher sie nicht thut, unter allen der verachtungswürdigste wäre.

Fr. Welches ist der Ursprung der Staaten und der Staatskörper?

Antw. Ihr Urgrund ist der nemliche, wie der Urgrund der Gesellschaft. Wir haben in dem ersten Theile angemerkt, daß der Mensch schon in dem ersten Augenblicke seines Daseyns und in dem Augenblicke, da er das Licht erblickt, sich in einem vollkommenen Unvermögen und in einer wahrhaft schimpflichen Schwachheit befinde; daß er, um nicht zu sterben, nöthig habe, daß Wesen seiner Art ihm Hülfe leisten und Sorge für ihn tragen, bis er das Alter, in welchem er sie entbehren kann, erreicht hat, und alsdann alle Vortheile seines Daseyns geneußt. Dieß ist noch nicht alles (und diese Anmerkung ist uns eben so wenig entfallen, als die erstere;) ehe er diese Unabhängigkeit erreicht, erleidet er ein Bedürfniß von einer andern Art, das ihn noch vester an die Hand bindet, welche seine ersten Tage erhalten hat. Da seine Seele anfängt zu empfinden, was ihr abgeht, so wird sie unruhig und überläßt sich blindlings allem, was ihr die Ruhe verschaffen kann; sie wendet sich an alles, was sie umgiebt, und besonders an diejenigen, welche, da sie die ersten Bedürf-

nisse

nisse des Körpers versehen, mit Recht die ersten Besitzer ihres Vertrauens seyn zu sollen scheinen. Diese befragt der Mensch bey jedem Schritte um die Wissenschaft seiner selbst, und nur von ihnen sollte er sie auch wirklich erwarten; denn sie müssen ihn leiten, ihn erhalten, ihn nach dem Verhältnisse seines Alters unterrichten, ihn gegen den Irrthum bewaffnen und ihn zum Kampfe vorbereiten; sie müssen dasjenige an seinem verständigen Wesen thun, was sie an seinem Körper zu einer Zeit gethan haben, da er Schmerzen litt, ohne daß er die Kräften besaß, solche zu ertragen, noch sich dagegen zu verwahren. Dieß ist der wahre Urgrund der Staaten so wie der Gesellschaften; die Reiche haben den nemlichen Ursprung, wie das, was wir Familie nennen. Es ist das Gemälde, in welchem der Mensch lernen kann, worinn die erste seiner Pflichten bestehe, wenn er Vater wird, und welche seine erste Schuldigkeit sey, wenn er König wird.

Fr. Ist nicht jede Unterwerfung der wesentlichen Beschaffenheit des Menschen zuwider?

Antw. Nein. Die Natur und die Weisheit des Auges, welches über ihn wachet, haben gewollt, daß er abhängig sey.

Fr. Die Gewalt und die Macht haben also nicht das meiste zur Entstehung der Staaten beygetragen?

Antw. Gerade das Gegentheil; die Gerechtigkeit und die Billigkeit sind die Grundveste derselbigen. Man muß wohl eine schlechte Meynung von den Menschen haben, wenn man aus den ersten den einen zum Tyrann, den andern zum Sklaven machen will; und zwar solches aus keinem andern Grundsatze, als aus dem Grunde der Freyheit. Gerade als wenn ein freyes Wesen, aus der Ursache, weil es frey ist, zu irgend einer Unabhängigkeit bestimmt wäre. Die Folgen dieser Meynung sind eben so gefährlich, als schrecklich, und wir haben so eben gesehen, daß sie der Vernunft eben so unnatürlich vorkommen.

Fr. Wenigstens kann man doch sagen, daß der Ursprung der Staaten von einem gemeinschaftlichen Vertrage und von dem übereinstimmenden Willen ihrer Mitglieder, einem einzigen oder einer kleinen Anzahl die Rechte der Natur zu übertragen, herrühre.

Antw. Dieß ist eben so wenig möglich. Damit die Stimmen mit einander übereinkommen, müßte die Art, die Bewegungsgründe und die Bedingungen zu erwägen und einzusehen, gleichfalls einerley seyn; dieß aber hat man niemals gesehen, und es wird auch niemals

mals statt finden; denn ausserdem, daß man bey jedem der Mitglieder die Ehrbegierde, das Oberhaupt zu seyn oder ihm anzugehören, auf die Seite setzen müßte; so gehörte dazu das übereinstimmende Zusammentreffen einer unendlichen Menge Meynungen über die vortheilhafteste Art der Regierungsform, über das allgemeine und Privat-Interesse, über die vielfältige Menge der Gegenstände, welche die Puncte des Vertrags ausmachen sollen. Ein solches übereinstimmendes Zusammentreffen vieler Meynungen aber ist niemals bey den Menschen angetroffen worden.

Fr. Die Staaten und die Regenten haben also einen vestern Ursprung und Grund?

Antw. Sie haben die Natur selbst, und GOtt, welcher der Vater derselbigen ist. Ihr Ursprung ist über die Macht und den Willen der Menschen erhaben. Sie können nicht anders als dabey gewinnen, wenn die Unterthanen zu ihrer wahren Quelle hinauf steigen. Wir sehen in unserer Ehrfurcht gegen sie die mächtige Hand, welche ihnen das Daseyn verlieh; sie sind das Bild derselbigen, und, als solches, mehrerer Tugenden, Einsichten und Weisheit fähig, als die andern Menschen. Wenn man bedenkt, was die ersten seyn mußten, so bedaurt man fast, ihre Nachkömmlinge den Schwachheiten des Menschengeschlechtes aus-

gesetzt zu sehen; und man hält sich nur dadurch dafür schadlos, daß man wünschet, sie möchten sich niemals anders als durch grosse und erhabene Thaten zu erkennen geben, so wie die Hand, welche sie auf den Tron gesetzet hat.

Fr. Also ist es diese geheiligte Macht, unter welcher sie sich zeigen und ihre Rechte geltend machen?

Antw. Der Schrecken, welcher aus ihrer Macht entsteht, beweiset mehr als die Möglichkeit derselbigen; und die Ehrfurcht, welche sie uns einflössen, sollte, indem sie sich selbst den Gehorsam der Staatsklugen, die ihnen die Grösse ihres Ursprungs streitig machen, erwirbt, ihnen eine Feder aus der Hand fallen machen, welche ihre Gedanken nicht ausdrückt.

Fr. Werden die Reiche alt?

Antw. Nein. Ihr Alter ist ein träumerisches Hirngespinst. Die Hoffnung, welche den Muth unterstützt, hat keine andere Schranken, als den Willen.

Fr. Es giebt welche, deren Schwäche wenigstens den Fall vorher anzeigt?

Antw. Gesetzt auch; aber das Hülfsmittel steckt, so wie das Uebel, in der Natur der Dinge; den Staatsbürgern kömmt es zu, dasselbige alda zu suchen.

Fr. Aber alles vergeht, und folglich die Staaten auch?

Antw. Ich weiß es; aber die Natur hat ihnen den Kreis ihres Daseyns nicht bezeichnet. Es giebt ein Alter, in welchem der Mensch gezwungen ist zu sterben; es giebt aber keine Zeit, in welcher man, ohne ein Verbrechen zu begehen, der Wohlfarth des Staates entsagen könne; heftige Bewegungen erschüttern ihn, schmachtende Unthätigkeit zehret ihn aus, die Arbeit nutzet seine Triebfedern ab, die Ruhe läßt sie schlaff werden, die Uneinigkeit zerbricht sie; keiner dieser Zufälle ist tödtlich.

Fr. Die am vestesten gegründeten und am weitesten ausgebreiteten Staaten sind verschwunden. Der Staat des Belus, der Staat des Cyrus schienen der ganzen Welt zu drohen, und sie sind nicht mehr.

Antw. Es ist wahr, und eben dieses beweiset, daß die Grösse eines Reiches zuweilen die Ursache seines Untergangs seyn kann; aber die Unwirksamkeit und die Schwachheit sind kein gewisses Zeichen davon; man hat Nationen sich von schrecklichern Fällen wieder erholen und mit mehrerm Glanze, als vor ihrem Unfalle, von neuem erscheinen sehen.

Fr. Warum muß man nicht glauben, daß das Verhängniß solcher Staatsveränderungen unvermeidlich sey?

Antw. Weil man dadurch die Muthlosigkeit in ein System bringen würde, weil zum Glauben Gründe erfodert werden und die Ursachen von dem Verfalle eines Staats vernünftigerweise nicht den Schluß auf den Verfall eines andern ziehen lassen.

Fr. Alle diese Vernunftschlüsse lassen die Folgerung ziehen, daß es einen gebe, der nie ein Ende nehmen soll, und daß folglich dieser allein der rechtmässige sey?

Antw. Dieß sind mehr scharfsinnige als nützliche Folgerungen. Jede Regierungsform, welche Menschen glücklich macht, ist rechtmässig, aus der Ursache, weil sie den Wunsch der Natur und den Willen Gottes erfüllet. Unstreitig wird sie besser werden, so wie sie die Glückseligkeit auf mehrere Unterthanen ausbreiten wird, und eben dieses wird mehr ein Beweis von ihrer guten Verwaltung als von ihrer Rechtmässigkeit seyn, besonders wenn diese von jener getrennt werden kann.

Fr. Was ist der Staatsbürger von dem Vaterlande zu erwarten berechtigt?

Antw. Daß es ihm die Frucht seiner Arbeit versichere, daß es ihn dieselbige geniessen lasse, daß es sein Erbtheil gegen Betrug und

Raubsucht schütze und vor Unrecht und Unterdrückung bewahre. Alles, was er mehr fodert, ist ungerecht und verursachet ihm nur Kummer, wenn er eigensinnig darauf beharret, solches zu begehren.

Fr. Was ist er überhaupt dem Staate und denjenigen, welche das Oberhaupt desselbigen ausmachen, schuldig?

Antw. Die Liebe, den Gehorsam, den Beytrag und seine Aerme zur Unterstützung seiner Macht und seiner Gesätze.

Fr. Was ist er seinen Mit-Staatsbürgern schuldig?

Antw. In Frieden mit ihnen zu leben, ihnen nicht zu schaden, jedem das seinige zu lassen, in seinem Umgange mit ihnen Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu bezeigen. Darinn besteht ganz kurz das Glück der Welt.

---

2. Von den Gesätzen.

Fr. Was ist das Gesätz?

Antw. Das Gesätz, als Urgrund der Gesätze der Menschen betrachtet, der es wenigstens seyn sollte, ist der Ausdruck des ewigen Grundes, so die Welt regieret. Es ist jenes Gesätz, welches sich der frevelhaften Beleidigung widersetzte, die Tarquinius der Lucretia an-

anthat, obgleich zu Rom keine Verordnung gegen Gewaltthätigkeiten von dieser Art vorhanden war.

Fr. Dieß ist also das älteste und angebohrene Gesätz, auf welches sich die andern alle gründen sollen?

Antw. Ja. Es ist allgemein, unveränderlich, und die Gesätze der Menschen nähern sich der Vollkommenheit nur in so weit, als sie diesem Gesätze näher kommen.

Fr. Wem steht das Recht zu, Gesätze zu geben?

Antw. Unser Geschäft ist, zu zeigen, was man ihnen schuldig sey und was man thun müsse, um sie nicht der Verachtung auszusetzen. In die umständlichere Untersuchung des Unterschieds derselbigen lassen wir uns nicht einmal ein. Allen gehöret die Ordnung, die Vertheidigung, die Bewilligung und die Bestrafung zu. Wir wollen nur anmerken, was man thun müsse, um bey Errichtung derselben gerecht, und bey Beobachtung derselbigen Staatsbürger zu seyn.

Fr. Welches Gesätz ist denn für einen Staat das wesentlichste und wichtigste?

Antw. Das Gesätz der Sitten. Es wird weder in Erz noch in Marmor gegraben, sondern in das Herz des Staatsbürgers; es erhält ein Volk in den Absichten seiner ersten

Pflan-

Pflanzung und setzet die Macht der Gewohnheit unvermerkt an die Stelle der Gewalt, und wenn die andern alt werden oder erlöschen; so belebt es sie von neuem oder ersetzet sie.

Fr. Wenn die Sitten wesentlich nothwendig sind, so muß man also die Gebräuche verehren, weil diese einen so grossen Einfluß auf die erstern haben?

Antw. Die Gebräuche sind die Sittenlehre des Volkes; sobald es aufhöret, sie zu verehren, so hat es keinen andern Zügel mehr, als die Gesätze, welche zuweilen die Boshaften im Zaume halten, niemals aber dieselbigen gut machen können.

Fr. Muß man eine grosse Verehrung gegen die Gesätze bezeigen?

Antw. Nichts muß mehr verehret werden. Jedes Gesätz ist für das Gute gemacht; niemals hat ein Mensch oder eine Nation sie verachtet, ohne schlimmer zu werden. Den Gesätzen, und besonders denjenigen, welche die Grundveste des Staates sind, hat der Mensch seine Gerechtigkeit und seine Freyheit zu verdanken. Sie sind jenes heilsame Werkzeug des Willens aller, so in dem Rechte die natürliche Gleichheit unter den Menschen wieder einsetzt; sie sind jene himmlische Stimme, welche jedem Staatsbürger den allgemeinen Grund angiebt und ihn lehret, wie er seine Handlungen einrichten

richten und sich nicht selbst widersprechen solle. Sie sind es, deren Stimme die Oberhäupter reden lassen sollen, wenn sie befehlen, und ihre göttliche Gewalt muß der Staatsbürger zum Augenmerke haben, wenn er gehorcht.

Fr. Sie üben aber alle ihre Gewalt nur allein an dem Mittelstande aus; sie scheinen eben so ohnmächtig gegen die Schätze des Reichen, als gegen das Elend des Armen zu seyn?

Antw. Wenn der erstere ihnen listig ausweicht und wenn der andere ihnen entflieht, so lassen sie solches nicht aus Unvermögen, sondern aus Gnade geschehen. Wir wollen nicht ihren Charakter untersuchen, sondern das Herz der Menschen, die ihnen unterworfen seyn müssen, wollen wir bessern. Ist der Reiche, wenn er den Gesätzen listig ausweicht, und der Arme, wenn er ihnen entflieht, deswegen unschuldig gegen dieselbigen? Für sie giebt es weder Gold noch Staub, weder hohen noch niedrigen Stand und dieß haben sie von GOtt, von dem sie abstammen und dessen Rechte sie beschützen und vertheidigen, indem sie sich, um solche geltend zu machen, nicht von seiner Gerechtigkeit entfernen.

Fr. Sollte die Verehrung derselbigen nicht wenigstens da aufhören, wo sie uns Leids zufügen?

Antw.

Antw. Niemals wird ein Gesätz Uebels zufügen, um solches zu thun. Wenn es geschieht, daß es ein Uebel für den Privat-Staatsbürger ist, so ist es ein Wohl für den Staat, und in diesem Falle ist das Uebel, so es zufügt, eben so unvermeidlich, als die Zufälle, welche zuweilen aus der von GOtt selbst bestimmten Ordnung herrühren. Hingegen muß man vielmehr, wenn man sich in dieser unglücklichen Ausnahme befindet, den Willen Gottes preisen und sein Unglück nicht durch einen so vergeblichen als strafbaren Kummer vergrössern. Uebrigens ist in einem Staate das, was für alle gemacht ist, sogar nützlich, wenn man leidet; die Zeit, welche man zu Klagen anwendet, vergeht, indem sie den untrüglichen Beweis der Ungerechtigkeit der Klagen mit sich nimmt; mancher weinet über die Schärfe eines Gesätzes, und sieht nicht, daß seine Kinder einst den Gesätzgeber segnen werden.

Fr. Aber sie verhindern dich sogar, das Brod zu essen, welches dein Schweis dir zu versprechen schien?

Antw. Dieß ist hart; würde es aber nicht noch härter seyn, wenn ich es heute gegessen hätte, um morgen bittend andere um welches anzusprechen? Man beraubt mich eines Stückes, um das Ganze zu erhalten. Dieß thut das Gesätz. Der Staat bedarf, dieß sind seine Rechte;

Rechte; er ist unser Vater, wir sind seine Kinder; dieß sind unsere Pflichten. Ich wiederhole es, man würde sich niemals über die Gesätze zu beklagen haben, wenn man Sitten besässe.

Fr. Wie das?

Antw. Nicht das Gesätz macht den Staatsbürger unglücklich, sondern das Mittel, welches man misbraucht, um das Gesätz in Vollziehung zu bringen. Schlechte Menschen, deren Niederträchtigkeit dem aufmerksamen Auge des Regenten und der Einfalt der Gesätze unbemerkt gebliben ist, machen durch Unterdrückung ihres Gleichen, daß die Gesätze verläumdet werden; noch desto verachtungswürdiger, je grösser sie sind, bricht ihre Schande, unerachtet ihres Ranges, aus, und, entehrt durch ihre Ehrenstellen, verkaufen sie die Gerechtigkeit, ihre Pflichten und den Staat; und das Volk, welches nicht wahrnimmt, daß sein verderbter Zustand die erste Ursache seines Unglücks ist, murret, seufzet und schreyt, daß diese Unfälle nur allein von denjenigen herrühren, welche es dafür bezahlt, damit sie es vor solchen bewahren sollen. Das heißt eigentlich gesagt: ich bin unglücklich, weil es schlimme Menschen giebt. Daher kömmt die Nothwendigkeit, die Gesätze nicht vielfältig zu vermehren.

Fr.

Fr. Welches ist das Mittel, das Buch der Gesätze nicht zu vergrössern?

Antw. Es ist ganz natürlich. Das Gerechte ist nur die Wage des Nützlichen und das Maaß dessen, was einem jeden von der Summe des allgemeinen Wohls zukömmt. Die Billigkeit habe die Aufsicht über diese Theilung, so wird das Gesätzbuch nicht groß seyn.

Fr. Was vervielfältigt die Gesätze?

Antw. Die Furcht, der Freyheit nicht Bande zu geben, die sie fesseln; der eifersüchtige Stolz, zu herrschen; die Sucht, einen Haufen geringer Umstände bestimmen zu wollen, die nie ordentlicher sind, als wenn sie unbestimmt bleiben. Eine Menge von Gesätzen wird eine Schule der Rechtsgelehrten, aber nicht die Schule des Volkes seyn.

Fr. Was für einen Schluß ziehst du daraus?

Antw. Daß diese Menge nur schädlich seyn wird; denn das Volk ist es, welches man in seinen Rechten unterrichten muß. Jeder muß wissen, was ihm von dem Gesätze vorgeschrieben, verboten, erlaubt ist, und dazu wird erfodert, daß das Gesätz leicht zu begreifen und deutlich sey und besonders, daß es recht empfunden werde. Sobald das Volk von demjenigen, was es schuldig und was man ihm schuldig ist, unterrichtet ist, so ist es auf seine

Sicherheit stolz und mit seiner Abhängigkeit zufrieden; es sieht, was ihm von seinen Opfern zurückkömmt, es sieht sein Gut in dem allgemeinen, es verehret die Macht, welche das eine zu dem andern beytragen läßt.

Fr. Was macht ungeduldig über das Joch der Gesätze?

Antw. Die Strenge derer jenigen, welche Zwang anthun und die Weichlichkeit oder die Nachläßigkeit derer jenigen, welche begünstigen und beschützen. Vielmehr ist es die Trägheit oder die Gleichgültigkeit für das Gute derer jenigen, welche die Aerme derselbigen sind und ihre genaue Achtsamkeit für das Böse.

Fr. Welches ist die nothwendigste Regel der Verwaltung, um Ehrfurcht gegen die Gesätze zu erregen und ihnen mit Freuden gehorchen zu machen?

Antw. Die erste ist, daß man mit weit grösserer Sorgfalt daran arbeite, den Bedürfnissen vorzubeugen, als die Einkünften zu vermehren. Man thut oft mehr mit ehrbar wirthschaftlichen Absichten, als mit Schätzen und ohne Einsichten. Der Beweis liegt in der Sparsamkeit der Alten, und, Dank sey es den Schutzengeln der Staaten! in verschiedenen, die wir vor Augen sehen.

Fr. Welches ist die zweyte Regel?

Antw.

Antw. Daß derjenige, welcher zwanzigmal mehr Gut besitzt, als ein anderer, auch zwanzigmal mehr bezahlen solle, als dieser andere. Derjenige, welcher nichts anders als das blosse Nothwendige hat, ist zu nichts schuldig (*), und der Anschlag für denjenigen, welcher Ueberfluß besitzt, kann und soll sich im Nothfalle soweit erstrecken, als dieser Ueberfluß sein Nothwendiges übersteigt.

Fr. Muß nicht auch Rücksicht auf Rang und Stand genommen werden? Was für einen geringern Ueberfluß wäre, gehöret bey einem Vornehmen mit zum Nothwendigen?

Antw. Er ist allerdings seinem Range und Stande etwas schuldig; aber ein Vornehmer ist, als Mensch, sich selbst nicht mehr schuldig, als der Handwerksmann. Er hat, so wie dieser, zween Füsse und zween Aerme. Uebrigens ist das vorgebliche Nothwendige eines vornehmen Standes ihm so wenig nothwendig, daß er, wenn er demselbigen, einer löblichen Ursache wegen, entsagt, sich dadurch eine noch grössere Verehrung erwerben würde. Das Volk würde auf die Knie vor einem Staatsrathe niederfallen, der zu Fusse in die Rathsversammlung gehen würde, nachdem er seinen

(*) Dieß ist der Grundsatz aller guten Könige. Ihn hat Catharina II. bey den Russen und Ludwig XVI. bey den Franzosen angenommen.

Wagen und seine Pferde in einem Nothfalle des Staates verkauft hätte. Das Gesätz schreibt die Pracht keinem Staatsbürger vor, es schreibt aber die Billigkeit allen vor. Die eingeführte Bestimmung des schicklichen Wohlstandes gab niemals einen Grund gegen das Recht ab.

Fr. Ein Staatsrath z. E. wird also nicht allzu wirthschaftlich seyn können?

Antw. Es ist ein grosses Unglück für einen Staat, daß die Redlichkeit eines Staatsbürgers in demselbigen merkwürdig sey; aber es war eine eben so grosse Schande für Rom (welches man so oft als Muster der Wirthschaft anführen kann), daß Galba, um die Fähigkeiten eines Sängers mit einigen Thalern zu belohnen, nöthig hatte, hinzuzusetzen, daß dieses Geld aus den Gütern seiner Familie und nicht aus dem Schatze des Staates herkäme.

Fr. Welches ist das sicherste Zeichen der Güte der Gesätze und der Wohlfahrt eines Staates?

Antw. Die Anzahl seiner Mitglieder. Die Regierung, unter welcher sich die Staatsbürger am zahlreichsten vermehren und bevölkern, ist unstreitig die beste. Für eine Nation giebt es keinen schlimmern Mangel, als den Mangel an Menschen.

Fr.

Fr. Ist nicht jedes Gesätz, welches den Feldbauer und den Handwerksmann einschränkt und drückt, der Bevölkerung schädlich?

Antw. Unstreitig.

Fr. Wie soll man dieses mit dem Joche zusammenreimen, welches nöthig ist, um den Handwerksmann arbeiten zu machen. Er geht müßig, wenn er nicht gedrückt wird?

Antw. Ein falscher Grundsatz, welcher gegen die Menschenliebe streitet und von der Erfahrung widerlegt wird. Das am besten angebauete Land ist China, und der Feldbauer bezahlt daselbst nichts. Wenn diesem nach dem Verhältnisse des Ertrags seines Feldes eine Abgabe auferlegt wird, so läßt er es entweder gar brach liegen, oder er zieht nur so viel heraus, als er zu seines Lebens Unterhalt braucht. Man hat gehöret, daß Menschen frevelhafte Wünsche gen Himmel geschickt haben, daß er sie vor einer reichen Erndte bewahren möchte. Eine Geldbusse auf die Arbeit legen, war niemals ein Mittel, die Faulheit zu verjagen; für denjenigen hingegen, welcher die Frucht seiner mühsamen Arbeit verliert, ist es ein unfehlbares Mittel, zu gewinnen, wenn er nichts thut.

Fr. Wenn darinn die ganze Ausübung der Gesätze sowohl für denjenigen, der sie giebt, als für denjenigen, für welchen sie gegeben

worden sind, besteht, so ist es nicht schwer, gute Gesätze zu geben, und sie zu befolgen?

Antw. Die Gesätze so begreiflich und leicht einrichten, als es die Umstände zulassen, das Gute und die Sitten bey allen Gesätzen zum Hauptwerke setzen, die Gebräuche und Gewohnheiten in Ehren halten, die Grundgesätze des Staates nicht angreifen, sondern solche nach seinen Bedürfnissen in gleiches Verhältniß bringen und dabey Rücksicht auf jede Klasse des Staatsübrgers nehmen; dieß ist alles, worauf der Gesätzgeber sein Augenmerk richten soll. Ihnen genauen Gehorsam leisten, das allgemeine Wohl sogar bis in seinem eigenen Privatunglücke sehen, mit Gedult das Gute, welches sie wirken sollen, abwarten, glauben, das es keine gebe, die nicht noch ein grösseres Gut zum Zwecke hätten; dieß ist die ganze Ausübung des Menschen, welcher dazu gemacht ist, ihnen unterworfen zu seyn.

Fr. Ist der Regent über die Gesätze hinausgesetzt?

Antw. Wenn dieses auch wäre (*), so ist es doch das erste, was er vergessen sollte, so bald er den Scepter ergreift, und wehe dem Schmeichler, der ihm solches einreden oder

ihn

(*) Princeps legibus solutus est. L. 21. D. de legibus.

ihn wieder daran erinnern wollte. Diejenigen, welche dem Menschengeschlechte und dem Trone gegenwärtig zur größten Ehre gereichen, bestätigen diese Wahrheit (*).

Fr. Es giebt also Gesätze, die sie nicht verändern können?

Antw. Sie haben gar kein Recht über diejenigen, welche ihnen die Krone geben und sie von allen Ständen unterscheiden. Dieser Staatskörper ist geheiligt für sie, und sie werden sichs niemals gelüsten lassen, ein anvertrautes Gut zu berühren, dessen Vertheidiger sie nur sind und welchem sie ihre höchste Gewalt zu verdanken haben.

Fr. Du hast gesagt, daß jeder Staatsbürger mehr oder weniger grosse Pflichten zu erfüllen habe? Welche sind denn diese Pflichten?

Antw. Entweder gebeut der Staatsbürger, oder er gehorcht. Er befiehlt entweder als Oberhaupt oder als Untergeordneter. Man muß also diese Stände von einander unterscheiden, um die Pflichten derselbigen zu erkennen

(*) Die Nachfolger des Cäsars, Peters des Grossen und Heinrichs IV. haben ihre Völker hierüber beruhigt. Sie haben geschworen, dieselbigen nach den Gesätzen zu richten, und ihre Staatsräthe sowohl als ihre Herzen sind die Bürgen ihres Eids.

und vestzusetzen. Der Regent, der General, der Soldat, die obrigkeitliche Person, der Feldbauer, der Kaufmann ꝛc. alle haben, jeder seine besondere Pflichten, und alle sind dem Staate Rechenschaft von demjenigen schuldig, was sie thun oder nicht thun.

---

3. Von den Regenten.

Fr. Worinn bestehen die Pflichten eines Regenten?

Antw. Als Mitglied der Gesellschaft, muß er alles thun, was dem Menschen nützlich ist; und daher entstehen alle Pflichten des Freundes, des Gatten, des Vaters, des Staatsbürgers. Er muß leiden, was die natürliche Beschaffenheit der ganzen Welt ihm auferlegt; er muß thun, was seine natürliche Beschaffenheit, als Mensch, von ihm fodert. Dieß sind seine zwo Regeln: Regieren, belohnen oder strafen; dieß ist in kurzem der ganze Inbegriff seiner Pflichten. Er muß gegen die vorgefaßten Meynungen auf seiner Hut seyn und sich gegen die Sinnen verwahren; dieß ist die Ausübung seiner Pflichten.

Fr. Sie sind also unendlich. Einem Vater, der zwey oder drey Kinder hat, wird es sehr schwer, ruhig zu schlafen; wie muß es erst dem

Ober-

Oberhaupte einer Familie seyn, welche tausendweise gezählet wird?

Antw. So weit ausgebreitet sie auch seyn mögen, so richtig ist doch ihr Daseyn. Ein Regent muß für sein Volk leben, ihm seine Ruhe aufopfern, ihm lauter gerechte und nützliche Gesätze geben, und seinen eigenen Willen auf das gewissenhafteste nach diesen Gesätzen richten. Je mehr Macht das Volk dem Regent verleiht, desto weniger läßt es ihn frey; je mehr es sich ihm übergiebt, desto verbindlicher heftet es ihn an sich. Wenn in dem ganzen Reiche eine Thräne fleußt, welcher der Regent hätte vorbeugen können, wenn in demselbigen ein Tropfen Blut vergossen wird, den er hätte ersparen können, so hat er gefehlt. Anders regieren, heißt eine Rolle in einem Schauspiele übernehmen, welches immer für die Nation nachtheilig ist. Die Pflichten des Trones erschreckten immer die größten Männer. Marcus Aurelius war traurig und unruhig mitten unter der Freude seines Hauses, welches über dessen Erhebung frohlockte, und antwortete denen, welche sich um die Ursache seiner Betrübniß erkundigten: könnet ihr mich wohl darum fragen? Ich werde izt regieren.

Fr. Womit soll ein Regent den Anfang machen, um zu regieren?

Antw. Regieren ist eine Kunst, deren Erlernung sehr spät ist, wenn man sie ausüben soll, und die man besser durch Gehorsam als durch Befehle erlangt. Wenn er also die gehörigen Einsichten nicht besässe, sobald er den Tron besteigt, so muß er sie aus jener Philosophie hernehmen, welche ihm seinen Stand als eine neue Welt zeigt; wo die Freude und der Schmerz gleichsam zernichtet sind, wo die Sinne alle ihre Macht über die Seele verloren haben, wo die Armuth, die Reichthümer, das Leben, der Tod nichts sind, wo die Tugend allein vorhanden ist. Er muß jene ausserordentlichen Seelen zu sich berufen, welche die Wahrheit und das Verdienst ihm anzeigen werden, um seinen Verstand zu erleuchten und seine Empfindungen höher zu stimmen; er muß von ihnen lernen, nur das, was wahr ist, zu lieben, und nur das, was gerecht ist, zu thun. Um die Tugend in seinem Herzen noch mehr zu bevestigen, muß er selbst bis auf die Quelle seiner Pflichten dringen, und, wenn es möglich ist, die Absicht der Natur in Ansehung des Menschen, so wie seine eigenen Pflichten in Ansehung der Bedürfnisse der Staatsbürger entdecken.

Fr. Er muß also seine ganze Philosophie und sein Betragen auf die Sitten und auf die Menschenliebe beziehen?

Antw. Ja, und indem er seine Pflichten ausübt, muß er sie lernen.

Fr. Ist dem Regent viel daran gelegen, daß er die Menschen recht kenne?

Antw. Darinn besteht die grosse Gabe zu regieren, wenn man jeden an seinen Platz zu stellen weiß. Die erste Eigenschaft eines Regenten, ist, daß er die Menschen liebe, aber eine eben so nothwendige und noch schwerere Eigenschaft ist, daß er sie zu schätzen wisse.

Fr. Giebt es Zeichen, an welchen ein Regent diejenigen Menschen erkennen kann, welche im Stande sind, ihm bey Erfüllung seiner Pflichten zu helfen?

Antw. Die Strenge in den Sitten, der Muth der Wahrheit, die Uneigennützigkeit, der Eifer, den Schwachen und den Unschuldigen zu beschützen, die durch Widerwärtigkeiten geprüfte Freundschaft, eine Liebe zum Guten, die sich durch kein Hinderniß schwächen läßt, eine veste Ergebenheit gegen die Gesätze der Billigkeit; dieß sind die Züge, an welchen ein Regent rechtschaffene Leute unterscheiden und diejenigen erkennen kann, welche würdig sind, seine Last zu theilen.

Fr. Nach dem nemlichen Grundsatze wird er diejenigen entdecken können, welche er davon ausschliessen soll?

Antw.

Antw. Noch leichter. Man kann die Tugend durch Verstellung nachahmen; man spielt aber niemals die Rolle des Lasters. Dieses kann man sicher dafür halten, so bald es sich zeigt. Wenn also ein Mensch mit dem Regent von seinen Völkern mit Verachtung, von seinen Pflichten mit Leichtsinn, oder von dem Misbrauche seiner Macht mit einer niederträchtigen und schmeichlerischen Gefälligkeit spricht, so wird der Regent die heilsame Entfernung desselbigen niemals zu sehr beschleunigen können.

Fr. Diejenigen, welche nahe um den Regent sind, verstellen sich?

Antw. Man kann sie eben so gut erkennen, als wenn sie die Offenherzigkeit selbst wären; und wenn der Regent sich in Ansehung derselbigen irren sollte, so würde die allgemeine Stimme ihm seinen Irrthum bald zu benehmen wissen.

Fr. Es steht also nur zu den Regenten, ihre Hochachtung und ihr Vertrauen würdigen Leuten zu schenken? aber wo soll man diese weise und tugendhafte Leute finden?

Antw. In dem Staate. Die rechtschaffenen Leute sind nicht so selten, als man es denkt. Der Regent ehre die Tugend, so wird sie in allen Herzen aufkeimen. Er beschütze die Fähigkeiten; er lasse die wahren Gelehrten

an

an seinem Hofe einen ehrbaren Schutzort finden; er lasse sie die ihrer würdige Belohnung erhalten, daß sie nemlich durch ihr Ansehen zu dem Glücke der Völker beytragen, welche sie die Weisheit gelehret haben; alsdann wird man sehen, was Tugend, Einsichten und Macht vermögen, wenn sie sich für die Glückseligkeit des Menschengeschlechtes zusammen vereinigen; endlich verabscheue der Regent heimliche Anklagen, er muntere diejenigen auf, die ihm öffentlich die Misbräuche anzeigen, die in seinem Namen begangen werden, so wird ihn die Wahrheit bis zwischen Lanzen und Schwerdtern aufsuchen.

Fr. Aber er ist soweit von dieser Wahrheit entfernt; Flüsse, Berge, Meere trennen ihn davon?

Antw. Wenn er seine Pflicht thut, so wird er dieselbige immer vor Augen haben.

Fr. Man vergrössert das Gute, man verkleinert das Böse, man rechtfertiget das Verbrechen, man sagt dem Regent nichts so, wie er es sehen würde, und man thut nichts, so wie er es begreift; ewig steht er zwischen dem Unvermögen, zu erkennen, und der Nothwendigkeit, thätig zu wirken?

Antw. Er habe einen Rath, und nicht Verführer, so wird er immer die Einsichten mit der That vereinigen. Jene Menschen-

bruk.

brut, welche, unter dem Vorwande, Rächer der Gesätze zu seyn, Verräther derselbigen sind, welche, da sie von Anklagen leben und mit Verläumdungen wuchern, die Unschuld dem Hasse oder den Reichthum dem Geitze verkaufen, und ein Verbrechen daraus machen, sich auf die Rechte der Menschen zu berufen, die Tugend zu loben, die Unglücklichen zu beklagen, die Künste fortzupflanzen und den heiligen Namen der Gesätze anzurufen, diese Menschen, sage ich, müssen von den Höfen verbannet werden, so wie sie von der Erde verbannet zu werden verdienen; alsdann wird das Gute in seine Grenzen gebracht seyn, und das Böse wird seine Schranken nicht überschreiten; der Regent wird sowohl das Unglück, als die Hand oder die Ursache kennen, von welcher es herkömmt.

Fr. Wie kann man verhindern, daß Menschen zu tausenden, welche ihm seinen Willen zu entreissen suchen, sich desselbigen nicht wirklich bemächtigen; er selbst gehorcht oft, wenn er zu befehlen glaubt?

Antw. Seine Tugend und seine Standhaftigkeit werden sie abschrecken. Welcher Betrüger, welche niederträchtige Seele würde es wagen, sich vor einem Regent zu zeigen, welcher den wahren Eifer von einer blinden Willfährigkeit, die Wahrheit von der Schmeicheley,

cheley, eine erhabene Seele von einer kriechenden zu unterscheiden weiß? Die Natur bestimmt die hohen Stellen den grossen Fähigkeiten, die gesunde Vernunft fodert, daß man bey der Wahl und bey der Anstellung der Menschen den bestmöglichsten Gebrauch machen solle, und der Regent, der sie um Rath fragt, ist ein Gott, der seinen Blitz immer bereit hält, jeden, der sich darstellet, ohne daß er seine Wahl rechtfertigen könne, zu zerschmettern.

Fr. Diese Verfahrungsart wird sogar die Begünstigung ausschliessen?

Antw. Die Begünstigung? Diese hat niemals eine gute Wahl getroffen. Sie ergiebt sich dem, der sich heftig darnach bewirbt, und das Verdienst bewirbt sich nicht nicht. Da sie sicher und gewiß den nützlichen Mensch, der sie nicht aufsucht, vergißt, und den Ruhmsüchtigen, der sie verfolgt, vorzieht, so haben der Weise oder der Held keinen Zugang zu ihr, weil es ihnen nicht möglich ist, sich so kriechend zu schmiegen, als sie es von ihren Sklaven fodert. Eben so gewiß ist ein Günstling, der wirklich in der Gnade steht, nicht würdig, es zu seyn, als es gewiß ist, daß ein gerechter und einsichtsvoller Regent keinen solchen hat.

Fr. Wen wird er denn haben?

Antw. Freunde.

Fr. Diese Freunde werden doch wenigstens in Gunsten stehen?

Antw. Die Gunst des Regenten thut nichts für sie, und sie würden unwürdig seyn, dessen Freunde zu heissen, wenn sie sich nicht schämeten, etwas von ihm zu erhalten. Trajanus liebte den Longinus. Dieser wurde von den Daciern gefangen genommen, welche dem Kaiser entweder seine Freyheit und den Frieden, oder seinen Kopf und den Krieg vorschlugen. Trajanus erwies dem Longinus die Ehre, das nemliche Urtheil für ihn zu sprechen, welches Regulus für sich selbst gefället hatte. Eines solchen Regenten Freund zu seyn, ist rühmlich.

Fr. Kann ein Regent nicht eine vorzügliche persönliche Liebe gegen jemand bezeigen, die nur ihn allein angeht.

Antw. Er kann keine bezeigen, die nicht den Staat beträfe. Alles, was von ihm kömmt, hat wichtige Folgen. Der Kreis der Gunst dehnet sich aus; die Hoffnung, darein zu gelangen, giebt Anlaß zu listigen Ränken, und wenn der Damm einmal durchbrochen ist, so ist es nicht mehr möglich, daß der Regent dem Anfalle der Leidenschaften und der eigennützigen Vortheile seines Hofes widerstehe.

Fr. Was nennest du den Damm, dessen Durchbrechen er verhindern soll?

Antw.

Antw. Der Wille des Guten. Die Gerechtigkeit ist die nothwendigste Tugend für einen Regent; wenn diese einschläft, so erwachet die Tyranney und die Fessel der Unterdrückung breiten sich aus. Sie rufet dem Regenten selbst zu: sey Sklave des Gesätzes, und dem Reichen: der Arme ist deines Gleichen. Sie wirket gegen die unaufhörlichen Bemühungen, welche das Gleichgewicht zwischen den Mitstaatsbürgern zu zerstören suchen, zurück, und sucht das gleiche Verhältniß, welches die gegen einander streitenden Mächte vertrieben hatten, wieder einzuführen. Ein Regent, welcher bey seiner Wahl der Menschen keine andere Regel beobachtet, als die Billigkeit, läßt nur allein dem Verdienste Hoffnung. Die Tugenden, die Fähigkeiten, die Dienste, sind die einzigen Rechte, die er annimmt, und jeder, der nach Ehrenstellen strebet, ist gezwungen, sich derselbigen würdig zu machen.

Fr. Die Gunst und die listigen Ränke sind also der Vorbote oder der Beweis einer schlechten Regierung?

Antw. Sie entfernen von dem Regenten alles, was eine Regierung berühmt macht, die Wahrheit und die Tugend.

Fr. Warum?

Antw. Weil, wenn der Dienst den verdienstvollen Mann bemerken machte, wenn der

Nothfall ihm eine würdige Stelle verschaffte, alle Partheyen, von welchen keine die seinige ist, sich vereinigen würden, um ihn zu stürzen, und er sich in dem Falle befinden würde, entweder sich durch listige Ränke zu erniedrigen oder sich ohne Gegenwehr der Wuth der Neider zu überlassen.

Fr. Können Nachlässigkeit, das Vergessen der Pflicht, der Muth der Schande, die Frechheit des Verbrechens, eine Folge der Gunst seyn?

Antw. Niemals hat die Gunst regiert, da sie nicht mit dem Unglücke der größten Männer des Staates erkauft und bezahlt worden wäre. Den listigen Ränken und der zusammengerotteten Partheysucht hatte Fabricius seine Armuth, Scipio seine Landesverweisung, Epiktet seine Fessel, Belisar den Verlust seiner Augen, Socrates seinen Giftbecher, Seneca und Thraseas ihren Tod zuzuschreiben. Der Regent, welchen die Lüge und die Schmeicheley umlagern, höret, wenn er von Zweifeln und Mistrauen ermüdet ist, auf, unentschlüssig zu seyn, nur um in den Irrthum zu verfallen.

Fr. Giebt es eine untheilbare Einheit des Interesse zwischen dem Regenten und den Unterthanen?

Antw. Ja, und es ist ihm desto leichter, sie unbeschadet zu lassen und nicht aufzulösen,

da er nur sich selbst lieben darf, um seine Völker zu lieben und nur seinen eigenen Vortheil einsehen darf, um gerecht zu seyn. Als Regent, hat er kein anders Daseyn, als mit seinen Unterthanen und durch seine Unterthanen; seine Macht ist die Macht des Staates, und sein Ruhm die Wohlfarth der Staatsbürger (*).

Fr. Aus diesem Grunde würde also das wahre Gesätz eines Reiches nichts anders seyn, als die Zusammenstimmung aller in einem einzigen oder in einer kleinen Anzahl vereinigten Willensmeynungen.

Atw. Nichts ist unumschränkt, als die Macht dieses Gesätzes oder dererjenigen Gesätze, welche aus demselbigen herfliessen. Der Regent, welcher willkührlich herrschen will, maßt sich diese Macht unrechtmässiger Weise an und zerstöret seine eigene. Er suchet Fessel, oder er ist schon Sklave. Die Freyheit ist das erste Recht des Menschen, das Recht, nur den Gesätzen zu gehorchen und niemand zu fürchten, als sie; ein Recht, welches die Staatsbürger ihren Beherrschern nicht geben,

(*) Ich habe nichts eigenthümliches, sagte Antonin. Der Grundsatz des Marcus Aurelius war: sogar mein Pallast gehöret nicht mir.

und welches diese nicht mit Gewalt an sich ziehen können. Wehe dem Menschen, welcher sich fürchtete, sich frey zu nennen! wehe dem Lande, wo es ein Verbrechen wäre, den geheiligten Namen: Freyheit auszusprechen! Zu Grunde gehen soll der Niederträchtige, der es wagen würde, seinen Regent so sehr zu erniedrigen, daß er ihn über die Gesätze erhöbe! gerade als wenn diese Unterwerfung gegen das, was auf der Erde am allermajestätischsten ist, dem Regenten nicht Ehre machte. Das Gesätz ist alles. Kayser, Könige, Fürsten, alle diese verschiedene Namen drücken nur die nemliche Sache aus, die Diener des Gesätzes. Die Macht, das, was ungerecht ist, zu thun, ist Schwachheit, und erniedriget denjenigen, der sich derselbigen bedienet.

Fr. Es ist also keine Gesellschaft da, wo nur ein Beherrscher und Sklaven sind?

Antw. Nein; und noch mehr; es ist auch kein Eigenthum, keine Gerechtigkeit, kein Wohlwollen da. — Kein Eigenthum; denn ohne die Sicherheit der Besitzungen ist keine gesellschaftliche Ordnung mehr. — Keine Gerechtigkeit; denn die Gerechtigkeit allein kann das Gleichgewicht wiederherstellen, welches die Leidenschaften zu zerstören suchen. — Kein allgemeines Wohlwollen; wenn die Menschen durch die Gesellschaft mit einander verbunden

sind.

sind, so giebt es keinen niedrigen Mensch in den Augen der Natur; und wenn nicht alle ein Recht auf den nemlichen Rang haben, so haben sie doch alle ein Recht auf das nemliche Glück. Die Verfassung der Staaten kann sich ändern, die Rechte des Staatsbürgers aber bleiben immer die nemlichen.

Fr. Was soll der Regent thun, damit der Unterthan immer frey sey?

Antw. Er soll sich weder beherrschen noch befehlen lassen; er soll die Freyheit des Staatsbürgers gegen sich selbst und gegen alle diejenigen, welche den Tron umgeben, vertheidigen. Nur ein Tyrann zieht alles auf sich, und setzet sich zum Mittelpuncte von allem; unter seiner Regierung besteht die einzige Tugend des Staatsbürgers darinn, daß er zu sterben wisse. Die Namen der Tibere und der Neronen waren für ihre Unterthanen nichts anders, als nur das Sinnbild des Schmerzens und der Gräber.

Fr. Die Tyranney ist also zu befürchten?

Antw. Noch mehr für den Regent, als für den Unterthan. Dieser drohet, indem er dienet, und fodert zur Belohnung für seinen Gehorsam, das Recht, sich ungestraft zu vergehen. Der Regent macht sich, um der Unterdrücker des einen Theils seiner Nation zu werden, zum Sklaven des andern Theils.

Niederträchtig bey seinen Anhängern und stolz und hart gegen die übrigen, hat er von beiden Seiten alles zu befürchten.

Fr. Also neiget sich die Gewalt zur Tyranney, so wie sie schwach und von ihren Stützen abhängend wird?

Antw. Ja. Sie kann solches leicht an der Nachsicht, der Achtung, der knechtischen Duldung, welche sie gegen dieselbige gebrauchen muß, an der Partheylichkeit ihrer Gesätze, an der Trägheit ihrer Policey, an allem demjenigen wahrnehmen, wo sie sich verstellen und was sie leiden muß, aus Furcht, dieselbigen möchten sie verlassen.

Fr. Die den Gesätzen gemässe Gewalt ist also den Gesätzen allein unterworfen?

Antw. Dieß ist ganz gewiß. Sie hat niemand mehr zu Feinden, als die Boshaften und die allgemeinen Feinde. Jeder Mensch, welchem an der Erhaltung der Ordnung und der allgemeinen Ruhe gelegen ist, ist der gebohrene Vertheidiger der Macht, welche sie beschützet; und jeder Staatsbürger sieht in dem Feinde des Regenten seinen persönlichen Feind.

Fr Der Regent, welcher über das Eigenthum der Güter der Privatpersonen keine Gewalt hat, kann doch wenigstens den Gebrauch derselbigen vorschreiben?

Antw.

Antw. Der Regent soll sich in weiter nichts mischen, als nur die Last der allgemeinen Bedürfnisse auf das allgemeine Eigenthum aufzulegen; er muß den Theil des Unterhalts als ein Heiligthum unberührt lassen und nur dasjenige angreifen, was den zum bequemlichen Zustande seines Staats bestimmten Theil übersteigt.

Fr. Indem man dem Besitzer zu viel Freyheit läßt, heißt das nicht den Luxus und die Ausgelassenheit der Sitten, welche Folgen davon sind, einführen? dieß heißt sogar, in Ansehung des Regenten dazu berechtigen?

Antw. Dieß heißt nicht, den Misbrauch einer Sache berechtigen, wenn man den Genuß derselbigen frey läßt. Wenn man alles das, was misbraucht wird, verbieten müßte, so würde man nicht mehr denken noch wollen dürfen.

Fr. Was wird denn den Luxus einschränken, wenn der Regent ihn nicht verbieten kann?

Antw. Die Meynung. Von ihr selbst kann der Regent die Hauptveränderung in den Sitten abhängig machen und es so weit bringen, daß er sogar die Klasse derjenigen Menschen vermindere, welche der Gesellschaft alle Kosten ihres Daseyns auferlegen.

Fr. Wie das?

Antw. Das Mittel ist natürlich und leicht, und es ist sogar noch eine Pflicht des Regenten. Bey gleichem Verdienste, nehme er den bescheidensten Mann, in dessen Sitten die aufrichtigste Einfalt herrscht, vorzüglich wohl auf; er zeige seine Verachtung gegen Pracht und Luxus; er werfe einen verächtlichen Blick auf die Sklaven der Weichlichkeit, und sehe die Schlachtopfer der allgemeinen Wohlfarth mit gefälligen und ehrfurchtsvollen Augen an; er wird an seinem Hofe den Geschmack an Einfalt und Wirthschaft vestsetzen; seine Sitten werden alda an die Stelle der ausschweifenden Lebensart treten; das persönliche Verdienst wird verehret werden, die Pracht wird allein sich selbst bewundern, und die eitle Hoffarth schamroth werden; die Pracht, welche zuvor sich Ehre verschaffet hatte, wird sogar aufhören, wohlanständig zu seyn.

Fr. Dieß ist schon gut für den Hof; aber in der Stadt?

Antw. In der Stadt ist man nur allzufolgsam und allzueifrig, das Beyspiel des Hofes nachzuahmen. Die unwiderstehlichste Macht eines Regenten und vielleicht diejenige, welche er am wenigsten kennet, ist die Wirkungskraft auf die Gemüther und seine leichten Mittel, dieselbigen ohne Zwang noch Gewalt

zu

zu bewegen. Uebrigens wird dasjenige, was man in Ehren hält, bald Mode.

Fr. Giebt es eine Macht, die dem Hange zu Freuden das Gleichgewicht halten könne? Kann der Regent verhindern, daß ein von sinnlichen Belustigungen berauschter Mensch ein arbeitsames Volk, das ihm mit Eifer dienet, nicht nach seiner Willkühr lenke? daß die Freuden ihn nicht umgeben? daß die Künste ihm nicht gehorchen?

Antw. Nein; aber er kann die Weichlichkeit mit Beschimpfung und den Müssiggang mit Verachtung bestrafen; er kann den Reichthümern das Recht untersagen, die Trägheit, das Laster und die Unfähigkeit zu den höchsten Stellen im Staate zu erheben; er kann die schwelgerische Pracht demüthigen und ihr ihren Stolz benehmen; und die gedemüthigte schwelgerische Pracht wird die Dürftigkeit nicht mehr erniedrigen und die Tugend nicht mehr verdunkeln. Die eingebildete Meynung, welche man von den Freuden des Luxus hegt, ist das, was er schmeichelhaftestes hat. Man widerlege sie, so wird man die Reichthümer auf ihren wahren Werth einschränken, und der Besitzer wird dieselbigen, wenn er sich selbst ehren und sie in Ansehen bringen will, zu einem würdigern Gebrauche anwenden?

Fr. Wenn aber der Regent es so weit bringt, daß er den Luxus durch die Verach-

tung desselbigen zerstöret, wird er nicht durch das an dessen Stelle getretene prachtlose Wesen die Künste unterdrücken?

Antw. Der Luxus ist nur dazu gut, die Quellen des Luxus zu verstopfen. Er setzt den Reichen in die Unmöglchkeit, freygebig zu seyn, und in die Nothwendigkeit, geizig zu seyn; und sein Geiz ist eine Mischung aller der Leidenschaften, die man mit Golde befriedigt. Ein Regent soll den gänzlichen Untergang der Künste, deren Nahrung der Reichthum ist, weder hoffen noch befürchten; aber wenn die vorzüglichen Ehren nicht mehr damit verbunden sind, so werden diejenigen Seelen, welchen die Natur Triebkraft und erhabenes Wesen verliehen hat, die Gegenstände der Eitelkeit mit Verachtung ansehen, und Lob und Ruhm in andern Dingen suchen.

Fr. So groß auch das Beyspiel und der Eindruck des Regenten seyn mögen, kann wohl der eitle Schimmer der Ehren den so mächtigen Glanz der Reichthümer verdunkeln? Dieser verblendet das Volk, und die Majestät des Trones selbst hat ihn nöthig, um dessen Ehrfurcht zu erregen?

Antw. Das heißt das Volk verläumden. Gewiß war Nero, als er eine Aenderung in seinen Gastmahlen vornahm, in seinen Augen nichts desto weniger Nero unter seinen vergoldeten Zimmerdecken, und Marcus

Au-

Aurelius war, als er seinen Mauern allen Zierrath abnahm, um die Bedürfnisse des Staates zu befriedigen, um destomehr sein Vater. Vor Jahrtausenden sah das freye, tugendhafte und arme Rom sein eingeschränktes Land von siegreichen Händen angebauet, und die Pflugschaar mit Lorbern gekrönet; und heute zu Tage sagt man es dem Volke nicht, damit es keine Wünsche gen Himmel schicke, um jene glückselige Zeiten wieder kommen zu sehen (*). Die Armuth des Cato war eine ganze Sonne von Licht, welche majestätische Stralen auf den ganzen Römischen Senat abstralete; das Gold des Lucullus war nur ein blasser Schimmer, noch schrecklicher, als die Finsterniß selbst.

Fr. Soll ein Regent zuweilen selbst das Urtheil fällen?

Antw. Ja; denn alsdann ist er dem Volke näher, er sieht die nähern Umstände des Unglücks der Menschen, er lernt, seine Gedanken dem Gesätze unterwerfen, und der so oft herrschsüchtige unumschränkte Wille gewöhnet sich daran, eine Kette zu fühlen, die ihn zurückhält.

Fr.

(*) Ich habe in einer der größten Städte der Welt einen Armen gehöret, welcher, als er vor einem Pallaste bettelte, dessen Altare vergoldet wurden, dem Vergolder zurief: Gebt mir ein wenig von diesem Golde, es hat immer den Herrn H — g verhindert, groß zu werden; und wirklich ist der Besitzer dieses Pallastes sehr klein.

Fr. Fodert ihn seine Pflicht an die Spitze der Armeen? Es scheint, als müsse der Ruhm eines Sieges ihm nur Ehrsucht einflössen, oder ihn in der, welche er schon hegt, verstärken?

Antw. Daß diejenigen, welche einer Gefahr entkommen sind, sich erfreuen, ist ganz natürlich; aber ein Tag, welcher Schuld daran war, daß das Blut der Menschen floß und Ströme von Thränen vergossen wurden, war niemals ein schöner Tag für einen gerechten und menschenfreundlichen Regent. Ein Schlachtfeld ist ein sehr unterrichtendes Buch; ein Regent, der es untersuchen wollte, würde Greuel, die sonst nirgends geschildert werden, darinn finden und grosse Regeln für den Frieden daraus ziehen.

Fr. Ist er verbunden, bis in die Hütten seiner geringsten Unterthanen herabzusteigen?

Antw. Ja; da soll er Hochachtung gegen die Macht seines Reiches zeigen. Die Nation wohnet nicht in den Pallästen; sie liegt in den Furchen der Felder, unter dem Strohdache des Landmannes, in der Werkstätte des Handwerksmannes, in den Wohnungen des Mittelstandes. Da sind die Armeen und die Flotten, die Hände, welche den Staat nähren, die Aerme, die ihn vertheidigen, die Künste, die ihn bereichern. Er muß durch sich selbst erkennen, bis wie weit der Mensch unglücklich

seyn,

seyn, und bis wie weit eine empfindungsvolle Seele ihre Neigung zum Mittleiden befriedigen kann; und zu diesem Ende Mütter über ihre kaum gebohrne Kinder weinen, und noch unglücklichere Menschen, die nicht sterben können, den Himmel vergebens um Gräber anflehen hören; er muß mit eigenen Augen halb geöfnete Scheunen und Ställe sehen, welche nichts anders sind, als Behälter für ausgezehrte Thiere, die in ihrer Art eben so unglücklich sind, als die Menschen, welche sie erwärmen und ernähren in der ihrigen; da wird er lernen, wie nothwendig es ist, die Schwachheit zu schützen, die Gewalt anzufesseln und Wohlthaten auszustreuen. Da wird er sein Volk unverhüllt gesehen haben; in den grossen Städten hat der Luxus die finstere Kunst erfunden, daselbst das Elend zu verstecken, und die von der Schande verfolgte Dürftigkeit lernt, um ihr zu entfliehen, sich zu verstellen und den äusserlichen Schein des bequemen Lebens und des bemittelten Standes anzunehmen. Auf dem Lande schleppt das Elend seine zerrissene Lappen mit sich fort, die blasse Farbe verräth alda die Noth, alles zeigt sich daselbst, so wie es ist. Wenn der Regent es selbst gesehen hat, so wird das Gute, das er gethan hat, ihm in der Masse des manchfaltigen Unglücks, das er gesehen hat, so wenig und so gering scheinen, daß er sich bey sei-

ner Rückkehr noch fragen wird: was habe ich gethan?

Fr. Wenn der Regent zu allem diesem verbunden ist, so muß er beynahe für alle das Uebel stehen, so der Staatsbürger leidet?

Antw. GOtt und die Natur wollen es also; sie, die ihm ihre Kinder anvertrauen, um sie glücklich zu machen Alle Hände, welche sich gen Himmel erheben, um denselben gegen die Unterdrückung oder den Hunger anzuflehen, klagen ihn an, und GOtt, welcher die Thränen dieser Leidenden sieht, fodert immer Rechenschaft von dem Regent über die, so er ihm anvertrauet hat.

Fr. Wenn hören die Pflichten des Regenten gegen den Unterthan auf?

Antw. Im Grabe; wenn aber die Geburt eines andern ihm neue Pflichten auferlegt, so ist es eine Kette, welche nur durch ein Verbrechen unterbrochen wird, und welche nichts anders, als nur die größte Frevelthat, zerreißt. Den Tag, welcher für den Mensch zur wirksamen Thätigkeit bestimmt ist, soll der Regent zu Sorgen und Arbeiten anwenden; oft soll er auch bey Nacht wachen, denn das Verbrechen wachet, wenn der Regent schläft.

Fr. Und seine Erholung?

Antw Kann er wohl welche haben, so lange es noch Unglückliche und Verbrecher in seinem Staate giebt?

Fr.

Fr. Das kürzeste oder das am wenigsten gefährliche wäre also, die Krone nicht anzunehmen oder abzulegen?

Antw. Die Nothwendigkeit, tugendhaft auf dem Trone zu seyn, soll und kann eine grosse Seele nicht abschrecken. Es ist nicht möglich, den Grad der Vollkommenheit zu bestimmen, den ein Mensch erreichen kann. Der Abstand zwischen dem Antonin und dem Caligula ist ein Beweis davon; und vielleicht wird unser Jahrhundert das Glück haben, noch grössere Beweise davon zu sehen. Wenn ein Mensch an die Spitze einer Nation steigt, so nimmt ihn GOtt einigermassen zum Mitregent der Welt für einen Theil derselbigen an. Von ihm selbst muß der Regent den Verstand zum regieren hernehmen, und aus seinem Schoose muß er die Liebe zur Ordnung und zur allgemeinen Wohlfarth schöpfen.

Fr. Es giebt so viele Boshafte, so viele niederträchtige Seelen in einem Staate, welche die Sorgen des Regenten nicht verdienen?

Antw. Der Regent soll weder zum Laster aufmuntern, noch dasselbige beschützen; aber er ist sehr oft dem Lasterhaften selbst Sorgfalt schuldig. Die Quelle seiner Handlungen muß in seiner Seele, und nicht in der Seele anderer seyn. Sogar die Boshaften selbst sind

nütz-

nützlich, ohne sie würde der Regent keine Tugenden nöthig haben.

Fr. Die Boshaften beleidigen ihn?

Antw. Was ist daran gelegen, GOtt ist sein Gesätzgeber und sein Richter.

Fr. Sie sind undankbar?

Antw. Immerhin; er soll die Natur nachahmen. Diese giebt den Menschen alles, und erwartet nichts von ihnen.

Fr. Sie beschimpfen ihn?

Antw. Die Beschimpfung erniedriget denjenigen, welcher sie anthut, nicht aber denjenigen, der sie erleidet.

Fr. Sie verläumden ihn?

Antw. Er soll GOtt dafür danken, daß sie ihre Zuflucht zu Lügen nehmen müssen, um Böses von ihm zu reden.

Fr. Aber der Schimpf?

Antw. Es giebt keinen für den gerechten Mann.

Fr. Soll er wohl den Menschen misfallen, um ihnen zu dienen?

Antw. Wenn er ihnen auch verhaßt werden sollte, so muß er ihnen nützlich seyn.

Fr. Die herrschende Gewalt ist also kein Gut?

Antw.

Antw. Sie ist das größte Unglück für denjenigen, welcher nicht der Tugendhafteste unter den Menschen ist.

Fr. Das Leben ist für einen Regent kein grosses Geschenk?

Antw. Es ist ihm gegeben, um GOtt ähnlich zu seyn, und die Siege sind die einzigen Mittel, die ihn seinem Urbilde nähern.

Fr. Welche ist für einen Regent die Art, zu belohnen oder zu strafen?

Antw. Sie muß aus den so eben angeführten Grundsätzen hergeleitet werden. Wenn er sich nur lauter Menschen bedienet, so wird das Gold für sie gegen den Lorberzweig und das Eichenlaub allen Werth verlieren. Die Diener seines Willens werden die Diener des Mitleidens und der Nachsicht seyn; und wir werden sagen, was die einen sowohl als die andern seyn sollen, um der Wahl ihres Herrn würdig zu seyn.

Fr. Worinn werden die Freuden eines Regenten bestehen, die ihn für so viele Mühe belohnen?

Antw. Darinn, daß er den Leidenden tröste, dem Unglücklichen beystehe, durch ein Wort einer ganzen Provinz aufhelfe, und alle Tage Menschen zu tausenden glücklich machen könne. Giebt es ein empfindlichers Vergnügen, als dieses, wenn man zu sich selbst sagt:

„ GOtt sey gelobt! ich habe ihn nachgeahmt.
„ Mein Gesätz hat die Thränen der Wittwe,
„ des Waisen gestillet, verschmachtete Provin-
„ zen sind fruchtbar geworden; meine getreuen
„ Unterthanen haben ihr Blut für ihr Vater-
„ land vergossen, wenn die Thränen ihre
„ Gräber öfnen könnten, so würden sie meine
„ Klagen hören und meine Sorgfalt für die
„ Erhaltung des Blutes ihrer Kinder sehen. „
Dieß sind die Freuden eines Regenten. Darinn besteht die Glückseligkeit der Seele, und GOtt selbst verleiht keine grössere Freuden, jene ausgenommen, ihn zu sehen und anzubeten.

Fr. Sollte ihn wohl der heftige Eifer für die allgemeine Wohlfarth für alle seine Arbeiten schadlos halten?

Antw. Ja. Die Belohnung für seine kummervolle Mühe liegt in dem reinen und innern Gefühle der Güte, in dem Vergnügen, von sich selbst zu erfahren, daß er ein Menschenfreund, empfindsam, großmüthig, und der Liebe der Menschen sowohl als des Anblicks GOttes würdig ist.

Fr. Ein guter Regent kann also mit anbrechendem Morgen die Belohnung seines Tagwerks berechnen?

Antw. Ja. Wenn er erwachet, so ist sein Erwachen das Erwachen des Gerechten.

Sein Leben und seine Ruhe sind sein geringstes Anliegen, denn er lebt nicht für sich. Glücklich ist der Regent, welcher mit dem ruhigen Bewußtseyn des Vergangenen an die Zukunft denkt, und der sich jeden Morgen bis zu dem Schoose des Ewigen schwingt, und ihm den schönsten Lobgesang bringt, den diejenigen, die an seiner statt sind, ihm auf Erden singen können: meine Seele ist die Seele eines grossen Volkes; mein Willen ist der allgemeine Wunsch; ich habe dein Gesätz um Rath gefragt, um es auszudrücken und durch das meinige zu heiligen; es wird itzt mit mir regieren, und mein Geschäft wird das Glück des Welttheiles seyn, den du mir anvertrauet hast.

Fr. Wird dieses Glück nicht den Tag über durch die Kenntniß solcher Unglücksfälle, denen er nicht abhelfen kann, gestöret werden?

Antw. Es giebt wenige von dieser Art. Wenn er welche dergleichen findet, so muß er ihnen Thränen schenken, und diese Thränen sind nicht bitter, so wie die Thränen der Schande und der Gewissensvorwürfe; sie sind rein, so wie ihre Quelle; es sind Thränen des Titus, welcher einen Tag beweinete, den er verloren hatte.

Fr. Worauf lassen sich alle Pflichten eines Regenten einschränken?

Antw. Er soll die Menschen lieben; ihr Verdienst unterscheiden; die einsichtsvollesten, besonders aber die tugendhaftesten zu seinen Gehülfen aufnehmen; die allzuwillfährigen und die Schmeichler aus seiner Gegenwart verbannen; die Liebe zur Wollust bezähmen; die schwelgerische Pracht fliehen und bedenken, daß sie die Seele durch die Sinnen entkräftet und die Schätze durch den Eigensinn erschöpft; von wenigem leben und nicht vergessen, daß er, ob er gleich Regent ist, nicht mehr Bedürfnisse habe, als ein anderer Mensch auch; dem Schlafe nur so viel Zeit lassen, als man ihm nicht nehmen kann; sich jeden Morgen als einen solchen Zeitpunct vorstellen, da die eingeschlafenen Verbrechen erwachen, da der Unglückliche zur Empfindung seines Unglücks von neuem auflebt, da der Unterdrückte, indem er sich in seinem Kerker quält und kränket, die Last seiner Fessel wieder findet, und da endlich die herrschende Macht der Gesätze mit dem Mitleiden und der Barmherzigkeit wieder erwachen soll.

Fr. Du hast nicht von den Pflichten des Regenten gegen seine Kinder und seinen Nachfolger geredet? sollten ihn seine Geschäften davon befreyen?

Antw.

Antw. Der geringe Mensch ist dem Vaterlande von den Staatsbürgern, die er ihm giebt, Rechenschaft schuldig, und die Schuld des Regenten ist deswegen noch nicht bezahlt, weil sie überaus groß ist. Er steht der Nation für alle das Uebel, das sie thun können, und für alle das Gute, das sie nicht thun werden. Die Tugenden, die er ihnen einflössen wird, werden lauter Wohlthaten gegen das Vaterland seyn, so wie jede Nachlässigkeit ein Verbrechen gegen dasselbige seyn würde. Mit den geheiligten Pflichten eines Vaters muß er die noch heiligern Pflichten eines Regenten verbinden. Er muß seinen Nachfolger lehren, daß seine Tugenden oder seine Laster das Schicksal von Millionen Menschen bestimmen werden, daß seine Ehrfurcht gegen die Gesätze und die Sitten das Muster seiner Völker seyn werde; daß seine Jugend nicht der Freude noch der Ruhe gewidmet, sondern daß sein Leben ein Leben der Arbeit und der Sorgen seyn solle. Er wird ihm jene Herrschaft über sich selbst, welche die Seele mit allem dem, was ausser ihr ist, im Gleichgewichte hält, jene zarte Empfindung des Gewissens, welche sich bey der mindesten Ungerechtigkeit so wie bey den Lobeserhebungen der Sklaven beunruhigt, jenen Despotismus der Tugend einprägen, welche allein unter der Macht der Gesätze herrschen will, um die Un-

terthanen der Herrschaft untergeordneter Tyrannen zu entreissen. Endlich wird er ihn mit seinen Pflichten erschrecken und ihm dieselbigen noch mehr lieb und werth machen. Sein Nachfolger, welcher durch das Beyspiel gewohnt seyn wird, die zärtlichen Wirkungen der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit zu sehen, wird seine Seele dazu vorbereitet haben, und er wird, so oft er an die Pflichten, die ihn erwarten, denkt, eine geheime Regung und ein aufrichtiges Verlangen nach der allgemeinen Wohlfarth empfinden, und, indem er von einem tugendhaften Vater Unterweisungen für den Tron erhält, wird er nichts anders wünschen, als solchen niemals zu besteigen.

---

4. Von den Grossen und Vornehmen.

Fr. Was verstehst du durch Grosse und Vornehme.

Antw. Diejenigen, welche die ersten Stellen im Staate besetzen, es mag in der Regierung oder bey dem Regenten seyn.

Fr. Sind sie in allen Staaten einerley?

Antw. Nein. In einer Republik besitzen sie die herrschende Gewalt, und üben

solche

solche in ihrem völligen Umfange aus (*). In einer Monarchie üben sie dieselbige zuweilen aus, aber sie besitzen sie niemals. Sie geht durch ihre Hände, sie wohnet aber nicht bey ihnen. Sie sind die Canäle derselbigen, welche der Regent nach seinem Willen öfnet und schließt.

Fr. Worinn besteht ihre erste Pflicht?

Antw. Den Regent bey dem Volke und das Volk bey dem Regenten vorzustellen. Sie sind die ersten Unterthanen und die ersten Staatsbürger; und ihre Pflichten nehmen noch um desto mehr zu, weil sie durch ihre Obermacht über das Volk zu dem Regenten, und durch ihre Abhängigkeit von dem Regenten zu dem Volke gehören.

Fr. Ihre Verrichtungen erfodern also ein empfehlungswürdiges Verdienst?

Antw. Ja. Ein Grosser, der seine Stelle recht besetzen will, muß in seinem Range gleiches Verdienst besitzen, das heißt, seine Handlungen, seine Sprache, seine Aufführung muß mit der Stelle, die er versieht, vollkommen übereinstimmen.

Fr. Warum ist es so nothwendig, daß er Verdienst besitze?

(*) Diese werden zusammengenommen für Regenten gehalten, und ihre Pflichten sind die nemlichen.

Antw. Weil er seine Grösse die andern desto schwerer drücken läßt, je weniger er sie durch sich selbst unterstützet. Die erste Beschäftigung eines Grossen oder Vornehmen, der keine Tugend besitzt, ist, daß er den Weg von der Wahrheit zum Trone versperret und dem Regenten zuruft, sein Volk sey glücklich, um nach seiner Bequemlichkeit den Schweis und das Blut desselbigen auszupressen. Wenn er in einer Rathsversammlung mit dem Regenten gesteht, daß man dessen Kräften untersuchen müsse, so geschicht es, um hernach bey Unterdrückung desselbigen zu berechnen, wie lange es noch leiden könne, ohne darunter zu erliegen.

Fr. Kann ein äusserliches gebieterisches Ansehen den Grossen und Vornehmen den Mangel der Tugenden nicht ersetzen?

Antw. Dieß heißt fragen, ob das Laster nicht den Mangel der Tugend ersetzen könne. Die Wohlthätigkeit eines Grossen oder Vornehmen muß nach dem Verhältnisse seiner Macht zunehmen und wenn seine Seele sich bey allen den Gelegenheiten, die sie hat, grösser zu werden, nicht mehr erhebt, als die Seele eines andern, so ist sie niederträchtiger. Das demüthigende hohe Ansehen ist nur der Affe der Würde, und die sich herausstreichende Pracht das Schattenbild des Ruhmes.

Fr.

Fr. Warum hast du gesagt, daß die Grossen oder Vornehmen die Stellvertreter des Regenten bey dem Volke seyn sollen?

Antw. Weil sie ihre Rechte durch Handlungen unterstützen und diese zu lauter Beweisen der Liebe gegen den Regent und das Vaterland machen sollen.

Fr. Wie sollen sie aber ihre Handlungen zu Beweisen der Liebe gegen den Regent und das Vaterland machen?

Antw. Dadurch, daß sie in allem das Beyspiel der Tugenden eines Staatsbürgers geben; daß sie Ehrfurcht und Unterwerfung gegen ihre Gesätze, Eifer und Begierde für das Wohl des Staates und Uneigennützigkeit in Ansehung ihrer eigenen Dienste bezeigen; daß sie diejenigen, welche sie ernähren und vertheidigen, hochachten und beschützen; daß sie unter ihnen einen gegenseitigen Wechseltausch von Wohlthaten, Diensten und Dankbarkeit errichten. Je höher sie erhaben sind, desto mehr müssen sie Verzeihung für ihren Rang zu erhalten suchen, und andere durch Wohlthaten lehren, daß sie mehr sind, als sie.

Fr. Also sollen die Grossen oder Vornehmen tugendhafter seyn, als die andern Staatsbürger?

Antw. Sie sind niederträchtiger, wenn sie nicht ihre Tugenden nach dem Grade ihres

Ranges abmessen. Ihr Stand erfodert, daß sie eine Pflanzschule solcher Männer seyen, deren Hand geübt ist, das Schwerdt und die Wage zu halten, die in der Kunst durch die Gesätze sowohl als durch die Waffen zu regieren unterrichtet sind. Denn aus dieser Klasse der Staatsbürger zieht der Regent insgemein seine Generals, seine Staatsräthe und die Männer, die ihn vorstellen sollen.

---

5. Von den Staatsbeamten.

Fr. Was ist ein Staatsbeamter?

Antw. Er ist ein weiser, thätiger, einsichtsvoller Mann, der nebst dem Genie des Grossen den Verstand, sich um die mindesten Umstände zu bekümmern, besitzt, und welcher, als Verwalter der ihm anvertrauten Gewalt, einen Staat, so wie GOtt die Welt, nach natürlichen, unveränderlichen und gerechten Grundsätzen regiert. So muß ein Staatsbeamter beschaffen seyn; wo nicht, so sind der Regent und der Unterthan unglücklich.

Fr. Worinn bestehen seine Pflichten?

Antw. Diejenige Pflicht, welche die Grundveste der unzähligen andern, die er zu beobachten hat, seyn muß, ist die Ehre des Staates

sowohl

sowohl als des Regenten und das Glück des Unterthanen.

Fr. Dieß setzet voraus, daß sie sich sehr weit erstrecken?

Antw. Sie erstrecken sich auch wirklich sehr weit. Ausser allen den Pflichten des Regenten, welchen er vorstellet, hat er noch alle diejenigen zu beobachten, welche ihm die geheiligte Würde eines Beschützers seines Vertrauens und sein Stand als Unterthan auferlegt. Ein Staatsbeamter ist ein Mensch von einem ganz besondern Wesen, er ist nur da, um gar nichts für sich zu thun. Ein in der Regierungskunst unterrichteter Regent darf nur sein Herz zu Rathe ziehen, um das Gute zu thun; ein Staatsbeamter würde oft ein Verräther seyn, wenn er das seinige anhörete.

Fr. Wie und warum würde er ein Verräther seyn, wenn er sein Herz anhörete?

Antw. Seine Gründe sind die allgemeinen Gründe, und diese sind das Gesätz; es geschieht aber oft, daß das Gesätz etwas fodert, welches zu vollziehen seinem Herzen schwer fällt; und eben dieses beweiset, daß die Natur, wenn sie einen Staatsbeamten machen kann, sich vergessen müsse, um sich zu vergrössern; wenn dieß nicht erschaffen heißt, so heißt es doch wenigstens zernichten, um sich zu erhöhen.

Fr.

Fr. Ein Staasbeamter muß also sehr uneigennützig und standhaft seyn?

Antw. Der Privateigennutz und das Ansehen der Personen sind an einem Staatsbeamten ein Widerspruch. Die Nachläßigkeit würde seinen Fall, so wie der Eigennutz seine Niederträchtigkeit ankündigen.

Fr. Heißt dieß nicht, einen strengen Mann aus ihm machen?

Antw. Es heißt einen gerechten Mann aus ihm machen. Die lebenden Aerme des Gesätzes sollen nicht kraftlos werden, wenn es spricht; wenn die Gerechtigkeit die Seele desselbigen ist, so müssen sie sich starr ausstrecken, so bald sie deren Stimme hören.

Fr. Ist er nicht Richter in seiner eigenen Sache? seine Verrichtungen sind oft nichts anders, als eine Folge seines Willens und seiner Meynung?

Antw. Der Staatsbeamte ist das Aug des Regenten in einem Staate, und, so wie er, hat er nur dessen Glück und Ruhm vor Augen. Sein Willen ist nicht der Willen eines Menschen; die allgemeine Nothwendigkeit ist es, welche die Hülfe, deren sie bedarf, begehret und erhält. Seine Meynung ist keine Meynung. Er ist das Reich durchgereiset und hat das Gold und die Kräften desselbigen abgewogen; er hat denjenigen, welcher es aus dem

Schoose

Schooße, der Erde zieht, sowohl als denjenigen, der es aus dem Schooße des Vaterlandes nach den Nationen rollet, und denjenigen, welches das Vaterland mit Gefahr seines Blutes vertheidigt, befragt. Das Eisen unter den Händen des Künstlers ist seinem Blicke eben so wenig entgangen, als jenes, welches ganze Rotten Streiter zu Boden stürzet oder Furchen in die Erde gräbt; nachdem es mehr oder weniger rostig war, hat er auf ihre nützliche Geschäftigkeit den Schluß gezogen; er hat die Misbräuche mit dem Gesätze, die Verfassung des Staatsbürgers mit den zu seinem Glücke getroffenen Maasregeln verglichen, und von dem, was noch zu thun übrig bleibt, durch das, was schon gethan ist, unterrichtet, zieht er die Weisen zu Rathe, fodert ihre Einsichten auf, zeigt die Bedürfnisse und die Hülfsquellen, läßt sich das, was die allgemeine Wohlfarth erfodert, befehlen und nimmt endlich keine Handlung eher vor, als bis derjenige, welcher der Vater des Staates seyn soll, so wie er der Erstgebohrene desselbigen ist, seinen Willen einem beständigen Gesätze unterworfen hat.

Fr. Warum ist ihm die Standhaftigkeit nothwendig?

Antw. Damit er sich nicht wegen geringerer Hindernisse im Kleinen von den allgemeinen Grundsätzen entferne; damit er die Grenzen des Guten so weit, als er kann, hinaus-

setze und die Masse des Uebels verringere; damit er sich über das Gebiet der Gebräuche und augenblicklicher Nothwendigkeiten erhebe; damit er der Weichlichkeit und dem Verderben der untergeordneten Stände vorbeuge; damit er die ewigen Anstösse des Privateigennutzes und des allgemeinen Vortheils gegen einander aufhebe und seinen Endzweck, ohne sich durch Hindernisse abschrecken zu lassen, erreiche; damit er um der Erhaltung des Ganzen willen zu verlieren und durch das Leiden einiger Augenblicke einen Abgrund für die Plagen eines Jahrhunderts zu graben wisse.

Fr. Er muß also den Einfluß der Theile der Verwaltung auf einander und eines jeden auf das Ganze zu berechnen wissen?

Antw. Ja. Das Privatwohl mit dem allgemeinen Besten zu verbinden, beides mit einander durch den Inbegriff des einen in dem andern zu vereinigen, beides zu rechter Zeit und auf eine schickliche Art einzuschränken zu wissen, um ihm hernach einen höhern Schwung und einen grössern Umfang zu verschaffen; darauf muß ein Staatsbeamter sich befleißigen. Seine Wünsche, nützlich zu seyn, enthalten das Verlangen nach Einsichten. Für ihn ist das Wahre der Kreis der Bedürfnisse, die Kette der Pflichten, der gegenseitige Wechseltausch der Hülfe, die billigste Theilung des allgemeinen

nen Guten unter denjenigen, die es wirken. Seine Wahrheit ist das Nützliche und das Gerechte.

Fr. In diesem Ende muß er den Punkt kennen, wo die Nothwendigkeit aufhöret und wo der Misbrauch anfängt? Dieses aber setzet viele Einsichten und Tugenden voraus?

Antw. Diese muß er besitzen. Seine Stelle ist ein unermeßlicher Ocean; kaum hat er einen Theil desselbigen übersehen, so sieht er einen andern eben so weiten Horizont, als der erstere, sich vor ihm ausbreiten und enthüllen. Das grobe Geschütz, der Krieg, das Seewesen, die Künste, die Religion, die Politik, alles ist ein Gegenstand seiner Arbeiten und seines Erfolgs, so wie die Gerechtigkeit, die Treue und die Wohlthätigkeit die Grundveste derselbigen sind. Ein Mensch, dessen Hände das Schicksal Millionen anderer abwägen, darf gar keinem Menschen ähnlich seyn.

Fr. Du schilderst gar keine seiner Pflichten?

Antw. Sie sind alle in der Summe der Pflichten angezeigt, die ihm der Regent anvertrauet hat, und die er erfüllen muß. Es gehörete ein ganzes Werk dazu, sich in alle umständlich einzulassen.

Fr. Erkläre wenigstens diejenigen, welche er am eifrigsten beobachten muß?

Antw.

Antw. Der Staatsbeamte muß, gleich dem Geiste der Fruchtbarkeit, der durch das schreckliche Dunkel des Chaos über dessen Abgründen hin und her schwebte und den Keim der Welt ausbrütete, einigermassen über dem Staate schweben und sich bis auf den Punct erheben, aus welchem er dessen Elend übersehen und dessen Verwüstungen untersuchen kann; er muß solche immer in seinem Verstande und in seinem Herzen haben, damit jener die Hülfsmittel aufsuche und dieses solche anwende. Er muß die Ungerechtigkeit zu Boden stürzen, den Drohungen der Reichen trotz bieten, die Klagen der Armen anhören, den Feldbauer aufmuntern und ihm einen edlen Stolz auf sein Gewerbe einflössen, ihn, als den Wohlthäter des Vaterlandes, beschützen und ihn die Ehre, über die Felder zu herrschen, der Schande, sein Elend in den Städten zu verkaufen, vorziehen machen; dem Luxus steuren, welcher dem Staate schädlicher ist, als die Empörungen selbst, weil er sie durch die Zerstörung der Tugenden nach und nach zu Grunde richtet, da hingegen die letztern nur vergängliche gichterische Bewegungen sind; er muß mit den Schätzen des Reiches, als mit dem Gute einer Familie häuslich wirthschaften; nicht indem er nur sein Augenmerk auf geringe Gegenstände richtet und daher nur kleine Hülfsquellen verschafft, sondern indem er die

Ord-

Ordnung vestsetzt, die allen Ausschweifungen vorbeugt und das, was das Nahrungswesen des Staates ist, und sogar das Blut des Staates gänzlich an die Bedürfnisse desselbigen anwendet.

Fr. Wenn er seine Pflichten innerhalb erfüllt, wenn er der ihn anrufenden Dürftigkeit, den ihn auffodernden Wunden, den um Schutz flehenden Künsten, den stillschweigend redenden Dienstleistungen und den aus Bescheidenheit fliehenden Menschen seine Thüre und sein Herz geöfnet hat, hat er alsdann keine mehr ausserhalb zu erfüllen?

Fr. Ja, und diese schränken sich darauf ein, die Geschäften, als ein gerechter Mann, zu besorgen, und als ein Staatsmann zu handeln.

Fr. Was heißt das, die Geschäften, als ein gerechter Mann, besorgen, und als ein Staatsmann handeln?

Antw. Dieß ist die Kunst, die vernünftigen Gründe, mit ihrer ganzen Macht bewaffnet, vorzustellen; die Vortheile des Vaterlandes zu untersuchen; seine Rechte abzuwägen; seine Kräften genau zu erkennen; die Zukunft zu beurtheilen; die gegenwärtigen Unfälle zu schildern; die Schrecken des Krieges deutlich abzubilden; die fast unsichtbare Linie, welche die Natur für die Staaten so

wie für die Menschen gezogen hat, und an welcher sich das politische und das moralische Gute befinden, zu unterscheiden; denjenigen, welche die Werkzeuge der Könige bey Königen sind, solchen Unterricht zu ertheilen, durch welchen die Ehrfurcht gegen den Regent und gegen die Nation mit einander verbunden werde; ihnen oft zu wiederholen, daß die Eroberung einer Provinz mit dem Leben eines Menschen nicht in Vergleichung gesetzt werden könne; den Generals einzuprägen, daß der Regent so oft ein Meuchelmörder werde, als Leute umkommen, um einen ungerechten Sieg zu erhalten; endlich alles für den Regent zu seyn, was die Empfindung GOttes selbst für den Gerechten ist, nemlich ein Zügel gegen das Böse und ein Sporn für das Gute, und für das Vaterland dasjenige zu seyn, was die wohlthätige Gottheit für den Unglücklichen ist, nemlich der Bürge seiner Hülfe und das Ende seines Unglücks.

6. Von den obrigkeitlichen Personen.

Fr. Was ist eine obrigkeitliche Person?

Antw. Ein untergeordneter Richter, der mit der herrschenden Gewalt des Regenten bekleis

kleidet ist, um seinen Unterthanen die Gerechtigkeit zu verwalten.

Fr. Dieser Stand ist also für die Gesellschaft sehr wichtig.

Antw. Eine obrigkeitliche Person ist der Stellvertreter des Königes, des Vaterlandes und der Religion; sie steht zwischen dem Altare, dem Trone und dem Gesätze. Sie ist ein Schutzengel, welcher die unveränderlichen Grenzen, die das Regiment vom Priesterthume scheiden, hütet, und wachet, damit die Gesätze, welche dieselbigen vestsetzen, unverfälscht bleiben. Nach der Pflicht, gerecht zu seyn, ist die erste Schuldigkeit einer obrigkeitlichen Person, das Gesätz zwischen der Macht und dem Gehorsam gehen zu lassen, die Unterdrückung und die Anarchie in gleich weiter Entfernung von ihm zu halten, und die Schritte der Frömigkeit so genau abzumessen, daß die Schwärmerey ihr eben so wenig nahe komme, als die kaltsinnige Nachläßigkeit. So ist das Amt einer obrigkeitlichen Person beschaffen; dieß ist ihre Verrichtung, welche zunimmt, je nachdem der Staat und der Regent ihr mehr oder weniger Gewalt anvertrauet haben.

Fr. Dieß ist ein sehr unbelohnendes Amt?

Antw. Unbelohnend? Wäre es wohl deswegen, weil eine obrigkeitliche Person groß-

müthig seyn soll? weil der Mensch, der diese Stelle versieht, nur seiner Pflicht folgen, nur die Gerechtigkeit lieben, und nur die Wahrheit kennen soll? Es ist nicht so unbelohnend, den Schwachen zu lehren, daß einem mächtigen Manne verhaßt seyn noch kein Verbrechen sey, und dem Armen zu zeigen, daß er noch unter die Klasse der Menschen gehöre. Kann wohl der majestätische Titel eines Beschützers des Unglücklichen mit jenen in Vergleichung gesetzt werden, welche der eitle Hochmuth ersann, um das Nichts zu erheben, und welche die Niederträchtigkeit dem Stolze giebt.

Fr. Diese Namen eines Beschützers des Schwachen und des Dürftigen sollten bey den Menschen unbekannt seyn?

Antw. Besser gesagt, seltener; und eben deswegen schreibe ich. Die Ungleichheit, welche eine Folge unserer Natur und unserer Laster ist, macht die Unordnungen unvermeidlich und die Obrigkeitliche Person nothwendig. Dazu setze man noch die Unvollkommenheit der Gesätze, die leichten Mittel, solche zu misbrauchen, so wird man auf die Nothwendigkeit des Schutzes das Siegel drücken.

Fr. Was ist die Obrigkeit dem Regenten schuldig?

Antw. Alles. Ausgenommen, das Interesse seiner Krone oder seines Volkes aufzuopfern.

opfern. Wenn die Ehre des Regenten einen Decius foderte, so müßte sich die obrigkeitliche Person dazu anbieten.

Fr. Was ist sie ihrem Vaterlande schuldig?

Antw. Die Gesätze unverfälscht zu lassen.

Fr. Und ihren Mit-Staatsbürgern?

Antw. Die Gerechtigkeit.

Fr. Sie muß also über das ganze Gebiet der Gerechtigkeit ein wachsames Aug halten?

Antw. Ja; wenn sie dem Heiligthume vorsteht; oder über den ihr anvertrauten Theil, wenn sie nur eine Säule desselbigen ist (*). Die Kraft der Gesätze zu unterhalten, welche immer zur Schwäche sich herabneigen; diejenigen, welche Zeit und Misbrauch in Verfall gebracht hat, wenn sie nützlich sind, wieder aufbringen; neue errichten, wenn neue Bedürfnisse neue Hülfsmittel erfodern; auf die Vollziehung derselbigen dringen, welches noch schwerer ist, als sie einführen; bey der Einschränkung derselbigen in die Grenzen der Nothwendigkeit diejenigen zu lassen, welche zur

(*) Zur grössern Deutlichkeit dieser Schrift, wird man nur von den obersten Vorstehern bey obrigkeitlichen Aemtern reden; die Erklärung ihrer Pflichten läßt auf die Pflichten der andern schliessen.

Verfassung des Staates gehören; die Stellen im Heiligthume an solche Männer vergeben, welche würdig sind, die Ausleger und Orakel derselbigen zu seyn; zuweilen diejenigen richten, welche die Erde richten; dasjenige unterscheiden, was Strafe oder Vergebung verdienet; das Interesse des Vaterlands in denjenigen Rathsversammlungen vortragen, wo das Schicksal desselbigen abgewogen wird; mit Weisheit und Ehrfurcht die Gnade des Regenten und die Rechte der Gerechtigkeit einander das Gleichgewicht halten lassen; aufmerksam darauf bedacht seyn, daß Recht und Gerechtigkeit nicht durch die Formalitäten der Gerichtshöfe unterdrückt noch durch die Langsamkeit derselbigen zernichtet werde!; jeden Mensch, der sich vom Mark des Staatsbürgers nähret und mit dessen Schweise wuchert, zu Boden stürzen; Dieß ist der summarische Inbegriff der Pflichten einer obrigkeitlichen Person; die Gerechtigkeit, welche in ihrem Herzen wohnen soll, muß alles um sie herum regieren. Das Gesätz, dessen Werkzeug sie ist, ist das Bild der ewigen Ordnung.

Fr. Demjenigen, was du so eben gesagt hast, zu folge, muß eine obrigkeitliche Person die Gerechtigkeit unentgeldlich, schleunig und unpartheyisch verwalten?

Antw:

Antw. Nichts ist unstreitiger. Der Eigennutz verletzet sie, die Langsamkeit macht sie leiden und die Partheylichkeit erstickt sie.

Fr. Warum verletzt der Eigennutz die Gerechtigkeit?

Antw. Weil sie aufhören würde, Gerechtigkeit zu seyn, wenn man sie erkaufen müßte; weil ihr Heiligthum eben so rein seyn soll, als die Gottheit, welche darinn wohnet; der Diener, welcher jenes beflecket, beleidiget, lästert und entehret diese.

Fr. Wenigstens ist es doch den untergeordneten obrigkeitlichen Personen erlaubt, eine Belohnung für ihre Sorge zu fodern?

Antw. Das mag seyn, aber dieß ist auch alles. Es ist allerdings ein Unglück, daß diejenigen, welche dazu bestimmt sind, das lebendige Gesätz oder die Orakel desselbigen zu seyn, ihrer Glücksumstände wegen gezwungen sind, das Schwerdt derselbigen zu führen, um Brod zu gewinnen, und seinen Mit-Staatsbürger zu erwürgen, der das seinige fodert. Die Kunst, die Gerechtigkeit zu verwalten, sollte durch die sichtbaren Aerme GOttes ausgeübt werden, und nicht von solchen Leuten, welche die Kunst zu leben daraus machen. Die Linie, welche die Grenzen der Pflicht und der Bedürfnisse bezeichnet, ist so unvermerklich!

Fr. Aber warum hat man untergeordnete angestellet, die man zwingt zu bezahlen, um das Interesse des Schwachen oder des Klagenden zu vertheidigen? Wenn derjenige, welcher Unrecht gelitten hat, ihnen sein Anliegen beybringen kann, so würde er solches auch seinen Richtern deutlich vorstellen können, und diese verwalten die Gerechtigkeit unentgeldlich?

Antw. Die Erörterung dieser Frage stehet uns nicht zu. Das Gesätz, welches sie eingesetzet, hat ihnen Pflichten vorgeschrieben, und diese zu erläutern und vorzustellen, davon ist die Frage. Wenn sie auch alle Fähigkeiten, um solche zu erfüllen, besässen, so würde der Eigennutz sie doch alle vertilgen; die Thüren des Heiligthums müssen nicht um Geld geöfnet werden. Sogar diejenigen, welche im Namen des Unterdrückten daran anklopfen, müssen aus Pflicht uneigennützig seyn, wenn sie dem Stande nach frey sind und Sklaven der Gerechtigkeit, um der Gesellschaft nützlich zu seyn. Sollten sie auch ihre Würden und Ehrenstellen nur allein ihren Einsichten zu verdanken haben, so müssen sie dennoch den Geitz aus ihrem Stande entfernen. Dieser erfodert, um recht besetzt zu werden, die Uebereinstimmung der Fähigkeiten und der Tugenden.

Fr. Warum macht die Langsamkeit die Gerechtigkeit leiden?

Antw. Weil man ungerecht ist, wenn man sie aufschiebt, da man sie gleich verschaffen kann; die Zeit ist edel für denjenigen, dessen Interesse in Gefahr steht.

Fr. Man muß sich also nicht um dasjenige, als um eine Gnade bitten lassen, was man seinem Stande nach schuldig ist?

Antw. Die Schande einer obrigkeitlichen Person sollte nach dem Verhältnisse ihrer bittenden Partheyen zunehmen. Einen Richter bitten, heißt zu ihm sagen: ich bitte Sie, thun Sie ihre Pflicht, und erweisen Sie mir die Gnade und bezeigen Sie sich als einen ehrlichen Mann. Diejenige obrigkeitliche Person, welche sich bitten läßt, ist ein Betrüger oder ein Thor; und sie ist oft strafbarer, wenn sie die Gerechtigkeit aufschiebt, als wenn sie dieselbige nach dem Gewichte des Goldes verkauft; die Höhe des Preises kann vielleicht demjenigen, welcher Unrecht gelitten hat, nicht so nachtheilig seyn, als die Langsamkeit, ihm Recht zu verschaffen.

Fr. Du befreyest dadurch diejenigen, welchen Recht verschaffet wird, von der Dankbarkeit?

Antw. Eine gerechte obrigkeitliche Person verdienet Hochachtung, aber nicht Dank. Sie ist von jedem Augenblicke ihrer Zeit Rechenschaft schuldig, so lange noch unentschiedene Rechtshändel unter ihren Händen bleiben. Sie hat nur dasjenige gethan, was sie unumgänglich nothwendiger Weise thun mußte; dieß giebt noch kein Recht auf die Dankbarkeit.

Fr. Endlich, wie erstickt die Parteylichkeit die Gerechtigkeit?

Antw. Auf der Welt sind nur GOtt und der Regent, welche Nachsicht in ihren Urtheilen gebrauchen dürfen, und dennoch können sie solches nicht zum Nachtheile der einen von beiden Partheyen thun. Die obrigkeitliche Person hat niemals das Recht, es zu thun; sie erhält ihre Gewalt von dem Gesätze, von welchem sie der Verwahrer und das Werzeug ist. Weicht sie davon ab, so ist sie strafbar, was sie auch immer dazu bewogen haben mag.

Fr. Wenn das Gesätz in Ansehung des Rechtsstreits der Partheyen keinen Ausspruch thut, kann alsdann die obrigkeitliche Person nicht einen Freund begünstigen?

Antw. Nein. Ihr Freund darf bey der Auslegung des Gesätzes nicht im mindesten in

Rück-

Rücksicht genommen werden; die daraus gezogenen Schlüsse machen einen Theil davon aus und sind eben so verehrungswürdig, als das Gesätz.

Fr. Es ist sehr hart, einen Freund, einen Verwandten, u. d. gl. zu verurtheilen?

Antw. Die obrigkeitliche Person muß von der Untersuchung einer Sache abstehen, wenn eine von den dabey Antheil habenden oder leidenden Partheyen mit ihr in Verbindung steht. Wenn es hart für sie ist, das Urtheil wider einen Freund zu fällen, so richte sie ihn nicht. Sie muß dem blos vergänglichen Willen des Menschen den unveränderlichen Willen des Gesätzgebers vorziehen. Jede obrigkeitliche Person sollte mit der Seele des Socrates die Gerechtigkeit des Aristides und das Genie des Plato verbinden. Es ist ihr möglich, die beiden ersten zu besitzen, und sie muß aus Pflicht wünschen, das letzte zu erhalten.

Fr. Wenn die obrigkeitliche Person das Urtheil über einen Feind zu sprechen hat?

Antw. Da wünsche sie sich Glück dazu; sie hat zu gleicher Zeit eine Leidenschaft zu überwinden und eine grosse That zu begehen.

Fr. Wenn man sie bestechen will?

Antw. Alsdann setze sie den angebotenen Preis auf die eine Seite und auf die andere die

Tugend und das Recht, Hochachtung gegen sich selbst zu hegen.

Fr. Wenn man sie durch Furcht zu schrecken sucht?

Antw. Was hat sie zu befürchten, wenn sie das Gute thut? Der Regent, welcher sie deswegen, weil sie das Gute gethan hat, hasete, würde sie nach dem Verhältnisse der Niederträchtigkeit seines Hasses erheben.

Fr. Die Gerechtigkeit ist also unter der Verwaltung einer rechtschaffenen obrigkeitlichen Person weder feil, noch bestochen, weder übereilt, noch träge?

Antw. Nein. Alles ist majestätisch an der Gerechtigkeit, und die obrigkeitliche Person ist der niederträchtigste Mensch, wenn sie nicht der gerechteste ist.

Fr. Worinn bestehen die Pflichten der obrigkeitlichen Person in Ansehung des peinlichen Processes?

Antw. Eine der weisesten Einrichtungen der Regierungen „ ist unstreitig ein allgemeiner Theil, welcher das Verbrechen im Namen „ des Staates verfolgt; dadurch kann der „ Staat die niederträchtige und gefährliche „ Hülfsquelle der Ankläger entbehren, welche „ ehedessen mit der Ehre und dem Blute ihrer „ Staatsmitbürger wucherten; um aber dieses „ fürchterliche Amt gehörig zu versehen, dazu

„ wird

» wird eine obrigkeitliche Person erfodert, die » den ganzen Werth des Lebens eines Men- » schen kenne. » Die Verurtheilung eines Staatsbürgers ist ein allgemeines Unglück.

Fr. Wenn man eine so gewissenhafte Aufmerksamkeit von Seiten des Richters erfodert, so werden die Todesstrafen und die Züchtigungen minder zahlreich seyn; und ohne Beyspiele, werden die Verbrechen sich häufig vermehren?

Antw. Unter der Verwaltung wachsamer Obrigkeiten wird es in einem Staate wenig Strafen geben, nicht weil sie oft Gnade ertheilen, sondern weil wenig Verbrecher seyn werden. Oefters Leibsstrafen sind ein unfehlbares Zeichen der Schwachheit und der Faulheit der Regierung. Wenn der Staat in Verfall geräth, so bleiben die Verbrechen wegen ihrer Menge sicher ungestraft.

Fr. Warum soll die obrigkeitliche Person keine Gnade ertheilen?

Antw. Weil die häufigen Gnadenertheilungen ankündigen, daß die Frevelthaten bald keine Gnade mehr nöthig haben werden, und man sieht, wohin das führet.

Fr. Warum muß sie so behutsam seyn, ein Todesurtheil zu fällen?

Antw. Weil es keinen Bösewicht giebt, den man nicht zu etwas gut machen könnte; weil die Natur und die Gesellschaft selbst das

Recht, einem Menschen das Leben zu nehmen, sollte es auch sogar nur um des Beyspiels willen seyn, nicht verleihen können, ausgenommen in dem Falle, wenn man dieses Leben nicht ohne Gefahr erhalten kann.

Fr. Du hast so eben gesagt, daß der obrigkeitliche Richter keine Gnade ertheilen solle?

Antw. Das wird keine Gnade seyn, einem Strafbaren das Leben zu erhalten und seine Gewissensbisse dadurch zu nähren, daß man ihm jeden Augenblick die Gelegenheit giebt, sein Verbrechen abzubüssen und zu seiner Schande wieder von neuem aufzuleben. Diese Strafe ist sogar schärfer, als der Tod, den ein Gesätz vorschreibt, welches die Natur nicht gemacht hat, welches das Interesse der Gesellschaft nicht erfodert (*) und welches aus dieser Ursache weder den Irrthum noch die Gefahr des Richters, der dasselbige befolgt, auf sich nehmen kann.

Fr. Das heißt, das Gesätz sehr zweifelhaft machen?

Antw.

(*) Die Todesstrafe ist in Dänemark für den Diebstahl und in Frankreich für das Ausreissen abgeschafft; und so eben, da ich dieses schreibe, lese ich, daß Ihre Kaiserl. Majestäten in Dero Staaten die Folter abgeschafft haben.

Antw. Zu den Gründen, welche verschiedene berühmte Regenten schon anführen, um es dafür zu halten, wage ich es, noch den meinigen hinzuzusetzen, in Hoffnung und mit dem Wunsche, daß es einst das Gesätz eines jeden von Menschen regierten Staates seyn werde. Hier ist er: wenn ein Mensch, auf welche Art es auch geschehen mag, schadet, so ist er nach den Gesätzen aller Gerechtigkeit strafbar; wenn derjenige, welchem er schadet, ihn selbst schlägt, sein Blut vergießt oder ihn umbringt, so fehlet er, eben so, wie der andere, gegen die Gesätze der wahren Natur und gegen die Gesätze der Vernunft, die sein Führer seyn soll. Wenn nun das Staatsgesätz ganz allein zur Bestrafung an die Stelle desjenigen tritt, welcher sich an dem Schadenden rächet, so nimmt sie die Stelle eines blutgierigen Menschen ein; und die Gerechtigkeit sowohl als die Natur rächen sich nicht anders, als nur, daß sie den Boshaften in die Unmöglichkeit setzen, zu schaden.

Fr. Hat sich nicht durch den gesellschaftlichen Vertrag jeder Staatsbürger im Uebertretungsfalle den durch die peinlichen Gesätze vorgeschriebenen Strafen unterworfen?

Antw. Ein Staatsbürger hat seines Gleichen ein Recht nicht verleihen können, welches die Natur ihm versagt. Wie auch der Ver-

trag, den er errichtet zu haben geachtet wird, beschaffen seyn mag, so kann derselbige doch zu dem Wesen, welches den Menschen ausmacht, nichts hinzusetzen.

Fr. Aber die Staatsrache wird durch das Gesätz und nicht durch den Mensch gewirket?

Antw. Das alsdann seiner wahren Fackel beraubte Gesätz ist nur ein menschlicher Wille, welchem die einmüthige Uebereinstimmung keine grössere Macht verleiht. Sobald es nun ein Verbrechen für den Mensch ist, Gewaltthätigkeit auszuüben und aus eigenem Triebe Blut zu vergiessen, so kann der vereinigte Wille aller Menschen auf Erden solches niemals vertilgen.

Fr. Ein Verbrecher ist ein Verräther, ein Feind der Gesellschaft; es verhält sich in Ansehung seiner eben so, wie in Ansehung einer Nation die man bestreiten und nach den Rechten des Krieges aus dem Wege räumen kann?

Antw. Der Endzweck des Krieges ist nicht und soll nicht seyn, die Menschen auszurotten, sondern sie zu verhindern, daß sie nicht schaden. Niemals soll man in dem Kriege einen Feind tödten, es wäre denn unmöglich, sich ihn unterwürfig zu machen. Den Kriegern wird es immer rühmlicher seyn, eine Nation zu überwinden, als sie zu zernichten. Ist der Vortheil eines ganzen Staates gegen einen Strafbaren nicht offenbar genug, um daß das Recht

und

und die Ehre, ihn umzubringen, nicht verschwinden? Uebrigens ist in dem Kriege das Leben eines jeden Soldaten in Gefahr, der Tod eines jeden Feindes ungewiß; bey den Vollziehungen der Todesstrafen bewaffnen sich Menschen, versammeln sich und bringen einen Mensch ums Leben, welchem sie den Gebrauch seiner Kräften nicht lassen. Ein verderbter Wille kann die menschliche Macht in ein Werkzeug des Mordes verwandeln und man hält ihn für unfehlbar! kein Mensch kann über sein Leben gebieten, seines Gleichen haben ihn nicht nöthig, um zu leben, der ganze Wille und alle seine Kräften sind nicht hinreichend, ihnen das Daseyn zu erhalten, er kann ihnen nicht sein Leben nach seiner Willkühr nehmen; wenn er verderbt genug ist, daran zu denken, und es wünscht, so sondert ein unendlicher Zwischenraum diesen Gedanken von dem Verbrechen ab, welches darauf folgen soll; Hinderniße, Furcht, Zittern zwischen dem Vorhaben und der Vollziehung desselbigen, alles läßt zweifeln, daß er eine wirkliche Gewalt über seines Gleichen besitze, und wenn er sie nicht besitzt, was soll man von dem Gesätze denken, welches sie vollzieht.

Fr. Dieses alles würde glauben machen, daß es keine sichere Regeln gebe, um das Urtheil einzurichten, welches die Todesstrafe erkennet?

Antw. Dieß ist so wahr, daß die peinlichen Gesätze selbst, da sie menschlicher Weise nicht alle Clauseln des Wiedervergeltungsrechts erfüllen können, dasselbige fast gänzlich aus ihren Gesätzbüchern verbannet haben. Indessen ist das Wiedervergeltungsrecht das einzige Strafgesätz, welches die Schritte des Menschen sicher leiten könne. Wie soll man denn etwas gewisses in Ansehung der andern Strafen vestsetzen können? Es giebt keine zwey Verbrechen, die einander gleich wären; also muß aus einer für alle verordneten Strafe eine Ungerechtigkeit entstehen.

Fr. Die geschriebenen peinlichen Gesätze würden also ein Fehler in einem Staate seyn?

Antw. Es sind todte Gesätze, welche immer die nemlichen bleiben, und das Verbrechen nimmt zu und erneuert sich mit den Zeiten und den Umständen. Dieß ist das Hinderniß, welchem die Regenten niemals zu früh abhelfen werden und welches gerechte und einsichtsvolle obrigkeitliche Personen ihnen nie zu oft vorstellen können (*).

Fr.

(*) Es giebt Regierungen, welche ihren Mangel an Einsichten in Ansehung dessen eingesehen, aufrichtig gestanden und verständige Männer um ihren Rath über diese Materien ersucht haben.

Fr. Der obrigkeitliche Richter ist also der Gefahr, Ungerechtigkeiten zu begehen, sehr ausgesetzt?

Antw. Man kann nicht daran denken ohne zu zittern; er steht in Gefahr einen Unschuldigen zu verurtheilen und das aus dieser Verurtheilung entstehende manchfaltige Uebel ist unendlich. Der Mensch wird es niemals ausrechnen noch schätzen. Wie soll man den Werth der Früchten anschlagen, die er aus einem längern Aufenthalte auf der Erde hätte erndten können? Den Muthbenehmenden Eindruck, den eine schändende und grausame Todesstrafe auf ihn machen muß? Den Schimpf und dessen unbegreifliche Folgen, welche ein ungerechtes Vorurtheil auf seine Nachkommen und auf seine Verwandten drückt? — Er steht in Gefahr, den Strafbaren mit einer Strafe zu belegen, die von derjenigen, welche sein Verbrechen verdiente, verschieden ist; und in diesem Falle sehe man die an einander hängende Kette des Uebels, welches der unvorsichtige Richter theils seinem Schlachtopfer, theils sich selbst vorbereitet. Die wahre Gerechtigkeit kann nicht durch eine scheinbare ersetzet werden, und vielleicht würde sie dem Strafbaren die Zeit gelassen haben, sein Verbrechen durch die Vorwürfe der Reue abzubüssen. So streng sie ist, so kann doch der Mensch nicht für gewiß behaupten, daß sie nicht ihre Foderung

nur auf die blosse Reue eingeschränkt haben würde. — Wenn das blinde Urtheil dem Verbrecher nicht Zeit zur Reue läßt, so nimmt die Grausamkeit der Vollziehung demselbigen die Kräften dazu, und setzt ihn in Gefahr, ein kostbares Leben in der Verzweiflung zu verlieren, da doch ein gerechterer Gebrauch desselbigen und ein zu rechter Zeit geschehenes Opfer alle seine Verbrechen hätten vertilgen können; dieß heißt ihn also zweymal für einmal strafen, und die erste Strafe läßt ihn, ohne etwas abzubüssen, sein Unrecht vielfach vermehren, indem sie die zweyte unvermeidlicher macht. Der Richter kann sich eben so wenig davon befreyen, sich die erstere dieser Strafen, welche von einem Meuchelmorde nur in der Form unterschieden ist, zuzurechnen, als die leidigen Folgen, welche, wie wir so eben gesehen haben, aus seiner Verwegenheit und aus seiner Ungerechtigkeit entstehen. Er denke seiner Verfassung nach; bleibt er ruhig dabey, so vergißt er sich, oder die Menge der Verbrechen hat schon die Vorwürfe seines Gewissens erstickt.

Fr. Die Gesellschaft, zu welcher der Mensch bestimmt ist, macht Verbrechen entstehen; der Gebrauch, zu welchem er seine Kräften anwendet, ist immer dem Misbrauche derselbigen nahe, ohne Recht noch Macht, ihnen Einhalt zu thun, wie soll die Gerechtigkeit, deren

Rechte unwiderruflich sind, es anfangen, um deren zu geniessen?

Antw. Sie muß die Stimme des Menschen und dieser das geheiligte Licht anwenden, vermittelst dessen er sich der Nothwendigkeit und der Wahrheit der Religion und der unstreitigen Rechte versichert hat, welche, indem sie den einen erhoben und dessen Erhebung über seines Gleichen rechtmäßiger Weise vestsetzten, dem andern gezeigt haben, daß er vernünftiger Weise untergeben seyn müßte (*). Es ist nicht schwerer, der Gerechtigkeit ein wahres Heiligthum auf Erden zu verschaffen, als dem Gotte, von welchem sie herrühret, Altäre zu errichten.

Fr. Welche Folgerungen soll man aus diesen Wahrheiten ziehen?

Antw. Daß ein gerechter Regent und eine obrigkeitliche Person, die sich nichts vorzuwerfen hat, den Uebelthäter durch ihre Gegenwart und ihren Namen mehr würden zittern machen, als durch Galgen und Blutgerüste; daß die Menschen, da sie gar kein Recht auf

(*) Vernünftiger Weise untergeben) Diejenigen, welche mit dem größten Ernste den Ausspruch gefället haben, daß das Kind eines Sklaven als Sklave gebohren würde, haben in andern Ausdrücken entschieden, daß ein Mensch nicht als Mensch gebohren würde.

ihr Leben noch auf das Leben ihres Gleichen haben, solches allem Ansehen nach den von ihnen gegebenen Gesätzen auch nicht haben verleihen können; daß die Gerechtigkeit der Menschen, um der Gerechtigkeit GOttes ähnlich zu seyn, sich mit den Vorwürfen der Reue und der Unmöglichkeit, ferner zu schaden, begnügen solle; daß eine obrigkeitliche Person, um ihre Pflicht zu erfüllen, den Nutzen, welchen ein Gesätz anbieten kann, gegen die Misbräuche, die daraus entstehen können, die Schwierigkeiten, welche die Wirkung desselben aufhalten und verzögern können, gegen die Mittel, durch welche die List ihm ausweichen kann, die Verhältnisse, in denen es mit den Sitten stehen kann, gegen das Uebel, welches es verursachen kann, wenn es nicht recht eingesehen ist, abwägen und in allem den Standpunct suchen solle, in welchem das Gute am wenigsten durch die Vermischung des Bösen verfälscht wird; dieß ist die Pflicht einer obrigkeitlichen Person und die ganze Vollkommenheit, deren sie als Mensch fähig ist.

Fr. Ist es niemals erlaubt, den Willen des Menschen an die Stelle des Gesätzes zu setzen?

Antw. Dieser Misbrauch hat verursacht, daß das Leben und die Glücksumstände des Staatsbürgers so oft von einer Ueberraschung

oder

oder von einem Irrthume abhiengen. Daher kömmt es, daß man Menschen gesehen hat, die von der ganzen Welt abgesondert, zum Leben verdammt, um unaufhörlich zu sterben, unter der Last der Fessel verlassen, ferne von der Freyheit, deren majestätisches Bild vor ihren Augen verhüllet war, und von dem Gesätze, welches im Kerker und in der Landesverweisung auf das Geschrey des Unglücklichen, der es anrufet, antworten soll, waren, und eben so wenig ihre Ankläger, als ihre Verbrechen wußten. — Eben deswegen soll die obrigkeitliche Person sich oft selbst in diejenigen Häuser herablassen, welche zu gleicher Zeit die Denkmäler der Gerechtigkeit, des Elendes und des Schreckens sind, und welche die Verfassung des Staates wegen der grossen Anzahl der Unglücklichen, die sie enthalten, anklagen, so wie sie das Lob der Menschenliebe sind, wegen der Hülfe, die sie daselbst erhalten, oder wegen des Todes, dem sie alda entgehen (*). Man könnte und man sollte solche Menschen gebrauchen, welche Verbrechen oder Fehler dazu verdammet haben, un-

(*) Ein Staatsbeamter, welcher bey den Franzosen das Orakel der obrigkeitlichen Würde gewesen ist, hat vor kurzem diese Wahrheit durch den Besuch, den er in den Gefängnissen vorgenommen hat, bewiesen.

nütz zu seyn; man würde ihr Leben minder hart und nützlicher machen, wenn man sie arbeiten liesse; es wäre dabey alles zu gewinnen, sowohl für den Himmel, den sie lästern, als für die Erde, welche sie mit einer entehrenden Bürde belästigen.

Fr. Wenn die obrigkeitliche Person und das Gesätz den unschuldigen Mensch zu verlassen, oder den Strafbaren zu verschonen, oder das Verbrechen ungestraft zu lassen scheinen, ist es alsdann nicht erlaubt, dem einen zu entsagen und mit dem andern zu brechen?

Antw. Dieß ist die Entschuldigung der Räuber. Ein rechtschaffener Mann seufzet darüber, wenn er sieht, daß sie nachgeben; allein er würde noch mehr darüber seufzen, wenn er sähe, daß sie mit ausgelassener Frechheit verletzt würden. Ihre Schwachheit ist nur ein vergängliches Uebel, ihre Entehrung würde eine lang anhaltende Plage seyn.

Fr. Soll man die Boshaften nicht abschrecken?

Antw Man schrecket sie nicht ab, wenn man ihnen das Beyspiel eines gewaltthätigen Eingriffes giebt.

Fr. Es giebt viele Tage, an welchen, da das Heiligthum der Gerechtigkeit verschlossen ist, der Reiche nicht minder gewaltthätig raubt

oder

oder der Mächtige schadet, so wie der Unglückliche seinen Kummer empfindet; ist dieß nicht ein Misbrauch?

Antw. Wir haben hier nichts anders zu thun, als Rath zu ertheilen und zu wünschen. Wir wünschen also, daß dieser Misbrauch aufhören möge, damit der heiligste unter allen Schätzen, die Zeit, dem Vaterlande wiedergegeben werde. Der schönste Lobgesang, den der Mensch GOtt singen kann, ist daß er dem Unglücklichen beystehe, so heilig auch der Tag seyn mag; man beleidiget den Himmel niemals, wenn man seine Gerechtigkeit verwaltet.

Fr. Worinn bestehen die häuslichen Pflichten einer obrigkeitlichen Person?

Antw. Ihre Stelle wird sie gelehret haben, wie nothwendig es ist, tugendhaft zu seyn, und ihre Einsichten werden ihr eben so wenig verborgen gelassen haben, was sie ihrer Familie schuldig ist. Die Tugend in einem Vater verehren, sie seinen Kindern lehren, sein Glück in dem Glücke einer Gattinn suchen; die Würde ist überall das Zeichen der Religion und der Sitten, und der Tadel so wie die Verurtheilung dessen, der sie vergißt. Die Veränderung der Beschäftigung ist die Erholung der obrigkeitlichen Person, und die Mittel, welche er anwendet, um die Ruhe sei-

ner durch die Leidenschaften anderer erschütterten Seele wiederherzustellen, sind auch noch nützlich.

7. Von den Generals und Kriegsbeamten.

Fr. Was ist ein General?

Antw. Er ist ein Mann, welcher, da er sich der Vertheidigung des Vaterlandes gewidmet hat, die Wohlfarth und den Ruhm desselbigen mit seinem Blute und mit seinem Leben zu erkaufen weiß.

Fr. Worinn bestehen seine Pflichten?

Antw. Die praktischen beziehen sich auf die Liebe gegen den Regent, die Verschonung gegen den Soldat und die Achtung gegen den Feind.

Fr. Warum sagst du: die praktischen?

Antw. Weil es theoretische giebt, die nichts anders sind, als die Kunst, die andern zu leiten.

Fr. Worinn bestehen sie?

Antw. Die zum Troste der Menschen erschaffene Philosophie ist gezwungen worden, ihnen Einsichten zu verleihen, um sie zu lehren, wie sie einander zu Grunde richten sollen.

Die

Die Kriegskunst ist ein Haufen vereinigter und wie eine Kette an einander hängender Wissenschaften, welche ein General um desto mehr kennen muß, da sie einander eine gegenseitige Stütze verleihen, und da man keinen Ring davon losmachen kann, ohne daß die Kette zerbrochen werde. Die Eigenschaften der Bewegung kennen; die Zeit und den Raum abmessen; die Grade der Geschwindigkeit ausrechnen; die Gesätze der Schwere beobachten; eine übereinstimmende Einigkeit zwischen tausend Aermen vestsetzen; die allgemeinen Eigenschaften des figürlichen Umfangs schätzen, um solche auf den wirklichen Umfang beziehen zu können; dieß muß ein General wissen oder ein Kriegsbeamter lernen, um einer zu werden. Der Frieden ist die Zeit zum Studiren, der Krieg ist die Zeit zur Anwendung.

Fr. Warum ist die Mathematik zum Kriege nützlich? und warum muß ein General sie verstehen?

Antw. Um dem Glücke seine Macht zu benehmen und es durch die Klugheit zu fesseln; um sich seinen Erdstrich zu nutze zu machen und dem Feinde den Vortheil des seinigen zu nehmen; um zu wissen, wenn er vorrücken, sich zurückziehen, seinen Plan ändern, seinen Entschluß fassen, die schnellen Augenblicke, welche den Sieg entscheiden, ergreifen, und

wie er, als worinn der höchste Grad der Kunst besteht, alle Vortheile aus dem Siege ziehen oder den Sieg des Feindes unnütz machen solle; um endlich die Mathematik zu Bevestigungen, zum Angriffe und zur Vertheidigung der vesten Plätze anzuwenden. Die Kunst des Euclides ist dem General eben so nothwendig, als dem Sternkundiger; sie bildete den Eugen und den Vauban, so wie den Archimedes und den Newton. Die Einbildungskraft herrschet nicht und kann den Mangel des Verbindungsgeistes nicht ersetzen.

Fr. Die Tactik und die abstracten Wissenschaften sind dem Krieger, welcher Oberbefehlshaber ist, nothwendig; sind die andern, welche unter ihm stehen, auch verpflichtet, sie zu wissen?

Antw. Kein Mensch ist von der Pflicht befreyt, sich in demjenigen zu unterrichten, was seinen Zustand vollkommener machen kann; und er ist der Gesellschaft Rechenschaft von allen den Unfällen schuldig, welche Folgen seiner freywilligen Unwissenheit sind. Ein Kriegsbeamter soll alles kennen, was sich auf die Stelle, die er besetzt, beziehen kann. Von der Uebereinstimmung der Theile hängt der glückliche Erfolg des Ganzen ab. Die Unwissenheit eines Feldwebels kann einer Armee schaden. In der Kriegskunst ist nichts klein,

nichts

nichts gleichgültig, und eben dieses sollte den Kriegsbeamten zu Friedenszeiten zittern machen und ihn bewegen, auf das Studiren seines Standes diejenigen Tage anzuwenden, die er oft unnütz in nachlässiger Unthätigkeit oder in ermüdender Wollust verschleudert. Die Berechnung, der Zirkel, das Lineal und die Landkarte, dieß müssen seine Erholungen seyn.

Fr. Aber es giebt viele Kriegsbeamten, die so viel wissen, als es ihre Fähigkeiten und die Kunst zulassen?

Antw. Die Kunst? Die Kunst ist unerschöpflich. Wenn man das Gute gefunden hat, so muß man das Bessere suchen, alles mögliche durchgehen, den engen Kreis vergangener Begebenheiten durchziehen, neue Verbindungen erschaffen und dadurch der Natur zu Hülfe kommen, daß man Gefahren ersinne, um Hülfsquellen zu finden. Wo ist der Kriegsbeamte, der sich schmeicheln darf, daß er die ungewisse und veränderliche Tapferkeit des Soldaten vestsetzen und ihm den möglichsthöchsten Grad des thätigen Eifers beybringen könne? Indessen ist dieß doch die nothwendigste und vielleicht die unbekannteste Wissenschaft; von ihr hängt die Kunst ab, Städte zu erobern und Schlachten zu gewinnen.

Fr. Soll die Lebensart eines Soldaten hart und streng seyn?

Antw. Nach dem Muthe, sein Leben in Gefahr zu setzen, ist die zweyte und seine vornehmste Pflicht, eben dieses sein Leben auf die einzigen Bedürfnisse der Natur einzuschränken. Diejenigen, welche nach dem Ruhme jagen, sind der Gefahr ausgesetzt, Mangel an Brod zu leiden. Alles ist mühsam für Menschen, welche die Weichlichkeit genähret hat; wenn ihnen der Muth bleibt, so fehlen ihnen die Kräften. Der Feind, der sie zu ermüden weiß, hat nicht nöthig, sie zu überwinden, die Langsamkeit des Krieges dienet ihm statt der Gefechte.

Fr. Der General soll also den Luxus aus seiner Armee verbannen?

Antw. Er soll gegen den Soldat als Vater und gegen die Armee als sparsamer Haushälter handeln, und gleicher Weise auf das Nothwendige sowohl als auf das Uebertriebene ein wachsames Auge halten. Die Liebe gegen den Staat und gegen den Unterthan, der ihn vertheidigt, muß ihn gewissenhaft gegen beide machen. Die Mässigkeit erspart Hülfsquellen innerhalb und ausserhalb; die Verschwendung erschöpft sie und läßt deren keine mehr im Nothfalle übrig; sie zieht Verheerung, Hungersnoth, Schrecken und Flucht

nach sich. Eine mässig lebende Armee hat Flügel, der Luxus entkräftet sie und macht sie schwer. Er thut noch mehr, er macht die Seelen weichlich und verderbt sie. Der General, welcher den Luxus in seinem Gefolge nach sich zieht, erweckt in seinen Untergeordneten und diese in dem Soldaten Nacheiferung in Ansehung desselbigen, und jeder suchet, um die Schande, von seines Gleichen übertroffen zu werden, zu vermeiden, die Hülfsquellen sogar in den entehrenden Mitteln selbst. Die Hochachtung wird auf die Pracht, die Verachtung auf die Armuth und der Spott auf die Tugend gesetzt; dieß ist die Regel, welche eine Armee so wie ein Staat befolgt.

Fr. Durch diese Mässigkeit wird ein General zu vielen Klagen Anlaß geben?

Antw. Was ist daran gelegen? Wenn er dieselbige durch sein Beyspiel unterstützt und wenn man an ihm einen standhaften Willen kennet, so wird die gute Zucht gehalten werden, und der glückliche Erfolg sicherer seyn. Uebrigens wenn das Gesätz für alle gleich und nothwendig ist, so beklagt sich niemand darüber.

Fr. Es ist hart für einen bemittelten Mann, wenn er dem Armen gleich gesetzt wird?

Antw. Hingegen ist es angenehm für den Armen, wenn er den Reichen sich gleich sieht; und überall machen die Armen die größte Anzahl aus. Als Pompejus sah, wie die Soldaten und die Kriegsobern des Cäsar sich mit Wurzeln nährten, sagte er: dieß sind unvernünftige Thiere; er hätte sagen sollen: dieß sind Menschen.

Fr. Worinn besteht der Muth eines Oberhaupts? besteht er nicht darinn, daß er dem Tode Trotz biete?

Antw. Dem Tode Trotz zu bieten, darinn besteht die Tapferkeit eines Soldaten. Der Muth eines Oberhaupts besteht darinn, daß er sich über die Begebenheiten hinaus setze. Unter allen Menschen besitzt derjenige den größten Muth, der standhaft in Beobachtung seiner Pflicht beharret, sogar mit Gefahr und auf Kosten seiner Ehre. Den wahren Muth darf man weder erregen noch zurückhalten. Der rechtschaffene Mann trägt ihn mit sich in das Gefecht gegen den Feind, so wie in eine versammelte Gesellschaft in Ansehung der Abwesenden und der Wahrheit. Die Stärke der Seele, die ihn einflößt, läßt sich zu allen Zeiten und an allen Orten anwenden.

Fr. Der wahre Muth besteht also nicht darinn, daß man sich in einen Streit einlasse?

Antw. Nein; sondern daß man nichts fürchte. Derjenige, welcher ohne Noth eine

Gefahr suchet, ist eben so verachtungswürdig, als derjenige, welcher vor einer Gefahr flieht, der er Trotz bieten sollte.

Fr. Was ist die Grundveste des wahren Muthes?

Antw. Die Tugend. Jeder Mensch, dem sie fehlet, ist im Grunde der Seele ein Niederträchtiger, der sich nur durch Raserey und Wuth vor der Feigheit vertheidigt.

Fr. Warum ist die Tugend die Grundveste des Muthes?

Antw. Weil das Bewußtseyn derselbigen eine sanfte Sicherheit in Ansehung des Schicksals in dem andern Leben verleiht und verursachet, daß man williger bereit ist, das gegenwärtige aufzuopfern (*). „In einem Treffen „sind die, welche die Götter am meisten fürchten, gerade die, welche die Menschen am wenigsten fürchten.„

Fr. Der muthige Mensch ist also standhaft, ohne eigensinnig, und unerschrocken, ohne wild noch grausam zu seyn?

Antw. Ja; und dieß kann ein Krieger nie zu oft bedenken.

Fr. Welches ist der Unterschied zwischen Standhaftigkeit und Eigensinn, Unerschrockenheit und wilder Grausamkeit?

Antw.

(*) Xenophons Cyropädie 3. B.

Antw. Die Standhaftigkeit ist der anhaltende Entschluß eines vernünftigen Menschen, welcher auf einem Vorhaben beharret, von dem er weiß, daß es gerecht und weise ist, unerachtet der Hindernisse, die er antrifft, und der Mühe, die es ihn kostet. Fabius, welcher sich wegen seiner Langsamkeit verläumden und verachten ließ, und dennoch sein Betragen nicht änderte; dieß war ein standhafter Mann. — Der Eigensinn ist eine blinde Hartnäckigkeit, mit welcher man für eine unnütze oder ungerechte Sache eingenommen ist; sie ist einem Dummkopfe oder einem Bösewichte oder auch einem, der beides zugleich ist, eigen, der, um seinen Ruhm nicht zu verdunkeln, sich weigert, umzukehren, wenn man ihn warnet, daß er auf Irrwegen wandelt. Pompejus, der lieber das Schicksal Roms wagt, als einen beissenden Scherz verträgt; dieß ist ein eigensinniger Mann. — Die Unerschrockenheit ist eine Art von Standhaftigkeit, die durch die Gegenwart der Gefahren, der Mühseligkeiten und der Arbeiten geprüft ist. Sie ist dem Helden eigen, der, wenn er die Unternehmung und die Mittel untersucht hat, die Schwierigkeiten und die Gerechtigkeit abwiegt; der, wenn er den Beyfall der Ehre erhält, die Gefahr mit heiterer Stirne erblickt und ihr Trotz beut, ohne unruhig zu werden. Heinrich, der Grosse, welcher seine Staaten eroberte, um

der

der Vertheidiger und der Vater derselbigen zu seyn; dieß war der unerschrockene Mann. — Endlich ist die wilde Grausamkeit das durch Thaten geäusserte gewaltthätige und unbarmherzige grimmige und ungestümme Wesen: Feuer, Schwerdt und Blitz sind unvermögende Schranken gegen ihre Angriffe. Der wilde und grausame Mensch will die Rolle des Helden spielen und er ist nichts anders, als ein Bösewicht, den eine ungestümme blinde Wuth leitet, und welcher der Gefahr Trotz beut, entweder weil er sie nicht kennet, oder weil er ihr zu entfliehen hoffet. Alexander, welcher den Ruhm suchte, ohne weder die wahre Beschaffenheit noch die Schranken desselbigen zu kennen und der nur eine glückliche Verwegenheit zur Tugend besaß; dieß war der wilde und grausame Mensch.

Fr. Man muß also nicht ohne Unterschied alle Handlungen der Unerschrockenheit zum Muster nehmen, um tapfer zu seyn?

Antw. Eine That ist nicht rühmlich wegen ihrer Schwierigkeit, wenn sie nicht zu gleicher Zeit nützlich und tugendhaft ist. Die Schwierigkeit erhöhet den Werth derselbigen nur in so weit, als sie zeigt, daß derjenige, welcher sie ausgeführet hat, seiner Pflicht standhaft ergeben geblieben ist. Achilles war das Muster des Alexander, und dieser das Muster Karls

des XII. und daher entstund die leidige Nacheiferung, die zween Könige, welche die größten Fähigkeiten besassen, zu zween unbarmherzigen Kriegern machte.

Fr. Wird man nicht durch solche Einschränkung des Muths und der Tapferkeit den kriegerischen Trieb schwächen?

Antw. Es ist nichts für den Heldenmuth zu befürchten, wenn man ihn reinigt; er nimmt desto mehr zu, wenn er in seinen Schranken bleibt. Jede Fähigkeit und Neigung der Seele, welche von der richtigen Vernunft geleitet wird, ist dadurch nur desto standhafter und dauerhafter. Man ist unerschrockener, wenn die Gefahr nicht überraschet, und man leistet dem Vaterlande nützlichere Dienste, wenn man seines Lebens schonet, um es im Nothfalle der Gefahr auszusetzen oder zu verlieren.

Fr. Ein Mensch, der mit Staub, Schweis, Blut und Wunden bedeckt, durch den Hunger, Durst und ermüdende Plagen entstellt ist, dessen Leben und Thätigkeit in den Aermen stecken, und der, ohne zu bedenken, ob zwischen leben und gelebt haben ein Unterschied sey, den Tod in den Reihen der Streiter ausspeyet und ihn jedem giebt, der unter seine Hände fällt, ist ein solcher Mensch nicht ein Held?

Antw. Es ist ein Ungeheuer, wenn das Blut nur vergossen worden ist, um seine wilde

Wuth zu stillen und seine Ruhmsucht zu befriedigen; sein wilder Ehrgeitz ist verhaßt und wenn seine Ehre eine Stärke der Seele oder des Verstandes voraussetzt, so sitzt die Natur auf der Asche seiner Schlachtopfer, beweinet die Misbräuche und bittet um Aerme, um ihn an die Erde zu fesseln, die er entehret. Ich sehe nur Eine niederträchtigere Seele, nemlich jene, welche, indem sie die Würde ihres Standes vergißt, Lobeserhebungen an diesen glücklichen Verbrechen verschändet, und diejenigen, welche die Erde verheeren, verewigt, ohne nur einmal an diejenigen zu denken, welche dieselbige fruchtbar machen und nähren.

Fr. Wer ist denn also der wahre Kriegsheld?

Antw. Derjenige, welchen die Ehre, die Pflicht und die Liebe zur Gerechtigkeit geleitet und in den nemlichen Thaten unterstützt haben. Der Held ist standhaft gegen die Hinderniße, unerschrocken in den Gefahren, tapfer in dem Gefechte und ein Menschenfreund in dem Siege. Derjenige, welcher die Erde erschreckt, ist ein höllischer oder ein himmlischer Gott; dieser verdienet die Liebe und die Ehrfurcht der Menschen, jener die Verachtung, so wie er die Schande derselbigen ist.

Fr. In diesem Verstande kann der unbekannte gemeine Soldat vielleicht ein Held seyn?

Antw. Ein vielleicht eben so ungerechtes als alter Gebrauch ertheilet diesen Titel nur allein den Kriegern vom ersten Range, und eben dieses beweiset, wie sehr an der Gültigkeit desselbigen zu zweifeln ist. Mancher Soldat lebt und stirbt als ein unbekannter gemeiner Soldat, welchen man bewundert und unter die größten Helden gezählt haben würde, wenn er Befehlshaber gewesen wäre. Eben dieses beweiset, daß das Wunderbare oder das Grosse aufhöret, es zu seyn, wenn es nicht bekannt ist. Uebrigens wollen wir den Heldennamen denjenigen lassen, welche im Besitze desselbigen sind; aber mancher wird die Tapferkeit und die Eigenschaften, welche den Helden ausmachen, andern nicht streitig machen.

Fr. Du rechnest die Verachtung des Lebens bey dem Heldenmuthe für nichts?

Antw. Die Verachtung des Lebens ist kein Verdienst; hingegen erfodert die allgemeine Regel vielmehr, daß man für die Erhaltung seines Lebens besorgt sey. Der einzige Fall, in welchem es erlaubt ist, sich von diesem Gesätze zu befreyen, ist, wenn die Pflicht eine Handlung der Tugend erfodert, welche in Gefahr setzet, das Leben zu verlieren. „Ich verachte jenen überwundenen Könia, welcher sich „als ein Rasender unter dem Schutte seines „zertrümmerten Trones begraben will. Er

„ist

„ist nur durch seine Krone vorhanden, und „er ist nichts, wenn er nicht König ist.„ Derjenige, welcher sie verliert und sie entbehren kann, ist alsdann über dieselbige erhaben.

Fr. Wie sollte ein Held den Tod fürchten?

Antw. Er fürchtet ihn nicht; aber er suchet ihn auch nicht. Der Gerechte und der Bösewicht sehen das Grab mit ganz verschiedenen Augen an.

Fr. Wenn man für die Erhaltung seines Lebens so gewissenhaft seyn soll, so muß man also dasselbige nicht leicht in Gefahr setzen, und dieses führet zur Feigheit?

Antw. Die Tapferkeit zeigt sich in den rechtmäßigen Gelegenheiten; man muß nicht eilen, um damit zu pralen, gerade als fürchtete man, sie im Nothfalle nicht wieder zu finden. Mancher strengt alle seine Kräften an und zeigt sich einmal, um das Recht zu haben, sein ganzes übriges Leben hindurch versteckt zu bleiben.

Fr. Es ist also nicht erlaubt, sich zu rächen?

Antw. Niemand hat dieses Recht; und alle diejenigen, welche sich solches herausnehmen, rauben es unrechtmäßiger und gewaltsamer Weise den Gesätzen, welche es selbst nicht weiter ausdehnen sollten, als bis auf die Unmöglichkeit, ferner mehr zu schaden. Wer

nicht Vonones (*) sehr groß, als er von einem Hofe zum andern herumirrete, überall Hülfe suchte und überall Beschimpfungen fand, blos weil er nichts anders wußte, als ein Handwerk, das nicht mehr in seiner Gewalt stund.

Fr. Das heißt also den Zweykampf zu einem grossen Verbrechen machen?

Antw. Er ist der letzte Grad der viehischen Wildheit, den der Mensch erreichen kann; derjenige, der mit frohem Herzen zum Kampfe geht, ist in den Augen der Vernunft nichts anders, als ein wildes Thier, welches sich alle Mühe giebt, ein anders zu zerreissen. Der Mann, der Muth besitzt, verachtet den Zweykampf und der rechtschaffene Mann verabscheuet ihn. Uebrigens ist die Rache eine niederträchtige und schändliche That; man entehret sich also, indem man seine Ehre behaupten will.

Fr. Sich rächen ist niederträchtig?

Antw. Heißt das Muth besitzen, wenn man der Ungedult nachgiebt? Leiden; darinn besteht der Muth. Um zu vergeben, muß man den Muth des Zornes bezwingen; um sich zu rächen, darf man nur seinem Triebe den Lauf lassen.

Fr.

(*) Sohn des Phraates, Königs der Parthen.

Fr. Mein Feind hat mir nach dem Leben getrachtet?

Antw. Gesetzt auch. Verleiht sein Vorhaben das Recht, eine Mordthat zu begehen? Erhält man dadurch mehr, wenn man sein Unrecht mit ihm getheilet hat?

Fr. Er hat meine Ehre beleidiget, ein Stockschlag, ein Backenstreich beschimpft mich?

Antw. Die Frechheit eines Verwegenen kann weder entehren noch beschimpfen; das Verbrechen eines andern kann unsere Ehre nicht rauben, wenn es uns die Tugend läßt. Raubt er diejenige Ehre, welche sich nicht auf die Tugend gründet, so muß man sie der Verachtung überlassen, so wie die Vorurtheile, welche sie einführten. Das Laster und die Tugend, die Ehre und die Schande, die Wahrheit und die Lüge hatten niemals dem Ausschlage eines Kampfes ihr Daseyn zu verdanken.

Fr. Man wird an meinem Muthe zweifeln?

Antw. Was ist daran gelegen; er zeige sich durch nützliche und erlaubte Thaten.

Fr. Ich werde meine Stelle verlieren?

Antw. Wenn man sein Blut nicht um Geld feilgeboten hat, so berechnet man den Werth der Ehre und des Lebens nicht; nur

denen, die es verkaufen, ist es erlaubt, dasselbige gegen das Gold abzuwägen (*). Cäsar schickte an den Cato und Pompejus an den Cäsar wegen der größten und schimpflichsten Beleidigung keinen Herausfoderungsbrief. Man hat niemals gesagt, daß der größte Feldherr Griechenlandes dadurch entehret worden sey, daß er sich mit dem Stocke hatte drohen lassen.

Fr. Andere Zeiten, andere Sitten?

Antw. Das weiß ich; aber giebt es deren lauter gute? Was soll man von den unserigen denken, wenn die Wiederersetzung der Ehre derjenigen, die man beleidiget, darinn besteht, daß man sie tödtet, und wenn die Beleidigung in dem Blute des Beleidigers und des Beleidigten abgewaschen wird? Das Vorurtheil und die angenommene Meynung verändern sich, die Ehre kann weder vergehen noch wieder aufleben, sie schöpfet ihre ewige Quelle aus dem Herzen des gerechten Menschen und aus der unveränderlichen Regel seiner Pflichten.

Fr. Was soll man von dem Kriege denken?

Antw. Daß er nothwendig ist, aus der Ursache, weil es böse Menschen giebt; daß er aber

---

(*) Man sehe, was in dem ersten Theile §. 14. von der Ehre gesagt worden ist.

aber immer ein Uebel ist, welches durch alle das Gute, so daraus entstehen mag, nicht wieder ersetzt werden kann. Als ein Sohn der wilden Wuth, zeuget er lauter Verbrechen und Mord. Er zerreißt das Herz der Mütter und der Gattinnen; er verderbt die Sitten, erlöschet den Geschmack an den schönen Künsten und setzt die Grobheit, die Unwissenheit und die Wildheit auf den Trümmern der gesellschaftlichen Tugenden, der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit vest. Die Regenten, welche sich leicht in die Streitigkeiten der fremden Staaten mischen, erwägen diese Gründe nicht genug und berechnen den wirklichen Verlust nicht, den sie erleiden, um zweifelhafte Hülfe zu verschaffen. Hundert Menschen, die der Bevölkerung und den Künsten entrissen, hundert Aerme, die aus einem Lande fortgeschickt worden sind, welches für seine Producte, wenn es auch nur ein Stück Feldes wäre, deren niemals zu viele hat, verursachen einen Schaden, den man eben so wenig beschreiben als wieder ersetzen kann. Das nützlichste und in der Auflösung schwereste Problem wäre, das Mittel zur Wiederersetzung dieses Verlustes zu finden. Die Fürsten sollten daselbige immer zuvor aufgeben, ehe sie sich dazu verstünden, Hülfstruppen zu liefern. Die Unmöglichkeit, solches aufzulösen, würde ihre

Ant-

Antwort gegen diejenigen seyn, die sie um diese Hülfe ersucht hätten (*).

Fr. Worinn besteht das Mittel, den Krieg zu vermeiden?

Antw. Nicht darinn, daß man den Frieden kaufe. Wenn man den Feind mit Gold zurückschickt, so wird das Lösegeld des Friedens zur Nahrung des Krieges, und das Mittel, ihn zu entfernen, besteht nicht darinn, das man ihm den anlockenden Reiz darbiete.

Fr. Worinn besteht es denn?

Antw. Daß man ihm glückliche Völker und solche Soldaten entgegen stelle, welche ihren Regent und ihre Generals lieb haben. Was ist dem Unglücklichen, dessen Schweis man auspresset und dessen Blut man nicht verschonet, daran gelegen, ob er den Barbar oder den Scythen zum Unterdrücker habe? Man vertheidigt einen Herrn, der unterdrücket, schlecht, und wenn man es nicht wagt, sich von ihm loszureissen, so läßt man sich von ihm befreyen. Die Menschenliebe, die Wohlthä-

---

(*) So eben, da ich dieses schreibe, erfahre ich, daß Se. Hochfürstl. Durchlaucht, der Herr Landgraf von Hessen-Darmstadt diesen Grundsatz bestätigt und verewiget haben. Ein neuer Beweis für dessen Richtigkeit und eine neue Ursache, diesen Fürst zum Schutzgotte seines Volkes zu machen.

thätigkeit, die Gerechtigkeit, eine aufmerksame Wachsamkeit für das Glück der unter seinen Gesätzen stehenden Menschen, dieß heftet sie an den Regent und an den Staat; dieß sind die sichern Bürgen, daß sie denselbigen vertheidigen werden. Hierauf bezieht sich auch die Pflicht des Generals gegen den Soldat.

Fr. Hat er keine Pflicht gegen den Feind selbst zu beobachten?

Antw. Er muß dessen Länder wie sein eigenes Vaterland verschonen, sich in einer eroberten Stadt als ein zärtlicher Vater mitten unter seiner Familie betragen, sie vor der Wuth des siegenden Soldaten verwahren. Unter einem billigen und gerechten General wird weder die Arbeit noch die Ruhe des feindlichen Landes gestöret, der nachsinnende Fleiß arbeitet fort, und das Volk, welches frey athmet, seufzet nicht bey der Veränderung seines Herrn. Die Mässigung und Gelindigkeit eines Oberbefehlshabers ist ganz allein eine Armee werth, und oft schadet sie dem Feinde mehr, als die Tapferkeit.

Fr. Worinn bestehen die Pflichten des Soldaten?

Antw. In der Liebe gegen ihre Gebieter und besonders in der Liebe gegen ihren Staat. Da sie ihm ihr Blut geben, so setzet er das seinige für sie in Gefahr oder wachet für ihre

Bedürfnisse. Als Mitglied einer Gesellschaft, deren Hülfe ihm nothwendig ist, muß der Soldat, um solche zu verdienen, ihm dienen und zwar ihm mit Eifer dienen. Eine Pflicht kaltsinnig beobachten, heißt nicht dieselbige erfüllen; was man ungern thut, thut man immer schlecht.

Fr. Worinn besteht seine zweyte Pflicht?

Antw. In dem Gehorsam. Die gute Zucht und Ordnung sind mit seinem Stande besonders unzertrennlich verbunden. Ein Mensch, der sich nicht belehren läßt, ist kein Soldat. Ein Widerspenstiger ist ein Verräther. Sobald er sich anwerben läßt, so ist die erste Bedingung seines Vertrags der Gehorsam.

Fr. Er wird aber schlecht angeführet, man begegnet ihm grob und ungestümm?

Antw. Der Mangel der Einsichten und Achtung an einem Befehlshaber befreyet nicht von dem Gehorsam. Was man Fehler nennet, ist vielleicht eine Nothwendigkeit, eine Prüfung; und wenn es auch ein wirklicher Fehler wäre, so wird dennoch dadurch die Pflicht, zu gehorchen, nicht aufgehoben. Was würde eine unbiegsame Unfolgsamkeit wirken? ein Unglück mehr, von welchem der Soldat dem Vaterlande und dem Regenten Rechenschaft schuldig wäre. Diese lieben ihn, sie

he-

beschützen ihn; dadurch haben sie ein Recht auf die Erkenntlichkeit des andern; und eine Dankbarkeit, die sich mit Verdruß und Strafen endigte, würde kein Dank seyn (*).

Fr. Niemals hat ein Soldat Ruhe? Sein Leben ist eine immerwährende Züchtigung durch die Arbeit, welche er ausstehet?

Antw. Wer also denkt, ist der Ehre, dem Vaterlande zu dienen, nicht würdig. Die Nothwendigkeit der Arbeit für eine Züchtigung halten, ist ein niederträchtiger Gedanke, dessen der wahre Soldat nicht fähig ist. Ist er denn von einem bessern Stande, als sein General und sein König? diese wachen oft, wenn jener schläft; und vielleicht sind sie in dem nemlichen Augenblicke, da er sich beklagt, darauf bedacht, ihn glücklicher zu machen. Soldat! du bist das Kind einer unzählbaren Familie, deine Pflicht schränkt sich auf die Liebe ein; die Pflicht deines Vaters ist nur zur Helfte erfüllt, wenn er dich liebt; um dieselbige gänzlich zu erfüllen, muß er der sichtbare Arm der Vorsicht seyn. Nun wäge ab, und untersuche, so wirst du dich nicht mehr beklagen.

Fr. Ein Soldat wird niemals höher befördert?

Antw.

(*) S. oben, S. 273.

Antw. Um geehrt zu seyn, hat er nicht nöthig, mehr zu seyn, als er ist; er sey Mensch und Staatsbürger, so wird die Ehre ihm folgen. Solche Stellen, welche der Durst nach hohem Range und der Stachel der neidischen Eifersucht verleiht, bringen niemals Ehre. Die Ehre besteht weit mehr darinn, sich derselbigen würdig zu machen, als sie zu erhalten. In den Augen der Tugend zieret eine Muskete oft mehr, als ein Ordensband; und der Stock eines Unterofficiers macht den Mann, der die Pflichten seiner Stelle erfüllet, verehrungswürdiger, als der Marschallsstab den General, der die Seinigen vergißt. Die That jener beiden Soldaten, welche ihre Säbel auf das Grabmaal des Moritz legten, indem sie dasselbige mit ihren Thränen benetzten, ist allein einen von diesem Helden erfochtenen Sieg werth. Das Lob, welches sie verdient, sollte dazu bewegen, daß man sie auf das Grabmaal des grossen Mannes, der Anlaß dazu gab, eingraben liesse.

Fr. Ist die Treue dem Soldaten nicht nöthig?

Antw. Eben so sehr und noch mehr, als die Nacheiferung. Er würde vor dem Gedanken, jemals dagegen zu fehlen, zittern, wenn er die leidigen Folgen bedächte, welche eine Untreue

treue nach sich ziehen kann. Von der genauen Richtigkeit, mit welcher ein Mensch die ihm anvertraute Stelle versieht, kann die Wohlfarth eines Staates und das Leben ganzer tausenden von Menschen abhängen. Niemals soll der Soldat sich höher schätzen, als wenn ihm ein so heiliges Geheimniß anvertrauet ist.

Fr. Worinn bestehen seine Pflichten in Ansehung der feindlichen Länder?

Antw. Sie sind die Pflichten des Menschen. Die Rechte des Krieges verleihen ihm kein Recht auf die Unmenschlichkeit und auf die Ungerechtigkeit.

Fr. Er ist arm, und wenn er sich der Beute nicht bemächtiget, welche ihm unter die Hände fällt, so wird ein anderer sie benutzen?

Antw. Seine Armuth giebt ihm kein Recht zur unrechtmäßigen und gewaltsamen Besitznehmung und er soll sich nicht mit einem Verbrechen beflecken, indem er andern die Gelegenheit, es zu begehen, benimmt. Wie? die Dürftigkeit verlassen, um in die Ungerechtigkeit zu verfallen; dieß heißt nicht, sich befreyen; dieß heißt, sich ins Verderben stürzen.

Fr. Wer würde es bey dem lärmenden Geräusche der Waffen wissen?

Antw. GOtt, der alles weiß, und das Gewissen, welches das Verbrechen nicht ver-

gißt. Der Mensch, welchen diese beiden Zeugen nicht zurückhalten, ist eben so schändlich, als die That, die er im Sinne hat.

Fr. Ist es nicht billig, daß man nach einem Siege belohnet werde?

Antw. Wenn die von dem Ueberwundenen eroberte Beute hingegeben werden soll, was nützet alsdann der Sieg dem Staate? Alles das, was man über das Gehörige geben würde, würde immer von dem Blute seiner Verwandten, oder seiner Väter oder seiner Freunde hergezogen werden; ist dieß eine Ursache zum Begehren?

8. Von den Kaufleuten und Handwerksleuten.

Fr. Worinn bestehen die Pflichten dieser Klasse von Staatsbürgern?

Antw. Sie schränken sich darauf ein, an Arbeiten für das Vaterland alles dasjenige zu geben, was der Regent und der Staatsbeamte, die obrigkeitliche Person und der Krieger dargeben, um dasselbige glücklich zu machen. Diesen nützlichen Menschen kömmt es zu, das Eisen zu bezwingen, welches der Soldat gegen den Feind stumpf machet; das Holz zu verarbeiten und den Thon anzumachen, wodurch

durch ihres Gleichen gegen die rauhen Witterungen beschützt werden sollen; die Wolle, den Flachs, die Seide, die sie kleiden sollen, zu weben; den Marmor, das Erz, die Leinwand und das Papier zu beleben, und für die letzten Jahrhunderte das Daseyn und die Art des Seyns des ihrigen einzugraben; endlich die Erde fruchtbar zu machen und das Brod sowohl als das Gold aus ihr herauszuziehen; dieses in die Adern des Staates fliessen zu lassen, und jenes unter die Staatsbürger zu vertheilen, und von da es zu andern Nationen zu bringen, um es gegen das, was dem Vaterlande fehlet, zu vertauschen. Dieß ist der summarische Inbegriff ihrer Pflichten. Nachdem der eine den Staat genähret hat, so schicket er den andern an das Ende der Welt, um den Überfluß auszustreuen und das Genie, die Künste und den Ruhm zu verkündigen.

Fr. Diese beiden Menschen können also vieles zu dem Glücke oder dem Unglücke eines Staates beytragen?

Antw. Von ihnen hängt das Schicksal desselbigen ab. Ohne sie ist das Reich einigermassen in jenem Zustande der Einsamkeit und bewegungsloser Unwirksamkeit, welcher ein Beweis seiner Schwachheit und ein Vorbote seines Falles ist; die Zeit scheint in das Nichts zu zerfliessen, die auf einander fallenden Tage

nehmen nichts mit sich fort, als den Zoll der Schande, und das schreckliche Stillschweigen der Künste bedeckt den Pflugschaar und das Meisel mit einem leichenfarbigen Roste, und gräbt also den Abgrund, in den sich der Mensch mit dem Vaterlande stürzet, welches seine Aerme verklagt und dessen Stimme er nicht hören will.

Fr. Sie sind also sehr strafbar, wenn sie ihm nicht alles geben, was es von ihnen zu erwarten berechtigt ist?

Antw. Es ist nicht zu beschreiben, wie abscheulich der Müssiggang ist. In der Faulheit herumkriechen, heißt, als Mensch todt seyn und als Staatsbürger alle Verbrechen aushauchen. Eine Hand voll angebaueter Erde mehr, einige brennende Oefen mehr, einige beschäftigte Weberschiffchen mehr würden manchen tausend Soldaten das Leben erhalten, oder Staatsbürger vor einem Verbrechen und den Staat vor einem Unglücke bewahret haben. Alles ist in der Welt mit einander verbunden; der Arme hat Rechte auf den Reichen, der Schwache auf den Starken, die Kindheit auf das reifere Alter, der Unterthan auf den König; jeder Mensch ist von dem Ringe, den er an dieser Kette ausmacht, Rechenschaft zu geben schuldig; wenn er sie durch ein Verbrechen zerreißt, so ist er schuld an dem Falle derjenigen,

gen, welche an der Lücke, die er gegraben hat, straucheln. Staatsbürger! eure müßigen Aerme kränken das Vaterland; wenn ihr seine Thränen abtrocknen wollet, so eilet euch, zu sterben oder thätig zu wirken.

Fr. Ist der Feldbau die Grundveste der Macht?

Antw. Er ist unter allen Waffen das schrecklichste gegen den Feind und die Vormauer des Staatsbürgers. Die besäeten Felder zeugen, gleich jenen des **Cadmus**, die Armeen und erschaffen die Flotten; die mit Aehren bedeckte Erde läßt Siege aufkeimen und hält den Fremden in einer nothwendigen Abhängigkeit.

Fr. Diese Stände sind also nicht verächtlich?

Antw. Verächtlich? Grosser GOtt! das Grabscheit und der Pflug, die Feile und das Meisel glänzen in den Augen der Vernunft eben so sehr, als die goldenen Schlüssel, die Ordensbänder und die Ehrenzeichen; und wehe den Staaten, in welchen diese sich über jene erheben würden, um sie zu drücken! Die Ehre besteht nicht darinn, daß man vornehm sey, in einem prächtigen Wagen geschleppet oder unter einem Himmel getragen werde; ein ungefehrer Zufall und zuweilen das Verbrechen

können diesen Vorzug verschaffen; die Ehre aber keimt nur in dem tugendhaften Herzen auf.

Fr. Dieser Stand ist immer gering und unberühmt?

Antw. Der Mensch, dessen Herz für den Staat und den Regent glühet, ist niemals unberühmt noch gering; er besitzt die Grösse der Seele. Er ist das unter einer schlammigten Erde vergrabene Gold; wenn die Gerechtigkeit ihn wahrnimmt, so ist sein Werth dadurch nur desto grösser. Die Ehre und der Ruhm eines Staatsbürgers besteht darinn, daß er nützlich sey; der gerechte Mensch ist immer der größte.

Fr. Du giebst keine Regeln für den Handel, den Verkauf, den Kauf u. s. w.

Antw. Die Redlichkeit giebt sie alle, und man fehlet gegen keine, wenn man Mensch und Staatsbürger ist. Derjenige, welche diese Pflichten nicht erfüllet, wird niemals die Pflichten irgend eines Standes erfüllen.

---

9. Von den Dienern der Religion.

Fr. Was ist ein Diener der Religion?

Antw. Er ist ein Mensch, welchem die Erde ihre Wünsche und Gelübde anvertrauet

hat,

hat, und der sich über die Tugend erhebt, um dieselbigen dem Himmel anzubieten; der ganz in seiner Seele wohnet und das Feuer aus derselbigen nur zum Nutzen des Menschen und zur Ehre Gottes herausläßt.

Fr. Seine Verrichtungen sind also sehr verehrungswürdig?

Antw. Nichts ist majestätischer. Der Diener der Religion soll das Wesen der Wahrheit seyn; er ist das Werk von beiden, und GOtt allein kann ihn bilden. Ausser diesem unaufhörlich erneuerten und immer allzuseltenen Wunder wirket die Tugend kein grösseres auf Erden.

Fr. Worinn bestehen seine Pflichten?

Antw. Die Stimme der Jahrhunderte und der Nationen sagt sie ihm vor. Die Nachwelt hat die Diener der albernen Religionen beurtheilt; ich darf nur dasjenige schildern, was sie thaten, um den unsrigen zu sagen, was sie thun sollen; diese müssen alles das seyn, was jene nicht waren und diese dürfen nichts von dem seyn, was jene gewesen sind. — Sie waren Menschen, welche die Erde mit den Blitzen des Himmels erschütterten und sich der Gottheit bedienten, um diese Donnerkeile gegen ihre Feinde abzuschiessen, um den Schwa-

chen zittern zu machen und den Stolzen zu zwingen, ihr Amt anzurufen. Aus dem Himmel, der sich aufthat, liessen sie Götter herabsteigen, und aus der Erde, die sich öfnete, liessen sie höllische Gespenster hervorkommen. Die Furcht schuf ihre Dämonen und eine schwache Hoffnung bildete ihre Götter; Götter der Ungerechtigkeit und der Leidenschaft, deren Eigenschaften die Wuth, die Rache und die ausschweifende Wollust waren und die in allem den Sterblichen glichen, welche ihnen das Wesen gegeben hatten. Nachdem sie die Hölle auf den Haß und den Himmel auf den Stolz gebauet, sich dabey als Ausleger der Gottheit und als Schiedsrichter zwischen ihr und den Menschen aufgestellet hatten, foderten sie für sich die ihr schuldigen Ehren und maßten sich das willkührliche Recht an, ihre Macht auszuüben; daher entstunden ihre groben Schlachtaltäre und ihre noch ruchlosere Opfer. Da alles, was groß war, ihnen im Wege stund, legten sie die Regenten zu ihren Füssen, um sich zu erheben und mit den eingezogenen Lastern einer sträflichen Verwegenheit verbanden sie allen Uebermuth eines verhaßten Despotismus. Nachdem sie sich unrechtmäßiger und gewaltsamer Weise in den Besitz des Rechtes eingedrungen hatten, ihre Moral, die noch dunkler war, als ihre Geheimnisse, zu lehren, trotzten

sie auf gleiche Weise dem, was sie nicht verstunden, und bedeckten ihre Schwäche mit ihrer frevelhaften Kühnheit und ihre Niederträchtigkeit mit ihrem Stolze. Als fromme Verläumder, sprachen sie mit unverschämter Frechheit den Namen der Götter aus und beleidigten sie; sie stelleten sich äusserlich eifrig für die Religion, um zu schaden, und foderten die Gesätze nur auf, um Meuchelmörder zu werden; eine Art von Ungeheuer, zur Verfolgung und zum Hasse gebohren, wie der Tyger zur verzehrenden Gefräßigkeit. — Bey diesen schrecklichen Begriffen entzündet sich das Blut, Thränen des Unwillens fliessen aus den Augen; man schämt sich fast, Mensch zu seyn, wenn man bedenkt, daß Menschen selbst den Himmel dazu anwandten, um keine zu seyn. Diener eines heiligen Gottes! leset diese Greuel; dadurch, daß ihr sie verabscheuet, werdet ihr eure Pflichten erfüllen; sie sind mit den diesen frommen Freveltaten entgegengesetzten Handlungen verbunden.

Fr. Also haben die Diener der Religion, um Staatsbürger zu seyn, weiter nichts zu thun, als die der Welt nützlichen Tugenden zu predigen und die Apostel der Tugend, das Licht der Völker, die Vertheidiger der Freyheit, die Verbesserer der Misbräuche, die Zerstörer

der Vorurtheile und die Freunde der Wahrheit zu werden (*)?

Antw. Dieß ist der kurze Inbegriff ihrer Pflichten und die Antwort auf die Verläumdungen, mit welchen man sie überhäuft. Ein Stand, welcher sein Ansehen und seinen Reichthum zur allgemeinen Wohlfarth anwendet, welcher ihr seine Zeit und seine Gewalt widmet und sich der einen zum Nachsinnen und der andern dazu bedienet, den Verstand der Regenten sowohl als der Unterthanen zu erleuchten, muß von einer Nation gesegnet, geehret und geliebt werden.

Fr. Dieß sollten also die Diener der Religion thun?

Antw. Und dieß thun sie auch (**). Ich unterstehe mich hier, im Namen derjenigen, die

(*) Die Pflichten, welche das Lehramt ihnen auferlegt, gehören nicht in dieses Werk.

(**) Ich könnte hundert Beyspiele, eines so erbaulich wie das andere, anführen. Haben wir nicht Se. Hochfürstl. Durchlaucht, den Herrn Prinz Ferdinand von Rohan der Stadt Bordeaux zu Hülfe eilen und mit mehr als seinen Einkünften eines Jahres den Frieden und die Ruhe derjenigen erkaufen sehen, welche einen Aufstand erregt hatten und Brod foder-

die ihrem Stande Ehre machen, das Publikum wegen der Verbrechen der kleinen Anzahl derer, die ihn entehren, anzuklagen. Mancher schleppt aus dem Tempel das Gold, das er gewonnen hat, indem er Gott trotzte und den Mensch ärgerte, an alle die Orte, wo das Verbrechen und der unnütze Müßiggang ihn hinrufen und er erhält noch den ehrfurchtsvollen Gehorsam des Armen, den er bestielt und des Volkes, das er verblendet. Ein anderer äussert auf dem Lehrstule der Wahrheit, wo alles, so wie sie, majestätisch

seyn

---

foderten? Sahen wir nicht den Herrn Lomenie de Brienne für mehr als 400 tausend Livres den Pflügen und den Ställen seines Kirchsprengels Thiere wiedergeben, welche die Viehseuche ihnen geraubt hatte. Toulouse würde ihm gern den Vorwurf machen, daß er das Vertrauen seines Königs verdienet, welcher ihn nach Rom schickt, um seine Geschäften zu besorgen. So theilet ein guter König die Stellen unter diejenigen Menschen aus, welche den besten Gebrauch davon machen und so weiß er aus allem ein Mittel zu ziehen, das Glück unter seine Völker auszubreiten. Man könnte zu diesen Beyspielen noch eine unzählige Menge anderer von Seelenhirten aus den untern Klassen hinzusetzen, welche gegen die Verläumdung, die wir widerlegen, zeugen würden. Man kann diese Beweise zur Ehre der Menschenliebe und der Religion nicht bekannt genung machen.

seyn soll, anstatt die heiligen Grundsätze der Sittenlehre, die das Gesätz vorschreibt, auszubreiten, eine Tadelsucht und beissende Schmähreden, die es verbeut. Der erstere hilft den Verläumdern eines heiligen Standes denselbigen verschreyen; der andere läßt ein geheiligtes Amt seinem Neide oder seiner Rachsucht dienen, und alle beide finden Schutzredner da, wo sie nichts als Verachtung finden sollten. Das Publikum lasse ihnen Gerechtigkeit wiederfahren, es wäge ihr Betragen und ihre Pflichten gegen einander ab, so werden sie bald an dem Platze stehen, wo sie hingehören.

Fr. Ist es nicht gefährlich, alle Gesätze auf die Sittenlehre und die ganze Religion auf Handlungen der Menschenliebe oder auf die den Unglücklichen in der physischen Ordnung zu leistende Hülfe zu beziehen?

Antw. Sehr gefährlich. Wenn man ausschliessender Weise seine Pflichten auf zeitliche und sinnliche Handlungen einschränkt, so fängt man gar leicht an zu glauben, daß die sinnlichen Dinge und der Mensch in die nemliche Klasse gehören und einerley Beschaffenheit haben.

Fr. Diese Lehre, so schädlich sie ist, ist doch nicht gefährlicher, als der Vernunft, den Wissenschaften, der Wahrheit, der Philoso-

phie

phie den Krieg anzukündigen, und sie den Regenten sowohl als den Völkern verhaßt zu machen, sich die Unwissenheit zu nutze zu machen, sich dafür belohnen und ehren zu lassen, daß man die Menschen betrügt, und diejenigen zur Strafe zu ziehen, die ihnen ihren Irrthum benehmen; und die Priester thun und sind alles dieß?

Fr. Ihr Systematiker, die ihr es versuchet, mein Jahrhundert mit diesen Grundsätzen zu unterstützen; ihr schildert unsere Diener der Religion nach den Dienern der Götter, deren die Sterblichen sich schämen, und ihr entlehnet eure Farben von den Zeiten, die wir beweinen. Wegen einiger Elender, deren unnütze Bürde oder Schwärmerey euch in die Augen fällt und die wir eurer Verachtung überlassen, verläumdet ihr eine unzählbare Menge rechtschaffener Leute, die sie nicht für das, was sie zu seyn vorgeben, erkennen, und die euch bedauren; aber ihr haltet euch nicht einmal für verbunden, wahrhaft zu seyn, wie würdet ihr es euch zur Pflicht machen, gerecht zu seyn? Jeder Mensch, der euch nicht von GOtt, als von einem gütigen, wohlthätigen, aber gerechten Wesen spricht und besonders der euch ihn so vorstellet, wie ihr wünschet, daß er wäre; jeder Mensch, der unnütz oder schädlich ist; jeder Mensch, der nicht dem

Re-

Regenten und den Gesätzen die ihnen schuldige Liebe und Ehrfurcht erweisen läßt, und sich unter dem Vorwande, frömmer zu seyn, von den Pflichten des Staatsbürgers loszureissen sucht; jeder Mensch, der auf Rache bedacht ist, wenn man ihn auch sogar verläumdet oder welcher auch sogar dem, der ihn beleidiget, Hülfe versagt; endlich jeder Mensch, der nicht die Hände gen Himmel erhebt, um ihn zu bitten, daß er eure Lästerungen vergesse, ist kein Diener desselbigen; er ist unwürdig, sich dem Heiligthume zu nähern, mit dessen Schatten er sich bedeckt. So ist unsere Religion und so sind die Diener derselbigen beschaffen. Stellet eure ungeheure Begriffe, eure verderbte und Verzweiflung zeugende Lehren, eure angesteckte Systeme denselbigen an die Seite; sagt dem Menschen, daß er ganz lebe und sterbe; benehmt ihm die Empfindung der Ordnung und des Glückes; gebt ihm die Macht, Herr über sein Leben zu seyn; bringt die Fäulniß bis in seine Seele und in seinen Keim; macht endlich eure Lehrsätze zur um sich fressenden Pestseuche und saget uns, was würden eure Altäre und eure Priester seyn, wenn man euch glaubte? Die unsrigen rufen uns zu, daß wir den Weihrauch in unsern Herzen tragen, daß die Erhebung der Seele die wahre Anbetung sey; wäre die eurige ein Heilig-

thum, welche Gottheit würde darinn wohnen wollen? was würde das Schicksal eines Regenten seyn, dessen Unterthanen alle euch gleich wären. Man müßte sehr verderbt oder sehr gerecht seyn, wenn man es wagte, in einer Stadt wohnen zu bleiben, deren Einwohner zween oder drey eurer Schüler in Ehren hielten. — Fürsten, Könige, Regenten! Für die Wohlfahrt eurer Staaten habe ich die Feder ergriffen, indem ich sie niederlege, thue ich einen Wunsch, dem ich den Namen eines Rathes zu geben mich unterstehe; wenn ihr über Menschen herrschen wollet, so haltet ein wachsames Auge darauf, daß eure Staaten nicht von den Lehrsätzen angesteckt werden, welche machen würden, daß ihr über Leichname, über Maschinen, oder über Räuber herrschtet.

Glaubensbekenntniß des Staatsbürgers.

Die Natur hat mich frey erschaffen, und die Gesellschaft erschaffet mich abhängig. Wenn die Eigenliebe mir das Glück an der Seite der Gleichheit vorstellen will, so zieht mir die Ordnung das Menschengeschlecht vor Augen, wie es unter der Anarchie, die es enterbet, zu Grunde geht. Die Gesätze erfodern meinen

Gehorsam, und das Vaterland verdienet meine Liebe. Ich bin ihnen meine Aerme, meine Einsichten, mein Blut schuldig, und ich bin schuldig, ihnen Rechenschaft von dem Degen, von dem Pfluge, oder von dem Scepter zu geben, so sie meinen Händen anvertrauen. Der Himmel, die Natur und der Mensch fesseln mich an die Erde und ich darf diese nicht verlassen, bis ich jener Werk gezieret habe. Sie rufen mir alle drey zu, daß ich der Welt nützlich seyn soll; um ihre Stimmen folgsam anzuhören, nehme ich meinen Stand als ein Mensch an, eefülle die Pflichten desselbigen als ein Weiser, und werde ihn verlassen, als ein Held. Das Ende des Staatsbürgers ist der Sieg der Tugend, welche zum höchsten Wesen zurückkehret.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pyrard, Henri François,

Catechismus des gesellschaftlichen Menschen

Frankfurt und Leipzig 1776
Ph.pr. 379
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040366-8
VD18 13907735